

HISTORISCHER VEREIN FÜR STADT UND KREIS
LUDWIGSBURG e.V.

Ludwigsburger Geschichtsblätter

Heft 49

Mit 112 Abbildungen



1995

Kommissionsverlag J. Aigner, Buchhandlung, Ludwigsburg

P. ZA 4772, 49. 1995 LS

0 640

Ludwigsburger
Geschichtsbücher

Heft 19

W. Kohlhammer



ISSN 0179-1842

Herausgegeben vom Historischen Verein
für Stadt und Kreis Ludwigsburg e.V.

Redaktion: **Dr. Wolfgang Schmierer**, Tamm
unter Mitarbeit von Dr. Norbert Stein, Ludwigsburg

Produktion und Layout: Karl-Heinz Zimmerstädt, Steinheim/Murr

Alle Rechte beim Historischen Verein für Stadt und Kreis Ludwigsburg e.V.

Für den Inhalt der Beiträge zeichnen die Verfasser verantwortlich

Gesamtherstellung: W. Kohlhammer Druckerei GmbH + Co., Stuttgart

Geschäftsstelle des Historischen Vereins:

Stadtarchiv Ludwigsburg, Kaiserstr. 14, 71636 Ludwigsburg

Inhalt

Mitarbeiter/innen an diesem Band	4
Vorwort (<i>Wolfgang Bollacher</i>)	5
Archäologie im römischen Gutshof von Ludwigsburg-Hoheneck einst und jetzt – Ergebnisse der Ausgrabungen von 1911, 1986/89 und 1991/92 von <i>Matthias Klein</i>	7
Zu Aspergs Anfängen: »Graf« Gozbert oder das Ende einer Legende von <i>Irmgard und Rolf Knoll</i>	37
Zum Beschaffungswesen der frühen Ludwigsburger Porzellan- und Fayencemanufaktur von <i>Hans Dieter Flach</i>	45
Vom »Seehaus« zum »Monrepos« – Studien zur Funktion des Seeschlosses unter König Friedrich von Württemberg von <i>Eberhard Fritz</i>	67
John Christopher Hampp Esquire – von Marbach nach Norwich von <i>Uwe Jens Wandel</i>	93
Die Freiherren von Wirsing. Aus sächsischer Diplomatenfamilie ins Oßweiler Schloß von <i>Heinz Martin Murr</i>	105
Marbacher Frauenschicksale im 19. Jahrhundert von <i>Hermann Schick</i>	129
„Unser Leben war schwer und eintönig“. Erinnerungen eines ehemaligen Zwangsarbeiters aus der Ukraine von <i>Wassili Kowalenko</i>	147
Schülerkanoniere aus Ludwigsburg im Bombenkrieg 1943–1945 von <i>Gerhard Würth</i>	171
160 Jahre Marbacher Schillerverein von <i>Heinz Georg Keppler</i>	201
Berichte und Notizen	
Die Veranstaltungen des Historischen Vereins 1994/95 (<i>Wolfgang Läßle</i>)	209
Nochmals: Das Aldinger Taufbecken (<i>Hans Dietl</i>)	223
Redaktionsbemerkungen (<i>Wolfgang Schmierer</i>)	228
Jahresbeitrag (<i>Wolfgang Läßle</i>)	229
Rückblick auf das Jahr 1994 (<i>Albert Sting</i>)	230
Buchbesprechungen	247
Bildnachweis	262
Ludwigsburger Geschichtsblätter 1900–1995	263

Mitarbeiter/innen an diesem Band

Bader, Dorothea, Archivamtfrau, Erdmannhausen
Dr. Bollacher, Wolfgang, Rechtsanwalt, Ludwigsburg
Dietl, Hans, Steinmetzmeister und Restaurator, Steinheim
Dr. Flach, Hans Dieter, Bad Wörishofen
Fritz, Eberhard, Archivar, Altshausen
Hänsler, Paul, Lorch-Waldhausen
Dr. Hofmann, Norbert, Archivdirektor, Lauffen a. N.
Keppler, Heinz Georg, Bürgermeister, Marbach a. N.
Klein, Matthias, Archäologe, Heidelberg
Knoll, Irmgard, M. A., Historikerin, Ludwigsburg
Knoll, Rolf, Studiendirektor a. D., Ludwigsburg
Kowalenko, Wassili, Ingenieur, Brodi/Ukraine
Dr. Kretschmar, Robert, Archivdirektor, Ingersheim
Läpple, Wolfgang, Archivamtsrat, Asperg
Murr, Heinz Martin, Oberlehrer i. R., Ludwigsburg
Dr. Schick, Hermann, Studiendirektor a. D., Marbach a. N.
Dr. Schmierer, Wolfgang, Ltd. Archivdirektor, Tamm
Schneider, Wolfgang, Archivamtmann, Ludwigsburg
Dr. Stein, Norbert, Archivat, Ludwigsburg
Dr. Sting, Albert, Direktor der Karlshöhe a. D., Löchgau
Dr. Viehöfer, Erich, Leiter des Strafvollzugsmuseums Ludwigsburg, Marbach a. N.
Dr. Wandel, Uwe Jens, Oberarchivat, Gotha
Würth, Gerhard, Diplomkaufmann, Ludwigsburg
Zimmerstädt, Karl-Heinz, Prokurist, Steinheim

Vorwort

Vor 40 Jahren fiel in Ludwigsburg der Salonturm, ein weithin sichtbares Wahrzeichen der Stadt, dem Straßenbau und damit der „neuen Zeit“ zum Opfer. Vor 50 Jahren endete der 2. Weltkrieg. Vor 400 Jahren kamen die badischen Orte Besigheim, Walheim, Hessigheim, Mundelsheim und die Hälfte von Löchgau – ein wichtiger Teil des heutigen Landkreises – an Württemberg, und vor 500 Jahren wurde auf dem glanzvollen Reichstag zu Worms aus der Grafschaft Württemberg ein Herzogtum. Aller Ereignisse wurde in Stadt und Land mit Ausstellungen, Vorträgen und Presseberichten gedacht. Der Historische Verein erinnerte an die letzten Kriegsjahre und das Kriegsende mit dem Vortrag von Gerhard Würth »Schülerkanoniere im Bombenkrieg 1939–45«, der sich im vorliegenden Band als Aufsatz findet, und an die Erhöhung Württembergs zum Herzogtum mit einer Exkursion nach Urach in die einstige Residenz des Grafen Eberhard im Bart, Württembergs geliebtem Herrn und erstem Herzog.

In Ludwigsburg wurden am 18. Juni Dr. Christof Eichert zum Oberbürgermeister und am 17. November Dr. Rainer Haas zum Landrat des Landkreises gewählt. Hans Jochen Henke – der bisherige Oberbürgermeister der Kreishauptstadt – wechselte ins Bundesministerium für Verkehr nach Bonn und Dr. Ulrich Hartmann – der bisherige Landrat – tritt in den Ruhestand. Den scheidenden Herren sei nochmals Dank für die Unterstützung des Historischen Vereins in vielen Jahren gesagt und den neuen Amtsträgern sei der Historische Verein mit seinen Anliegen geneigter und wohlwollender Aufmerksamkeit empfohlen. Der Verein versieht in Kreis und Stadt eine wichtige Aufgabe und wir dürfen mit Stolz vermerken, daß Herr Dr. Wolfgang Schmierer, der zum Leiter des Hauptstaatsarchivs Stuttgart befördert und am 10. Mai in sein Amt eingeführt wurde, wozu ihm der Vorsitzende auch im Namen des Vereins herzlich gratulierte, weiterhin bereit ist, die Ludwigsburger Geschichtsblätter – das Organ des Vereins – zu redigieren. Dies mag mehr als viele Worte Gewicht, Bedeutung und Ansehen der Ludwigsburger Geschichtsblätter deutlich machen.

Deren 49. Band liegt vor. Er enthält eine nach Zahl und Inhalt bedeutsame Reihe von Aufsätzen, die sich mit Themen von der Römerzeit bis zum Zweiten Weltkrieg und mit dem 160jährigen Jubiläum des Marbacher Schillervereins in diesem Jahr befassen. Der Rückblick auf das Jahr 1994, Berichte, Notizen und Buchbesprechungen beschließen den Band, dem eine große Leserschaft gewünscht wird, die sich nicht zurückhält, für den Verein und seine Ziele zu werben und neue Mitglieder zu gewinnen. Möge den Lesern die Beschäftigung mit der Vergangenheit helfen, Unbehagen, das wir bei Betrachtung vieler Erscheinungen unserer Tage empfinden, zu mindern, die richtige Meßlatte anzulegen und Antworten auf so manche Frage zu finden, die uns bewegt. Drohen klimatische und ökologische Veränderungen? Werden Technik und künstliche Intelligenzen unkontrollierbar, sogenannte Atomtests zur Gefahr? Was ist der Grund, daß fast alle überkommenen Ordnungen und selbst die Familie in Frage gestellt werden, daß der Gleichheits-

grundsatz seine Konturen verliert? Woran liegt es, daß einerseits organisiertes Verbrechen und mafiose Strukturen, andererseits religiöse Irrationalismen zunehmen, daß die christlichen Kirchen in Bedrängnis sind und Urteile des Bundesverfassungsgerichts, zum Beispiel das »Kruzifix-Urteil«, obwohl verfassungsgemäß begründet, von Teilen des Volkes nicht verstanden werden? Wie kommt es, daß es kaum noch Leitseile und vor allem keine Institutionen mehr gibt, welche die Autorität haben, sie zu legen? Die Fragen können natürlich nicht von und aus der Historie beantwortet werden, aber diese kann zur Beantwortung Material und Instrumentarium liefern. Beschäftigung mit der Vergangenheit – das ist das »ceterum censeo« des Historischen Vereins – ist also zum besseren Verständnis der Gegenwart hilfreich, mit welchem Satz der neue Band der Ludwigsburger Geschichtsblätter hiermit in die Öffentlichkeit entlassen werden soll.

Im November 1995

Dr. Wolfgang Bollacher

Archäologie im römischen Gutshof von Ludwigsburg – Hoheneck einst und jetzt

Ergebnisse der Ausgrabungen von 1911, 1986/87 und 1991/92*

von Matthias Klein

Nachdem das römische Militär kurz nach der Mitte des 2. Jh. n. Chr. das mittlere Neckarland geräumt und an die vordere Limeslinie Miltenberg–Lorch vorgerückt war, prägten für ca. 100 Jahre zwei Siedlungsformen das Gebiet des heutigen Kreises Ludwigsburg: wenige dorffartige bis kleinstädtische Siedlungen sowie eine Vielzahl von landwirtschaftlichen Einzelhöfen, die annähernd gleichmäßig über das Land verteilt waren. Die dorffartigen bis kleinstädtischen Siedlungen (Vici) waren entweder als »Lagerdörfer« in Verbindung mit einem Kastell entstanden oder entwickelten sich an besonderen Verkehrsknotenpunkten¹. Großflächige Ausgrabungen im Vicus von Walheim, über die in dieser Zeitschrift ausführlich berichtet wurde², haben vor allem dessen Bedeutung als Handels- und Umschlagplatz für landwirtschaftliche Produkte deutlich werden lassen und auch der ehemalige Kastellvicus von Benningen³ existierte nach Abzug des Militärs weiter. Handel, Handwerk und Dienstleistungen bildeten die wirtschaftliche Basis der kleineren Vici an den Verkehrsknotenpunkten, wobei neben Ansiedlungen an Straßenkreuzungen solchen im Zusammenhang mit der Flußschiffahrt auf dem Neckar und seinen Nebenflüssen große Bedeutung zukam. In diese Richtung lassen sich zahlreiche Befunde im Bereich der Murrmündung interpretieren⁴. Auch im Raum Bietigheim ist ein noch nicht genau lokalisierter Vicus dieser Art zu vermuten⁵.

Von nicht minderer wirtschaftlicher Bedeutung waren die landwirtschaftlichen Produktionsorte, die Gutshöfe (Villae rusticae), deren Zahl im Kreisgebiet vielleicht über 200 betragen haben könnte. Das heißt allerdings nicht, daß wir über die Mehrzahl dieser Anlagen durch archäologische Ausgrabungen mehr oder weniger gut unterrichtet sind. Meist ist nämlich nur die Lage aufgrund von zufälligen Oberflächenfunden bekannt; in einigen Fällen konnten durch die Prospektion aus der Luft (Luftbildarchäologie) oder durch räumlich beschränkte Grabungen (meist im Bereich des Hauptgebäudes) Gebäudegrundrisse eruiert werden. Somit gehört die komplette Freilegung eines Gutshofes nicht nur im Kreis Ludwigsburg eher zu den Ausnahmen. Glückliche Umstände haben in Ludwigsburg-Hoheneck dazu geführt, daß ein entsprechender landwirtschaftlich ausgerichteter Betrieb in den Jahren 1911, 1986/87 und 1991/92 fast vollständig erforscht werden konnte.

* Überarbeitete und um die Anmerkungen erweiterte Fassung des am 14. Oktober 1993 vor dem Historischen Verein gehaltenen Vortrags.

Der Gutshof von Ludwigsburg-Hoheneck liegt an einer flachen, für den Naturraum »Langes Feld« typischen, nach Südosten geneigten lößlehmbedeckten Erhebung. Als römische Trümmerstelle wird der Platz schon 1859 in der Oberamtsbeschreibung genannt⁶. Zu diesem Zeitpunkt waren die über den Boden aufragenden Mauern der einzelnen Gebäude schon lange nicht mehr erhalten. Die exakt bearbeiteten römischen Mauerquader dürften der Hohenecker Bevölkerung als bequemes und leicht zugängliches Baumaterial sehr willkommen gewesen sein. Die Entdeckung eines Brunnens am Ende des 19. Jh. erfolgte kurioserweise durch den Einbruch einer Kuh in den nur locker verfüllten Schacht.

Um 1910 beschäftigte sich der junge Student Oscar Paret sehr ausführlich mit den vor- und frühgeschichtlichen Denkmälern des Oberamts Ludwigsburg⁷ und wurde somit auf den Fundplatz aufmerksam, der damals fernab jeglicher Bebauung in der von Hoheneck aus landwirtschaftlich genutzten Flur lag.

Oscar Paret (1889–1972) war von 1941–1961 Vorsitzender, anschließend Ehrenvorsitzender des Historischen Vereins Ludwigsburg. Der Pfarrerssohn aus dem benachbarten Heutingsheim studierte vor dem Ersten Weltkrieg u. a. in Tübingen und Stuttgart Naturwissenschaften, Geologie und Architektur und trat nach dem Krieg in den Dienst der Staatlichen Altertümersammlung in Stuttgart. Dort wirkte er bis 1954, zuletzt als Landeskonservator und Leiter der vor- und frühgeschichtlichen Sammlungen sowie der Bodendenkmalpflege. Zahlreiche Standardwerke, nicht nur zur römischen Archäologie Württembergs, werden dem 1948 zum Honorarprofessor an der TH Stuttgart ernannten Gelehrten verdankt⁸.



Abb. 1: Ausgrabung 1911. Die Grabungsmannschaft im Keller des Hauptgebäudes. Ganz rechts Grabungsleiter Oscar Paret.

Offensichtlich müssen die kaum noch erkennbaren Spuren der Ruinen einen gewissen Reiz auf den jungen Mann ausgeübt haben, denn er kam der Anregung des Stuttgarter Fabrikanten Karl von Ostertag-Siegle, den Gutshof auszugraben, im Sommer 1911 sofort nach. Von Ostertag-Siegle hatte in Hoheneck, wo er ein Sommeranwesen bewohnte, die Rolle eines »Ortspatrons« inne und konnte die Aufwendungen für das sechswöchige Unternehmen tragen. Gegraben wurde vom 18. August bis zum 30. September 1911 bei extrem heißer Witterung in der Flur mit dem bezeichnenden Namen »Eglosheimer Burg«. Von den 12 bis 18 Grabungsarbeitern, die sich nach der Ernte als Tagelöhner zur Verfügung stellten, waren nicht wenige die Besitzer der Äcker, auf denen sich der Gutshof erstreckte (Abb. 1). Für die Bevölkerung Hohenecks stellte die Grabung natürlich ein besonderes Ereignis dar, vor allem, wenn der »Sponsor« Ostertag-Siegle im zu dieser Zeit auf dem Land noch seltenen Kraftwagen vorfuhr, um sich die Ergebnisse der Ausgrabungsarbeiten erläutern zu lassen.

Paret ließ durch das Gelände, das durch den hochgepflügten Trümmerschutt mehr oder weniger scharf umgrenzt war, annähernd parallele Suchgräben ziehen. Stieß ein Graben auf eine Mauer, so wurde entlang der Mauer weitergesucht, bis der Grundriß eines Gebäudes vollständig freigelegt war. Auf glücklicherweise erhaltenen Photographien ist diese Grabungsmethode noch deutlich zu erkennen (Abb. 2).

Auf diese Weise gelang es innerhalb der wenigen Wochen, praktisch den gesamten Gutshof zu erforschen: Zum Vorschein kamen die das gesamte Anwesen eingrenzende Hofmauer, das Hauptgebäude (Wohngebäude des Besitzers/Betreibers), ein Badegebäude mit Nebentrakt, mehrere Speicher-, Lager- und sonstige Wirtschaftsgebäude, ein Ziegelbrennofen sowie der schon erwähnte Brunnen. Außerhalb der Anlage konnten die am Hof vorbeiführende Straße nach Benningen sowie weitere Mauerzüge entdeckt, aufgemessen, gezeichnet und fotografiert werden. Zum ersten Mal war in Württemberg der vollständige Grundriß eines Gutshofes gewonnen worden, ungeachtet des schon damals schlechten Erhaltungszustandes der Fundamente. Bis 1975, als bei Bondorf, Kreis Böblingen, erneut eine Villa rustica umfassend untersucht wurde, änderte sich an der herausragenden forschungsgeschichtlichen Bedeutung dieser Ausgrabung nichts. Den Bekanntheitsgrad machte aber nicht nur die umgehende Vorlage des Befundes aus⁹; die populären Beschreibungen Paret's in seinen zahlreichen Publikationen, vor allem aber die in den 1930er Jahren vorgelegte Rekonstruktionszeichnung, die sogar Eingang in die Schulbücher fand, trugen wesentlich dazu bei¹⁰.

Die in nur 6 Wochen erzielten Ergebnisse beurteilen wir heute mit uneingeschränkter Bewunderung. Auf zwei Punkte ist dabei besonders aufmerksam zu machen: Zum einen wurde der Grundriß der Gesamtanlage so vollständig erfaßt, daß trotz intensiver Suche bei den jüngsten Grabungen kein einziges weiteres Gebäude mehr erfaßt werden konnte. Zum anderen erwies sich Paret's Vermessung, die lediglich auf die vorhandene Feldparzellierung bezogen sein konnte, als so exakt, daß die Abweichung zu unserer modernen Vermessung, die mit hochtechnisierten Instrumenten und einem überregionalen System festgelegter Koordinaten erzielt wurde, nur wenige Zentimeter betrug. Nach dem Abschluß der Grabungsarbeiten schüttete man die aufgedeckten Flächen und Gräben wieder zu; das Gelände wurde wiederum landwirtschaftlich genutzt, wobei die im Boden verbliebene archäologische Substanz zwangsläufig weitere Zerstörungen erlitt.



Abb. 2: Ausgrabung 1911. Suchgräben im nordwestlichen Teil mit nördlicher Umfassungsmauer und Nordwestecke (links) bzw. Ziegelbrennofen (links). Sehr gut ist im Hintergrund der nach Südosten abfallende Hang zu erkennen. Dieses Areal ist heute vollständig überbaut.

Als sich das Dorf Hoheneck – inzwischen nach Ludwigsburg eingemeindet – immer weiter nach Westen ausdehnte, geriet plötzlich der Gutshof in Gefahr überbaut zu werden. Nun hatten sich die zuständigen Stellen Anfang der 1980er Jahre mit dem Problem auseinanderzusetzen, nachdem ein rechtsgültiger Bebauungsplan von 1959 wenig Rücksicht auf eines der bekanntesten Bodendenkmäler des mittleren Neckarlandes genommen hatte. Die Stadt Ludwigsburg brachte für den Schutz des Gutshofes viel Verständnis und Verantwortungsgefühl auf, konnte sich auf der anderen Seite aber nicht vorstellen, den Bebauungsplan insgesamt zu

gefährden. Der in dieser Situation erzielte Kompromiß sah vor, die zentralen Teile – Haupt- und Badegebäude, westliche Umfassungsmauer mit angelehnten Wirtschaftsgebäuden, Ziegelbrennofen – im Rahmen einer Grünanlage, eingebettet in das Neubaugebiet, zu erhalten. Die nördlichen und östlichen Bereiche, die von weiteren Wirtschaftsgebäuden eingenommen wurden, sollten der modernen Bebauung weichen. Daraufhin wurden in diesem Bereich im Frühjahr 1986 Ausgrabungen durch das Landesdenkmalamt unter der Leitung von I. Stork vorgenommen¹¹.

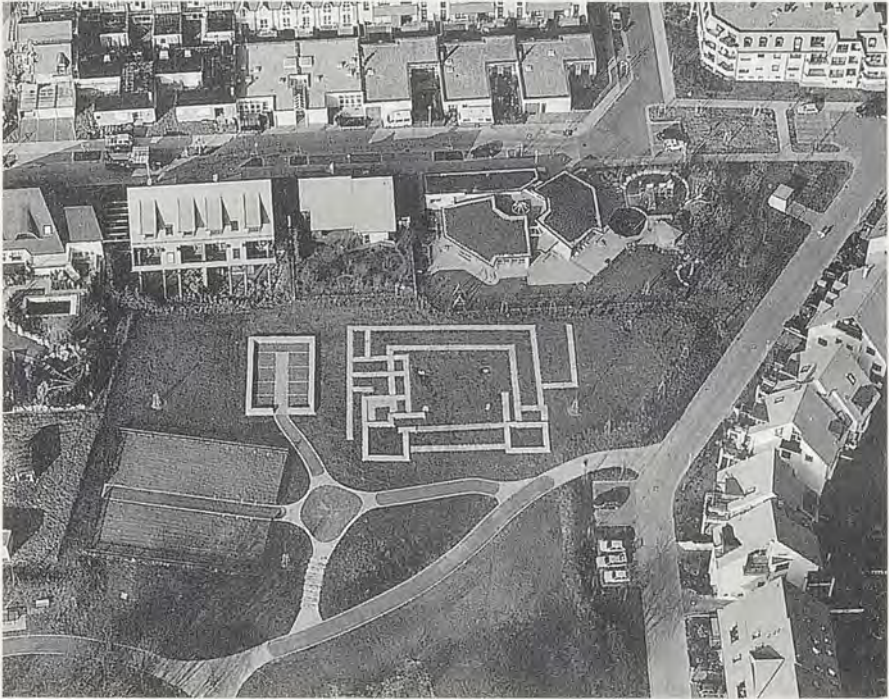


Abb. 3: Die Situation nach der Ausgrabung 1992: In der Mitte der durch Steinplatten kenntlich gemachte Grundriß des Hauptgebäudes, links davon der neu angelegte Garten für Gewürz- und Heilpflanzen, darunter das Feld für Ackerfrüchte. Das kleine Freilichtmuseum in der Grünanlage ist von der modernen Bebauung fast vollständig eingekreist.

Nur wenige Jahre später war die verbliebene Restfläche von Norden, Süden und Osten regelrecht eingekreist, so daß die projektierte Grünanlage konkrete Formen annahm. Da das innerhalb der Grünanlage vorgesehene kleine »Freilichtmuseum« nach dem bestmöglichen Kenntnisstand eingerichtet werden sollte, waren die im Jahr 1911 erzielten Ergebnisse durch eine abschließende großflächige Ausgrabung umfassend zu überprüfen (Abb. 3). Die im März 1991 eingeleiteten und im August 1992 planmäßig beendeten Untersuchungen wurden gemeinsam von der Stadt Ludwigsburg und dem Landesdenkmalamt (Abteilung Archäologische Denkmal-

pflege, Stuttgart) mit maßgeblicher Unterstützung der Bundesanstalt für Arbeit (Arbeitsamt Ludwigsburg) im Rahmen einer Arbeitsbeschaffungsmaßnahme durchgeführt¹². Allen Beteiligten, vor allem der kleinen, aber effektiven Grabungsmannschaft, ist für die geleistete Arbeit sehr herzlich zu danken.

Als wichtigstes Ergebnis kann die Gliederung des von Oscar Paret vorgelegten, glänzend bestätigten Grundrißplans in drei Hauptbauphasen vorgestellt werden. Wenn wir heute glauben, ein etwas differenziertes Ergebnis vorlegen zu können, so liegt dies einzig an den verbesserten Methoden des Ausgrabungswesens, die zu Beginn des Jahrhunderts in diesem Maße noch nicht zur Verfügung standen.

Die Baugeschichte des Gutshofes: Erste Bauphase

Die erste Bauphase ist die bescheidenste in der Geschichte des Gutshofes (Abb. 4, 5): Eine Begrenzungsmauer umfaßte ein verschobenes Parallelogramm von max. 125×98 m Fläche. Die Mauer sollte den Hofbereich markieren, auch wilde Tiere fernhalten, hatte aber keinerlei fortifikatorischen Charakter. Zu einer wirkungsvollen Verteidigung hätten überdies zu wenige Personen bereitgestanden.

Hoch am Hang, zentral in beherrschender Lage wurde das Hauptgebäude (I) erbaut. Schon in der ersten Phase ist es das vom Platzbedarf her gesehen ausgreifendste, in der architektonischen Gestaltung am aufwendigsten errichtete Gebäude. Dies blieb es bis zum Ende des Gutshofes. Auch der »vornehmste« Standort innerhalb der Gesamtanlage änderte sich nicht mehr. Am wuchtigsten wirkt die große, auf vier monolithische Basen gegründete Halle. Römisches Flair erreichte man durch die Gestaltung der Vorderfront: Zwischen zwei leicht abgesetzte, flankierende Türme baute man eine schattenspendende Laube, deren Säulen oder Pfeiler auf einer Brüstungsmauer aufsaßen und ihrerseits ein geneigtes Vordach trugen. Der Typus dieser »Porticusvilla mit Eckrisalit« ist weit verbreitet, in seiner Entstehung aber letztlich nicht geklärt. In diesen Eckrisaliten wird man vornehmlich Wohnräume vermuten dürfen (Abb. 6). Für den östlichen Risalit ist ein Treppenaufgang von der Halle aus in die Obergeschosse nachgewiesen. Der westliche Risalit war vollständig unterkellert. Die Mauern dieses Kellers konnten teilweise in noch gut erhaltenem Zustand angetroffen werden, teilweise waren sie aber auch in nachrömischer Zeit abgerissen worden, um Steinmaterial zu gewinnen. Die Westmauer des Kellers erreichte noch eine Höhe von 1,4 m über dem ehemaligen, nicht mehr angetroffenen Fußboden (Abb. 7). Die vorgeblendete Mauer- schale hatte noch 9 regelmäßige Steinlagen aufzuweisen. Die schön gearbeiteten Handquader aus gelbem »Dolomit« waren zu etwa einem Drittel ihrer Tiefe rötlich durchgeglüht; ein deutliches Zeichen für einen ausgedehnten Brand im Kellerbereich, bzw. in den darüberliegenden Räumen.

Durch Grundriß und Ausstattung gibt sich das kleine Badegebäude (II) im unteren Teil der Anlage zu erkennen. Ausnahmsweise hatten sich hier Mauerwerk und Estriche besser als anderswo im Hofbereich erhalten (Abb. 8). Aneinandergereiht lag im Norden das Kaltbad mit einer Wasserwanne, im Süden das Warmbad. Dessen Westfront wurde durch einen erkerartigen Vorsprung gegliedert; vielleicht stand hier die vorauszusetzende Warmwasserwanne (Abb. 9). Entwässert wurde hangabwärts nach Süden. Östlich der beiden Räume sind die technischen Einrichtungen (Sammelbehälter für das Badewasser, Brennstelle für die

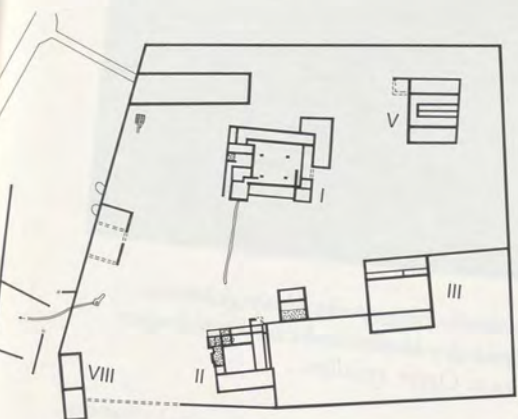
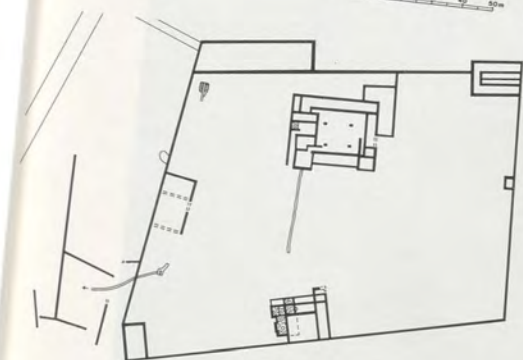
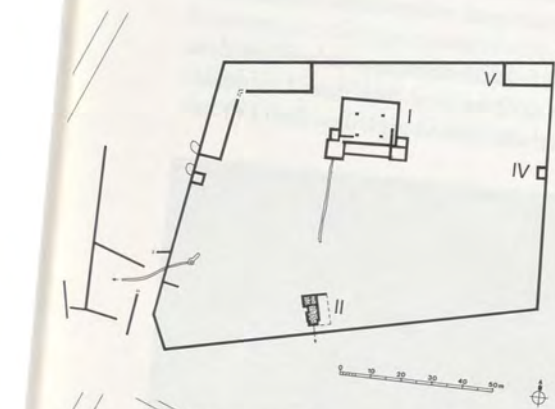


Abb. 4: Schematisierter Grundriß der Bauphasen 1-3; Stand 1994.

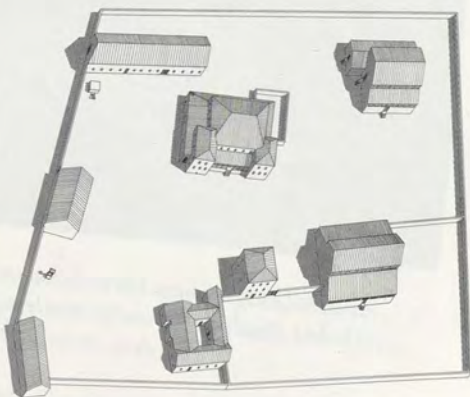
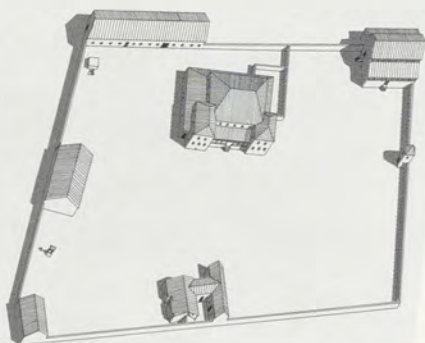
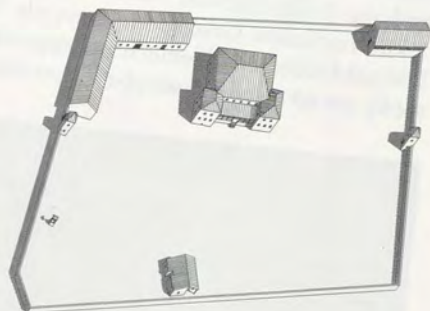


Abb. 5: Isometrischer Grundriß der Bauphasen 1-3; Stand 1994.

Hypokaustanlage) zu lokalisieren, womöglich im Norden noch ein weiterer kleiner Raum, der als Umkleide gedient haben könnte. Haupt- und Badegebäude bilden ein Ensemble, dessen Größenverhältnisse gut aufeinander abgestimmt sind.

Die restlichen Gebäude müssen als Wirtschaftsbauten angesprochen werden. Während über das kleine turmartige Gebäude (IV) an der östlichen Hofmauer wenig gesagt werden kann, ist der in die nordöstliche Ecke eingefügte Bau (V) mit



Abb. 6: Ausgrabung 1991. Fundamentrollierungen des Hauptgebäudes (östlicher Risalit). Die aufgehenden Teile des Mauerwerks sind vor langer Zeit dem Steinraub zum Opfer gefallen.

größter Wahrscheinlichkeit als Speicher, wohl für Getreide, anzusehen. Die Wahl des Platzes für den Bau eines Speichers im höher gelegenen, trockenen Teil der Anlage folgt uns bekannten antiken Bauempfehlungen. Die Funktion als Lager- bzw. Vorratsgebäude kommt auch für die beiden langgestreckten Bauten in der Nordwestecke in Frage, möglich ist aber auch eine (Teil-)Verwendung als Remise

oder Stallgebäude. Südlich daran anstoßend ist die zentrale Hofeinfahrt zu vermuten, die durch ein kleines turmartiges Gebäude – wie auf der entgegengesetzten Seite – flankiert wurde. In der ersten Phase bestand natürlich auch schon der Brunnen, der den gesamten Hofbereich (darunter auch das Badegebäude?) mit dem nötigen Wasser versorgte (Abb. 10).

Bei der Verteilung der Gebäude auf das Hofareal fallen die Lücken im südlichen, unteren Teil auf. Ob sich an der einen oder anderen Stelle ehemals ein aus Holz



Abb. 7: Ausgrabung 1991. Keller unter dem westlichen Risalit des Hauptgebäudes mit teilweise gut erhaltenem Mauerwerk (vgl. Abb. 1).

erbautes Gebäude befand, konnte nicht geklärt werden. Auch bleibt unbekannt, ob der ersten Steinbauphase, deren Beginn etwa in die Mitte des 2. Jh. n. Chr. zu datieren ist, generell eine nur aus Holzbauten bestehende Vorgängeranlage vorausging. Hinweise darauf liegen nicht vor. Schwer einzuordnen sind auch die Mauerspuren westlich der Hofmauer, die man als Einfriedungen von Viehperchen interpretieren könnte.

Zweite Bauphase

Eine Umgestaltung erfährt die Anlage in der 2. Hälfte des 2., spätestens zu Beginn des 3. Jh. n. Chr. Die Veränderungen sind den Plänen und Rekonstruktionszeichnungen unschwer zu entnehmen; hier soll nur das wichtigste erwähnt werden:

Die Hofmauer bleibt im wesentlichen erhalten. Das Hauptgebäude wird im Norden und Osten, vor allem aber im Westen durch den Einbau größerer Räume



Abb. 8: Ausgrabung 1992. Badegebäude. In der Mitte das Warmbad, dahinter das Kaltbad mit Wasserwanne (links).

erweitert. Dadurch geht allerdings der klare, einfache Grundriß verloren (Abb. 11). Ein Teil der Räume im Westteil wird mit farbig bemalten Wänden und Estrichfußböden ausgestattet.

Deutliche Veränderungen sind auch im Badegebäude festzustellen. Aus dem kleinen rechteckigen Bau wird eine dreiflügelige Anlage, die im Süden durch die Hofmauer begrenzt wird. Durch den Einbau eines weiteren beheizbaren Raumes

gelangte man zu der kanonischen Raumaufteilung eines römischen Bades mit Kaltbad (Frigidarium), Laubad (Tepidarium) und Warmbad (Caldarium). Die Nutzungsart der Räume im Nord- und Ostflügel des erweiterten Gebäudes kennen wir nicht (Abb. 12). Der Speicherbau in der Nordostecke wurde nach Norden über die Hofmauer hinaus und nach Süden erweitert. Zudem ist der Nachweis einer Anhebung des Speicherbodens möglich, damit dieser besser trockengehalten werden konnte. Dagegen ist der Abbruch der beiden langgestreckten Gebäude in der



Abb. 9: Ausgrabung 1911. Badegebäude. Westfront mit Kaltwasserwanne (links) und erkerartigem Vorsprung (rechts).

Nordwestecke wahrscheinlich, wobei der nördliche Trakt einfach vor die Hofmauer gesetzt wurde. Dies hat seinen Grund darin, daß nun ein Ziegelbrennofen die Nordwestecke eingenommen haben könnte. Die Datierung des Ofens in diese Phase ist allerdings nicht völlig gesichert. Der Aufdeckung haben wir mit besonderer Spannung entgegengesehen; 1911 war dies für Württemberg der erste sichere Nachweis eines Brennofens für Ziegelmaterial (Abb. 13). Die mustergültige Dokumentation Parets ließ freilich nichts Gutes vermuten; tatsächlich ist der erhaltene Befund eher ernüchternd: Der in den Boden eingetiefe Unterbau des Ofens zeichnete sich zwar deutlich ab, die Gewölbeansätze auf den insgesamt acht Querrippen waren dagegen nicht mehr erhalten. Deutlich war der breite Hauptfeuerkanal zu erkennen sowie die seitlichen Nebenkanäle zwischen den Rippen. Ummantelung und Querrippen bestanden aus getrockneten Lehmziegeln, die in sehr poröser Erhaltung auf uns gekommen sind. Die nach oben folgende Brenndecke konnte schon 1911 nicht mehr nachgewiesen werden.



Abb. 10. Ausgrabung 1992. Brunnen. Im Vordergrund der quadratische, teilweise zerstörte Schacht, dahinter der Zulaufkanal.

Einen Ersatz für den südlichen Gebäudeteil erreichte man, indem ein neuer Bau zwischen Hofeinfahrt und Brunnen an die Umfassungsmauer angefügt und zusätzlich die Südwestecke mit einem rechteckigen Gebäude bebaut wurde.

Dritte Bauphase

Die dritte Bauphase (1. Drittel des 3. Jh. n. Chr.) stellt sich als deutliche Expansion des ummauerten Hofareals dar, verbunden mit der Erweiterung bzw. dem Neubau einzelner Gebäude. Eine neue Hofmauer ist im Norden, Süden und Osten errichtet worden (Ausdehnung der Anlage nun 147×127 m). Das Hauptgebäude und die Wirtschaftsbauten an der Westseite wurden offensichtlich nicht oder nur wenig (Verlängerung des Gebäudes VIII nach Süden) verändert. Der Speicher in der Nordostecke mußte ein zweites Mal nach Norden und Süden erweitert werden.

Völlig neu gestaltet wurde der gesamte südöstliche Hofbereich durch die Errichtung zweier markanter Bauten und durch die Erweiterung des Badegebäudes. Das Badegebäude erhielt einen ausgedehnten Südtrakt, der den schon bestehenden Innenhof von Süden her einfaßte. Auch hier ist die Funktion unklar, doch dürften die neu erstellten Teile kaum dem eigentlichen Badebetrieb gedient haben. Vielleicht sind damit zusätzliche Wohnräume geschaffen worden, doch ist dies nicht beweisbar.

Im Südosten ist die Funktion des neu erstellten Gebäudes III mit dem in mehrere Hallen gegliederten Grundriß zweifelhaft. Am ehesten läßt sich ein weiterer Speicher oder ein Stallgebäude, vielleicht eine Kombination aus beidem, vermuten. Hervorzuheben sind die Ausmaße dieses Bauwerks, des größten aller Wirtschaftsgebäude dieses Gutshofes.

Zwischen Gebäude III und dem westlich gelegenen Bad errichtete man eine Mauer, die auch nach Osten fortgeführt wurde. Möglicherweise war an eine Abtrennung des gesamten südöstlichen Bereiches gedacht worden. An diese Mauer setzte ein massiver Turm an, dessen Mauerstärke weit über das Maß der ansonsten angetroffenen Steinmauern hinausging. Der Boden im Erdgeschoß des Turmes bestand zum Teil aus einem Estrichfußboden. Ob an dieser Stelle ein Turmspeicher oder ein stark befestigter Fluchtturm errichtet wurde, ist schwer zu

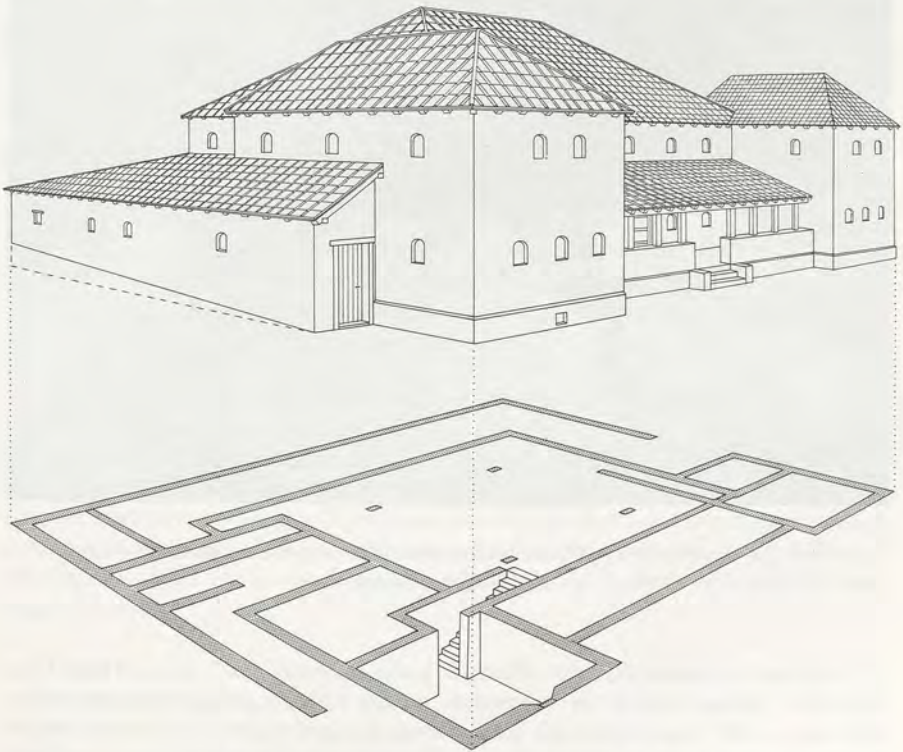


Abb. 11: Hauptgebäude, Phase 2. Grundriß und Perspektive von Südwesten.

beantworten. Wenn man die zweite Möglichkeit in Betracht zieht, so ist vorauszusetzen, daß die Errichtung dieses Gebäudes nachträglich erfolgt sein dürfte (2. Drittel 3. Jh.) und daß die Bedingungen für die Funktion gegeben sein müssen: Ein Fluchtturm in der Zeit der alamannischen Gefährdung ist nur dann sinnvoll, wenn ein System etabliert ist, das in absehbarer Zeit wirkungsvolle Hilfe durch starke bewaffnete Kräfte (aus dem Kastell von Stuttgart-Bad Cannstatt?) heranführen kann.



Abb. 12: Ausgrabung 1992. Fundamentrollierungen im östlichen Flügel des Badegebäudes.

Überhaupt ist gerade die letzte Phase, d. h. das 2. Drittel des 3. Jh., und damit das Ende der Anlage schwer zu beurteilen, da die höherliegenden Befunde meist abgetragen oder zumindest stark gestört sind. So sind weitere Mauerzüge außer- und innerhalb des Hofes schwer einzuordnen, der Einbau einer Darre (zur Verarbeitung des Getreides oder anderer Nahrungsmittel) in den Innenhof des Badegebäudes möglicherweise mit diesen unruhigen Zeiten in Verbindung zu bringen.

Insgesamt erfuhr der Gutshof während der dritten Phase eine wesentliche Vermehrung seiner Baulichkeiten, der nutzbaren Fläche innerhalb des Hofareals sowie seiner Speicherkapazitäten, zumindest, wenn man voraussetzt, daß sämtliche Lagerhallen und Speicher der zweiten Phase ihre Funktion behielten.

Viele der beschriebenen baulichen Veränderungen innerhalb des Hofbereiches sind durch Überschneidungen des Mauerwerks direkt nachweisbar. In manchen



*Abb. 13: Ausgrabung 1911. Ziegelbrennofen.
Im Vordergrund die noch gut erhaltenen Querrippen des Unterbaus.
Rechts Oscar Paret bei der Befundbeschreibung.*

Fällen mußte auch die architektonische Gesamtentwicklung herangezogen werden, um die Veränderung des Bauzustandes zu erklären.

Somit ist das hier gezeichnete Bild nicht in jedem Detail beweisbar. Vor allem die Rekonstruktionen könnten einen gewissen Absolutheitsanspruch vermitteln, der so nicht gegeben ist. Vorgestellt wird nur eine Möglichkeit, den nur fragmentarisch auf uns gekommenen Befund zu deuten. Alternative Vorstellungen, die Baugeschichte der Villa rustica in ihren Grundzügen zu erfassen, sind möglich und begründbar.

Das Fundmaterial

Das bei den Grabungen geborgene Fundmaterial erwies sich zwar als relativ umfangreich, aber doch sehr einseitig¹³. Berücksichtigt man die natürliche Erosion des Hanges sowie die jahrhundertelange landwirtschaftliche Bearbeitung des Bo-

dens, so muß die vorhandene Menge erstaunen. Dabei haben sich im Gutshofareal bis auf den Keller des Hauptgebäudes und den Brunnen, die nicht sehr ergiebig waren, fast keine tiefer liegenden Befunde (Vorrats- und Abfallgruben, Latrinen) erhalten, die erfahrungsgemäß wahre »Fundgruben« darstellen können. Das gesamte Fundmaterial kam relativ dicht unter dem Ackerhumus zum Vorschein. Es besteht fast ausschließlich aus zerscherbter Keramik, die bei den Mahlzeiten, in der Küche und bei der Vorratshaltung Verwendung fand: Becher, Krüge, Teller, Backplatten, Deckel, Koch- und Vorratstöpfe, bzw. -schüsseln, Reibschalen (zum Anreiben von Gewürzen, Kräutern etc.), um nur das wichtigste zu nennen. Diese Gefäße lassen sich anhand ihrer Formen nur ganz allgemein in die 2. Hälfte des 2.,



Abb. 14: Ausgrabung 1991. Denar des Septimius Severus.

bzw. 1. Hälfte des 3. Jh. datieren. Die genaue Herkunft der verwendeten Keramik können wir noch nicht angeben, doch darf festgestellt werden, daß aus dem Umland mehrere Töpfereien bekannt sind, z. B. aus dem nur wenige Kilometer entfernten Benningen, aber auch aus Bad Cannstatt, Walheim und Murr¹⁴.

Zum Teil aus weiter Ferne mußte dagegen das »bessere Geschirr«, die mit rotglänzendem Tonschlickerüberzug versehene Terra Sigillata, importiert werden. Soweit bis jetzt gesichtet, liegen Gefäße aus dem zentralgallischen Bereich, aus dem Produktionszentrum Rheinzabern (am Rhein südlich von Speyer), aber auch aus dem mittleren Neckarland (Töpferei Waiblingen) vor. Die Terra Sigillata ist – da zum Teil die einzelnen Töpfer bestimmt werden können – als Quelle für präzise Datierungen von großem Wert. Nach Hoheneck haben u. a. geliefert: Iulius, Marcianus, Marinus, Reginus, Regulinus, Ritunus, Tertius, Vindemialis.

Wenige Fragmente von Krügen, Bechern und Tellern aus Glas ergänzen den Bestand der Keramik und lassen gleichzeitig etwas von dem bescheidenen Wohlstand der Betreiber erkennen. Bronzene Haarnadeln beweisen die Anwesenheit von Frauen. Eiserne Gerätschaften sind als Bestandteile des Hausinventars (Baubeschläge) anzusprechen; leider fehlen spezifische landwirtschaftliche Werkzeuge und Geräte völlig. Dem Zeitvertreib dienten Würfel und Spielsteine aus Bein (Brettspiele).

Nur eine einzige Münze ist bei den vier Grabungskampagnen zum Vorschein gekommen, ein vorzüglich erhaltener Denar des Kaisers Septimius Severus, geprägt 194 n. Chr. in einer Münzstätte im östlichen Teil des römischen Reiches (Abb. 14). Die Vorderseite zeigt das Bildnis des Herrschers, umrahmt von der Titulatur (Imperator Caesar Septimius Severus Pertinax Augustus Consul II), auf der Rückseite ist die Göttin Juno Moneta mit Waage und Füllhorn dargestellt. Die Umschrift (Moneta Augusti) verweist auf die Verbindung des Heiligtums der Göttin in Rom mit der dort eingerichteten Münzstätte¹⁵.

Funktion der Anlage

Der Gutshof von Hoheneck liegt in einer in römischer Zeit sehr dicht besiedelten Region. Im mittleren Neckarland zwischen Bad Wimpfen und Stuttgart ist neben den wenigen schon erwähnten größeren Siedlungen eine Vielzahl von Fundstellen bekannt, die zum allergrößten Teil auf Gutshöfe hinweisen¹⁶.

Im Bereich der fruchtbaren Lösslehm Böden um Ludwigsburg kann die Entfernung von Gutshof zu Gutshof teilweise mit nur 1000 bis 1500 m angegeben werden¹⁷. Die Konzentration der Anlagen erklärt sich aber nicht nur durch die hervorragende Bodenqualität dieser Region, sondern auch durch die Nähe eines großen Abnehmerkreises für agrarische Produkte. Dazu gehörten die am nahen Limes stationierten Auxiliarsoldaten ebenso wie die Bewohner der Kastellvici, die nicht selbst Landwirtschaft in größerem Umfang betrieben. Die landwirtschaftlichen Produkte konnten auch sehr leicht, schnell und kostengünstig über eine größere Strecke hinweg verhandelt werden, indem der Neckar und seine Nebenflüsse als Transportwege genutzt wurden¹⁸.

Wenige Gutshöfe im Kreisgebiet wurden bisher vollständig ausgegraben und erforscht. Neben Hoheneck als dem »Klassiker« dieses Genres ist eigentlich nur die umfangreichere Anlage von Bietigheim – »Weilerlen« zu nennen¹⁹. Größere Areale wurden auch in Sachsenheim-Großsachsenheim – »Holderbüschle« aufgedeckt²⁰, während Pläne älterer Ausgrabungen von den Anlagen Besigheim – Wald »Rossert«²¹, Gemmrigheim – »Bonholz«²² und Kirchheim – »Ghäuwald«²³ vorliegen²⁴.

Aus dem Vergleich ergibt sich, daß die Villa rustica von Ludwigsburg-Hoheneck als typisch für eine landwirtschaftlich ausgerichtete Anlage mittlerer Größe anzusehen ist. Der Größenunterschied des von der Hofmauer umschlossenen Areals (ca. 1,6 ha) im Vergleich zu Bietigheim – »Weilerlen« (ca. 3,7 ha) einerseits, bzw. zu dem nur wenige Kilometer nördlich des Kreisgebietes liegenden Gutshofes von Lauffen a. N.²⁵ (ca. 1 ha) andererseits zeigt dies mit aller Deutlichkeit. Auch die Anzahl der Wirtschaftsgebäude erhöht sich bei zunehmender Hoffläche dementsprechend (Lauffen: 2/3, Hoheneck: 6, Bietigheim: 7 (?)). Allerdings bezieht sich dieser Vergleich lediglich auf die eigentliche Hoffläche; die Nutzflächen der jeweiligen Anlagen sind weit schwieriger zu bestimmen. Hier können beispielsweise kleinräumige Kartierungen aller faßbaren Siedlungspunkte weiterhelfen. Auf den ersten Blick ist die regelhafte, gleichmäßige Besiedlung des flachen Landes auffällig.

Auch die Beziehungen der Gutshöfe untereinander, bzw. zu den größeren Siedlungen sind in der Regel wenig erforscht, etwa die Frage nach über- oder

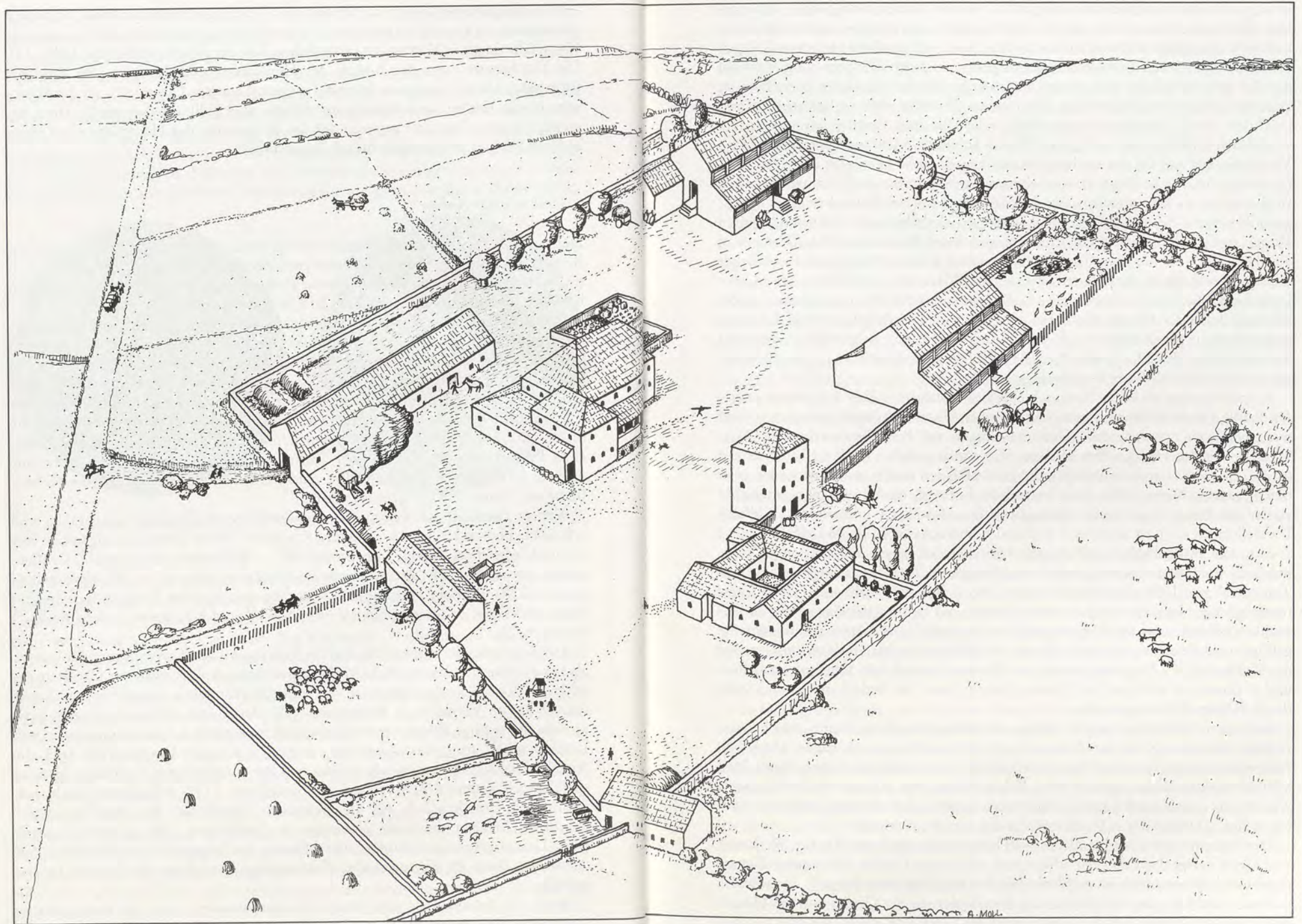


Abb. 15: Alltag in der Villa rustica. Stimmungsbild frei gezeichnet nach Befunden der

Bauphase 3. Zeichnung: A. Moll.

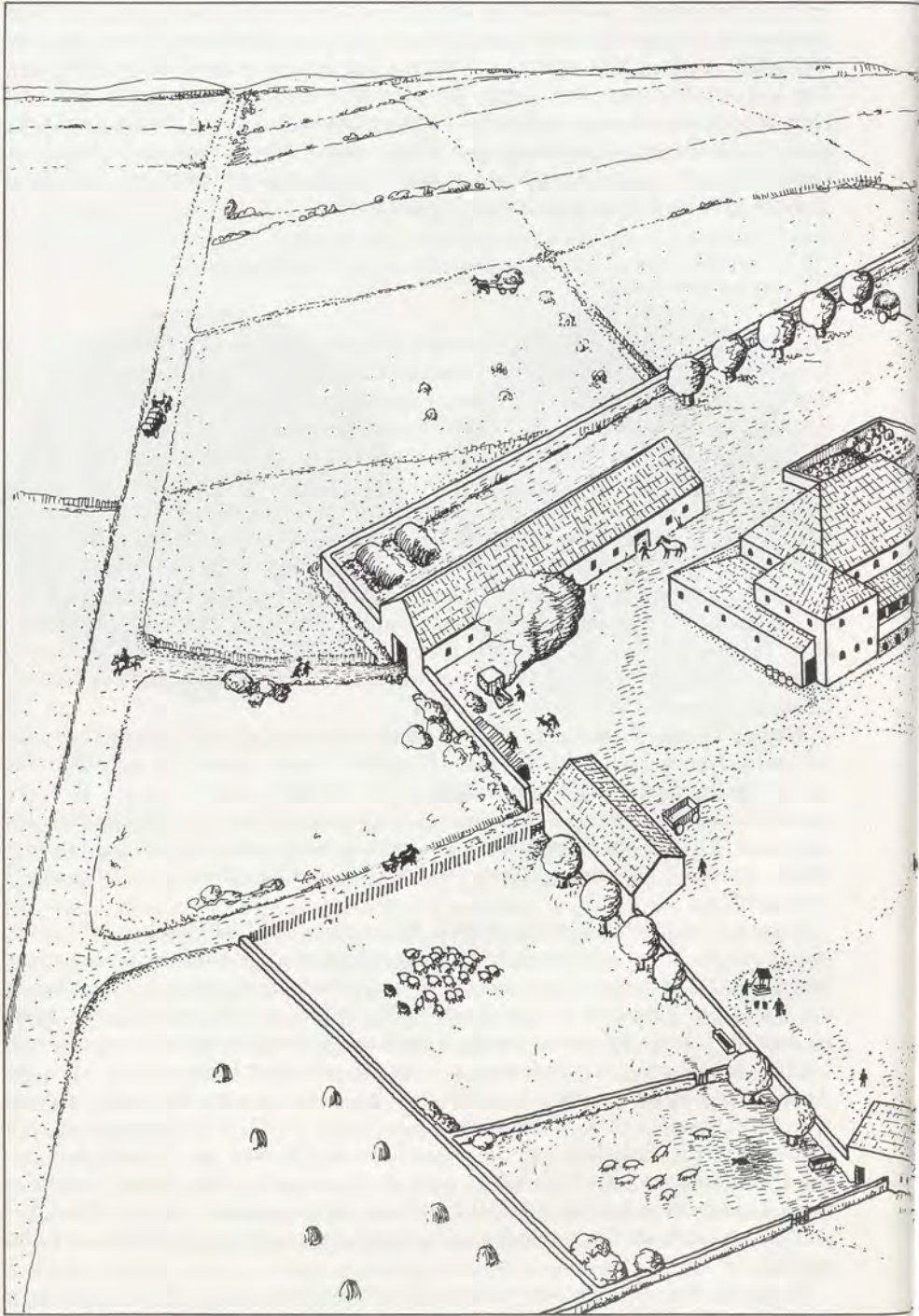
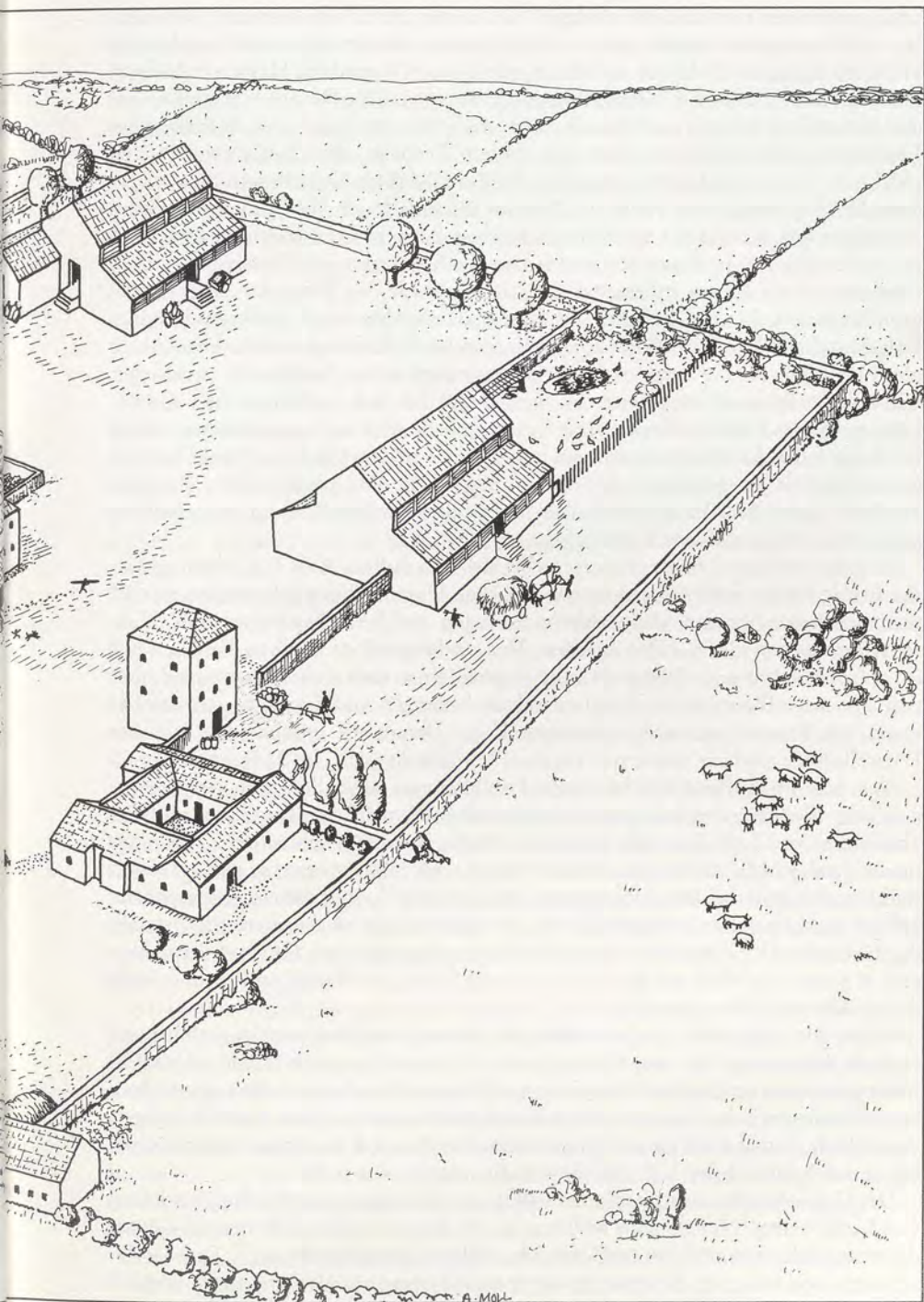


Abb. 15: Alltag in der Villa rustica. Stimmungsbild frei gezeichnet nach Befunden der



Bauphase 3. Zeichnung: A. Moll.

untergeordneter Funktion der Anlagen²⁶). Für den Betrieb Bietigheim – »Weilerlen« wird weniger mit einem privaten Landgut als vielmehr mit einem Staatsbetrieb zur Versorgung der Soldaten am Limes gerechnet, während die kleineren Anlagen mehr oder weniger als Familienbetriebe angesehen werden. Die Schwierigkeiten bei der Beurteilung hängen auch damit zusammen, daß der Status des Betreibers im Einzelfall nahezu unbekannt ist. Um diesem Problem näherzukommen, wären glückliche Inschriftenfunde notwendig. Leider fällt diese Quellengattung aus verschiedenen Gründen fast völlig aus. Was an Informationen verfügbar ist, stellt im Verhältnis zur Anzahl der landwirtschaftlichen Betriebe kein wirklich verwertbares Kriterium dar. In Frage kommt ebenso ein Begüterter der Provinzialbevölkerung wie ein in Ehren entlassener Soldat oder auch der Verwalter eines Großgrundbesitzers. Bei der Behandlung dieser sozialgeschichtlich höchst relevanten Fragen stellt sich aufgrund der Quellenlage schnell Ratlosigkeit ein. Dies gilt in gleichem Maße für die Frage nach den Bediensteten, deren Zahl wie ihr rechtlicher und sozialer Status (Lohnarbeiter/Sklaven) ungeklärt sind. Auffällig ist der archäologische Befund, daß praktisch jede Gutshofanlage über ein ausgedehntes, sofort ins Auge fallendes Haupt- sowie ein zugehöriges Badegebäude verfügt. Umfang, anspruchsvolle Architektur und Ausstattung sowie ein ausgewählter, betonter Standort dieser Einheit innerhalb des Hofareals verweisen auf ein ausgeprägtes, nach außen hin sichtbares Sozialgefüge.

Mag die nachgezeichnete Baugeschichte des Gutshofes (Abb. 4, 5) einen gewissen Erfolg für die aufwendigen archäologischen Untersuchungen anzeigen, so darf nicht vergessen werden, daß zahlreiche Fragen zur Betriebsstruktur und Wirtschaftsweise des Hofes offen bleiben. Der umfangreichen antiken Fachliteratur (u. a. Cato, Varro und Columella), die generell einen enormen Wissensstand über den gesamten Bereich der Landwirtschaft bezeugt, sind für den germanisch-raetischen Raum nur wenige aussagekräftige Details zu entnehmen. Bildliche Darstellungen sind rar sowie nur regional beschränkt (z. B. im Moselgebiet).

Aus dem in Hoheneck geborgenen Fundmaterial lassen lediglich einige (womöglich) wiederverwendete großvolumige Amphoren auf eine Lagerung (und den Transport) von Lebensmitteln (Getreide, Mehl, Bohnen?) schließen. Zwei Fragmente großer Mühlsteine geben einen Hinweis auf mindestens eine große Göpelmühle und damit auf die Zubereitung des Getreides²⁷. In diesen Zusammenhang gehört auch die schon erwähnte Darre; möglicherweise eine weitere im Ostrakt des Gebäudes II²⁸. Demnach wurde das Korn schon auf dem Gutshof vermahlen und in Form von Mehl auf den Markt gebracht, bzw. bei Bedarf an Ort und Stelle durch Rösten haltbar gemacht.

Sicher wird der Ackerbau, vor allem der Anbau von Brotgetreide, eine herausragende Bedeutung für den Gutshof von Hoheneck gespielt haben (Abb. 15). Neben den eben erwähnten Hinweisen wird dies wohl auch durch die aufgedeckten Speicheranlagen belegt, obwohl nicht beweisbar ist, was in ihnen wirklich gelagert war. Noch einmal muß darauf hingewiesen werden, daß die Speicherkapazitäten bis in das 1. Drittel des 3. Jh. hinein ständig ausgebaut wurden.

Der Getreideanbau wird in diesem Fall leider nicht durch spezifisches Werkzeug und Gerät belegt. Nur zu gern wüßte man, ob die aus Gallien bekannten »Getreideerntemaschinen« auch im mittleren Neckarland eingesetzt waren²⁹. Diese »Maschinen« sind ein gutes Beispiel für die Spezialisierung des Geräts und die Mechanisierung von Arbeitsabläufen. Dabei wird das Gerät von einem Maultier gescho-

ben, eine Zahnreihe aus Eisen trennte die Ähren vom Halm und ließ sie in einen über der Achse angebrachten Kasten fallen. Diese Geräte bedeuteten bei der Getreideernte eine spürbare Zeitersparnis gegenüber der herkömmlichen Handarbeit. Allerdings war der Einsatz nur bei einigermaßen ebenem Gelände und bei großer Bewirtschaftungsfläche möglich bzw. sinnvoll. Der unvermeidliche Verlust an Getreide, das die »Maschine« nicht aufnahm, ließ sich ausgleichen, indem man die abgemähten Flächen als Schaf- oder Schweineweide nutzte.

Archäobotanische Untersuchungen waren bei den Ausgrabungen in Hoheneck nicht möglich. Allgemein wird angenommen, daß der Dinkel das Hauptgetreide war, gefolgt von Roggen, Weizen und anderen Getreidearten. Ackerbohnen, Erbsen, Linsen sowie Lein und Flachs könnten ebenfalls angebaut worden sein³⁰. In dem neben dem Hauptgebäude eingerichteten Feld für Ackerfrüchte sind diese Getreide- und Hülsenfrüchtearten eingepflanzt worden, um dem heutigen Besucher einen lebendigen Eindruck zu verschaffen (s. u.).

Nach dem Ackerbau war die Viehhaltung ein wichtiger Zweig der Landwirtschaft; im mittleren Neckarland dürfte der Anbau von Getreide allerdings eine dominierende Rolle gespielt haben. Die meisten Gutshöfe sind als Mischbetriebe anzusehen. Dies läßt sich aus der Lage vieler Villae rusticae genau an der Grenze zwischen feuchtem Wiesenökotop (Weidefläche) und trockenem Ackerland erschließen³¹. Über optimale Standortbedingungen für Ackerbau und Viehhaltung verfügte auch der Hohenecker Gutshof.

Wichtige Aufschlüsse liefern bei Ausgrabungen geborgene Tierknochen, wenn sie zweifelsfrei der römischen Zeit zugewiesen werden können. Die bedeutendste Rolle spielte das Rind als bäuerliches Arbeitstier und Dunglieferant, als Schlachtvieh (neben dem Fleisch sind vor allem die Häute für Kleidung und Ausrüstung des Militärs zu nennen) sowie als Milchproduzent. Untersuchungen haben ergeben, daß der einheimische Rinderbestand in römischer Zeit eine Veredelung durch Einkreuzung südlicher Rassen erfuhr.

Dagegen ist das Schwein, ebenfalls ein wichtiger Fleischlieferant, nicht in dem Maße veredelt worden. Die römerzeitlichen Hausschweine muß man sich wie kleinere, verkümmerte Wildschweine vorstellen. Schafe und Ziegen wurden ebenfalls wegen ihres Fleisches und ihrer Milch, Schafe auch der Wolle wegen gehalten. Nützlich war der Mist dieser Tiere für die Düngung. Die Pferdezucht besaß einen hohen Stellenwert, da Pferde als Reit-, Last- und Zugtiere, nicht zuletzt bei der Armee, dienten. Im allgemeinen handelte es sich um mittelgroße, nicht zu kräftige Pferde.

Als Geflügel nachgewiesen sind vor allem Hühner, Enten und Gänse. Hund und Katze dürften auf keinem Bauernhof gefehlt haben. Schließlich sind noch Haustaube und Pfau zu erwähnen, die allerdings nicht nur als Nutztiere anzusehen sind. Etwas anders verhält es sich mit Maultieren und Mulis, die hierzulande wohl nicht gezüchtet, sondern eingeführt worden sind. Insgesamt darf man für die römische Zeit von einem hohen Niveau der Tierzucht und Tierhaltung ausgehen³². Es ist zu prüfen, ob das kurz skizzierte Bild der Nutztierhaltung durch die Auswertung der Tierknochenfunde auch für den Gutshof von Hoheneck bestätigt werden kann.

Während einige Nebenzweige der Landwirtschaft wie Forstwirtschaft, Jagd, Fischfang, Bienenzucht etc. eine eher untergeordnete Rolle gespielt haben dürften, ist der Anbau von Sonderkulturen, etwa Obst, durchaus denkbar, auch wenn keine

konkreten Hinweise vorliegen. Archäobotaniker haben an Fruchtbäumen im römischen Germanien nachgewiesen: Zierapfel, Haferpflaume, Damascener Rundpflaume, Spilling, Zwetschge, Kirschkirsche, Süß- und Sauerkirsche, Pfirsich, Birne, Apfel, Speierling und Walnuß³³. Ob es im mittleren Neckarland in römischer Zeit zu einem spezialisierten, großflächigen Anbau von Wein gekommen ist, wäre noch zu klären. Schließlich gehörte zu jedem Gutshof ein Küchengarten für Gewürz- und Heilpflanzen, wie er in dem kleinen Freilichtmuseum realisiert werden konnte (s. u.).

Insgesamt ermöglichten intensive Bodennutzung, hochentwickelte Landbautechnik sowie vermutlich eine Ausweitung der Anbaufläche einen Ertrag, der weit über den Eigenbedarf hinausging und die wirtschaftliche Grundlage des ländlichen Anwesens darstellte.³⁴

Grünanlage »Römischer Gutshof Ludwigsburg-Hoheneck«

Schon sehr frühzeitig bestand der Wunsch der Stadt Ludwigsburg als Grundeigentümerin, Teile des Gutshofes der Öffentlichkeit zu präsentieren. Dies führte letztlich zur Ausweisung einer öffentlichen Grünfläche, in der die Grundrisse der zentralen Gebäude des Hofes nach der Ausgrabung entweder sichtbar gemacht oder unter der Erde konserviert werden sollten (Abb. 3).

Vor die Frage gestellt, wie der aufgedeckte und dokumentierte Befund am sinnvollsten in die zu gestaltende Grünanlage integriert werden könnte, haben Stadtverwaltung und Landesdenkmalamt sich die Entscheidung nicht leicht gemacht. Daß am Ende kein allen Belangen gerechtes Ergebnis erreicht werden konnte, wird bei der heiklen Materie niemanden verwundern. Es wurde folgendes Konzept erarbeitet und umgesetzt:

1. Die Mauern des Hauptgebäudes waren nur in den untersten Rollierungsresten erhalten (Abb. 12), eine Konservierung war technisch nicht möglich, eine Restaurierung wenig sinnvoll. Um dennoch eine Vorstellung von der imponierenden Ausdehnung zu vermitteln, ist der Grundriß (aller Phasen) durch Muschelkalkplatten an originaler Stelle bodengleich nachgelegt worden (Abb. 3, 16).
2. Das Badegebäude zeigte sich in seinem westlichen Kernbereich (und nur dort!) gut erhalten (bis zu sieben Lagen aufgehendes Mauerwerk). Eine Restaurierung war technisch möglich, erschien aber unter Berücksichtigung der wirtschaftlichen Möglichkeiten als zu kostenintensiv. Der Möglichkeit, an dieser Stelle originales Mauerwerk präsentieren zu können, stand zusätzlich zweierlei entgegen. Einmal hätte sich der notwendige Schutzbau kaum in die Gesamtanlage eingefügt, zum anderen hätten die betroffenen Räume nur einen Teil eines größeren Gebäudes (das nicht sichtbar gewesen wäre) ausgemacht. Somit wurden nur die eigentlichen Baderäume der Phase 2 wie im Fall des Hauptgebäudes im Grundriß mit Steinplatten nachgelegt; der originale Befund blieb weitgehend im Boden erhalten.
3. Der Standort des Brunnens wurde markiert. Die angetroffene Substanz des Schachtes verbot eine dauerhafte Erhaltung. Eine Rekonstruktion, sachlich vertretbar, kam nicht in Betracht, da derartige Schächte erfahrungsgemäß in kurzer Zeit in Abfallgruben verwandelt werden.

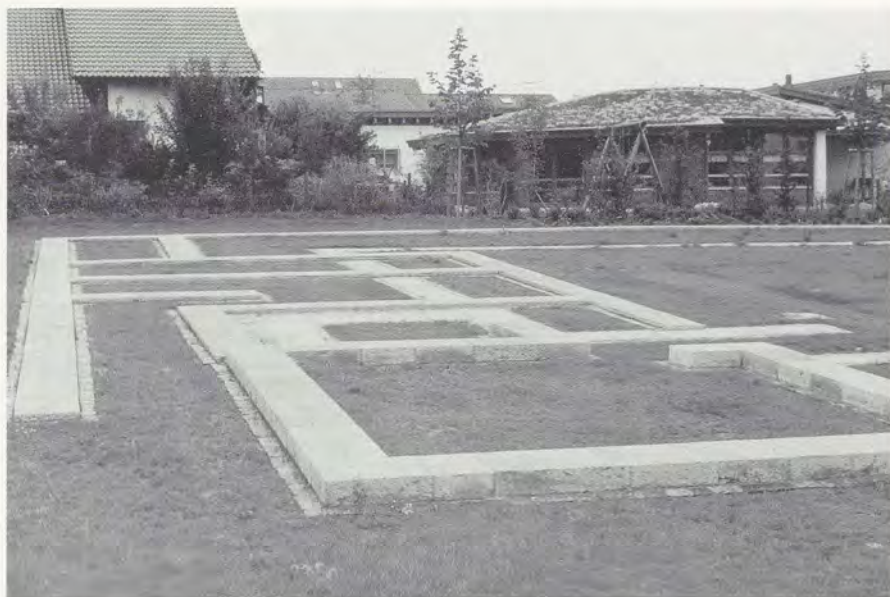


Abb. 16: Grünanlage »Römischer Gutshof«. Mit Steinplatten ausgelegter Grundriß des Hauptgebäudes (westlicher Risalit).

Nachdem Hauptgebäude, Bad und Brunnen in ihrem Grundriß markiert sind, aber den Eindruck des Aufgehenden nicht oder unvollkommen vermitteln, wurden weiterhin folgende Maßnahmen realisiert:

4. Eine Hainbuchenhecke verdeutlicht eine Teilstrecke der westlichen Hofmauer.
5. Ein ausgedehntes Feld mit verschiedenen Ackerfrüchten, die in römischer Zeit in Südwestdeutschland nachweisbar sind, wurde angelegt (Abb. 3, 17). In Zusammenarbeit mit Frau Prof. U. Körber-Grohne, vormals Universität Hohenheim, ist eine umzäunte Fläche geschaffen worden, in der verschiedene Getreidearten und Hülsenfrüchte heranreifen (s. o.).
6. Über 20 Gewürz- und Heilpflanzen, teils einheimischer Natur, teils in der Antike aus Italien eingeführt, können in einem kleinen Garten besichtigt werden (Abb. 3, 18). Während in römischer Zeit innerhalb des Hofareals kaum größere Felder für Ackerfrüchte anzunehmen sind, fügt sich der kleine Garten durchaus in das Umfeld eines Hauptgebäudes ein.
7. Ist durch die Anlage eines Feldes für Ackerfrüchte und eines Gartens für Gewürz- und Heilpflanzen der Bezug zur Landwirtschaft allgemein deutlich, so versuchen sechs Kopien römischer Bildsteine aus dem mittleren Neckarland das enge Verhältnis zwischen Landwirtschaft und Religion zu verdeutlichen: Eine reiche Ernte, gesunder Viehbestand, der wirtschaftliche Erfolg des bäuerlichen Anwesens hingen vor allem vom Wohlwollen der Götter ab. Deren Gunst und Segen mußten durch Opfer und Dankgebete immer wieder neu gewonnen werden. Eine andere Möglichkeit stellten die vielfältigen Votivgaben dar, die

einer Gottheit nach glücklichem Ausgang eines Ereignisses, z. B. einer ertragreichen Ernte, gestiftet, bzw. die in Erwartung des guten Gelingens eines Vorhabens präventiv gelobt wurden. Dazu gehören auch die sechs in der Grünanlage aufgestellten Objekte.³⁵

An erster Stelle steht Jupiter, der Urheber des himmlischen Lichts. Er sorgt für das Wachstum des Saatguts, läßt die Früchte reifen und sichert dem Bauern eine gute Ernte. Ihm opfert man bei der Aussaat und nach dem Einbringen der Ernte.



*Abb. 17: Grünanlage »Römischer Gutshof«.
Blick auf das Ackerfrüchtefeld.*

Die zahlreichen Funde von Jupitergigantensäulen in den Gutshöfen Baden-Württembergs bezeugen die weitverbreitete und intensive Verehrung des Göttervaters (Abb. 19).

Die bäuerlichen Niederlassungen, somit auch diesen Gutshof, beschützte ebenso Silvanus, der italische Gott der Wälder, Weiden und Gärten sowie der dort



*Abb. 18: Grünanlage »Römischer Gutshof«.
Blick auf den Garten mit Gewürz- und Heilpflanzen.*

lebenden Tiere. Er wird als väterlicher Hirte dargestellt. Seine Verehrung war vor allem bei den »Kleinen Leuten« weit verbreitet.

Relativ selten wird der ansonsten sehr beliebte Mercurius, Schutzgott der Kaufleute, der Reisenden, aber auch der Diebe und Betrüger, angerufen, wenn es um den agrarischen Bereich geht. Den kleinen Altar vor der Vorderfront des Hauptgebäudes hat wohl ein Bauer namens Ripanus dem Mercurius Cultor, dem Schützer der Landwirtschaft, gestiftet. Vielleicht verbirgt sich hinter Mercurius Cultor eine unbekannte keltische Gottheit, die man mit Mercurius gleichgesetzt hat.

Hierzulande selten ist die Verehrung der Matronen belegt, einer Trinität mütterlicher Schutzgottheiten, deren charakteristische Attribute (Fruchtkörbe, Ährenbündel und anderes) für sich sprechen.

Nach antiker Vorstellung ist als Fruchtbarkeitsgöttin auch Herecura (ein anderer Name für Proserpina) anzusehen, die Gemahlin des Unterweltsgottes Pluto. Die antike Mythologie erzählt die Geschichte vom Raub der Proserpina und wie daraufhin durch Vermittlung der Götter ein Vertrag zustande kam, demzufolge sie ein Drittel des Jahres in der Unterwelt, die übrige Zeit bei den Göttern im Olymp zubringen soll. Dahinter verbirgt sich die Vorstellung von dem periodischen Wechsel des Blühens und Absterbens in der Natur. In der Zeit des Ruhens dachte man die Göttin in der Unterwelt weilend an der Seite ihres Gemahls.

In keinem Pferdestall fehlte das Bildnis der Epona, einer ehemals keltischen Gottheit, deren Kult dann bis nach Italien vordrang und selbst in Rom gepflegt

wurde. Als Schutzgöttin der Pferde, Maultiere und Esel, Schirmherrin der Reiter und Pferdeknechte, war ihr Kult hierzulande sowohl bei der bäuerlichen Bevölkerung als auch bei den Soldaten am Limes (Kavallerie) weit verbreitet. Die bildlichen Darstellungen der Epona sind vielfältig, das Relief aus Beihingen mit der Huldigungs- und Opferszene gehört zu den schönsten und interessantesten seiner Art (Abb. 20). Da Epona oft mit einem Fruchtkorbchen oder mit einem Füllhorn gezeigt wird, läßt sich vermuten, daß auch sie für eine Fruchtbarkeitsgöttin gehalten wurde.

Wohl für jeden römischen Gutshof ist Götterverehrung vorauszusetzen. Viele Gutshöfe besaßen eigene Heiligtümer; fehlte dieses, so wurde der Kult im Bereich des Hauptgebäudes ausgeübt. Im Gutshof von Hoheneck ist kein Gebäude ausgegraben worden, das man als Heiligtum interpretieren könnte. Auch kein einziges bildliches Zeugnis hat sich gefunden, ein Zeichen, wie wenig von der ehemaligen Hinterlassenschaft heute noch erhalten ist.

8. Eine ausführliche Beschilderung der beschriebenen Objekte ist für die Vermittlung des teilweise schwierigen Sachverhaltes unerlässlich. Die Aufstellung eines erläuternden Modells des Hofes in seiner größten Ausdehnung wäre als Abrundung der Gesamtlage wünschenswert.

Die Stadt Ludwigsburg hat sich – dies muß mit aller Deutlichkeit und Anerkennung herausgestellt werden – sehr bemüht, der Bevölkerung einen Eindruck des Gutshofes von Hoheneck näherzubringen. Dafür sind von



*Abb. 19: Grünanlage
»Römischer Gutshof«. Jupiter-
gigantenreiter, dahinter das Feld
mit Ackerfrüchten.*



Abb. 20: Grünanlage »Römischer Gutshof«. Eponarelief, dahinter der mit Steinplatten ausgelegte Grundriß des Hauptgebäudes.

Seiten der Stadt und des Landes Baden-Württemberg nicht unbeträchtliche Mittel aufgewendet worden. Es wird sich zeigen, inwieweit die interessierte und zu interessierende Öffentlichkeit dieses Objekt künftig annehmen wird und welche Eindrücke sich als dauerhaft erweisen werden³⁶.

Anmerkungen

- 1 Vgl. allgemein zur Siedlungsentwicklung: Ph. Filtzinger/D. Planck/B. Cämmerer (Hgg.), Die Römer in Baden-Württemberg (Stuttgart 31986) 119 ff. – C. S. Sommer, in: D. Planck (Hg.), Archäologie in Württemberg. Ergebnisse und Perspektiven (Stuttgart 1988) 281 ff. – D. Planck, in: Landkreis Ludwigsburg (Hg.), Vor- und Frühgeschichte im Kreis Ludwigsburg (Ludwigsburg 1993) 78 ff.
- 2 D. Planck, Ludwigsburger Geschichtsbl. 40, 1987, 7 ff. – Ders., Das römische Walheim. Archäol. Informationen aus Bad.-Württ. 18 (Stuttgart 1991). – Ders., in: Vor- und Frühgeschichte (wie Anm. 1) 78 ff., 401 ff.
- 3 B. Rabold, in: Vor- und Frühgeschichte (wie Anm. 1) 130 ff.
- 4 R. Krause, in: Vor- und Frühgeschichte (wie Anm. 1) 282 ff. (Marbach). – B. Rabold, ebd. 302 ff. – I. Stork, Archäol. Ausgrabungen in Bad.-Württ. 1994, 146 ff. (Murr).
- 5 I. Stork, in: Vor- und Frühgeschichte (wie Anm. 1) 150 ff.
- 6 Königl. statistisch-topographisches Bureau (Hg.), Beschreibung des Oberamts Ludwigsburg (Stuttgart 1859) 89, 237 (E. Paulus d. Ält.).

- 7 Ludwigsburger Geschichtsbl. 6, 1911, 3 ff.
- 8 Ludwigsburger Geschichtsbl. 24, 1972, 4 ff. – Fundber. aus Bad.-Württ. 1, 1974, 698.
- 9 O. Paret, Fundber. Schwaben 19, 1911, 90 ff.
- 10 O. Paret, Urgeschichte Württembergs mit besonderer Berücksichtigung des mittleren Neckarlandes (Stuttgart 1921) 109 ff., 208 f. – Ders., Die Siedlungen des römischen Württemberg. Die Römer in Württemberg 3 (Stuttgart 1932) 321 und passim. – Ders., Ludwigsburg und das Land um den Asperg (Ludwigsburg 1934) 71 ff. – Ders., Württemberg in vor- und frühgeschichtlicher Zeit. Veröffentl. der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Bad.-Württ., Reihe B, 17 (Stuttgart 1961) 322 ff., 374 f., 407. Die überragende forschungsgeschichtliche Bedeutung dieser Ausgrabung wird dadurch verdeutlicht, daß D. Planck in dem Standardwerk »Die Römer in Baden-Württemberg« (wie Anm. 1) die ländlichen Siedlungsformen am Beispiel unserer Anlage beschreibt.
- 11 I. Stork, Archäol. Ausgrabungen in Bad.-Württ. 1986, 162 ff.
- 12 M. Klein, Archäol. Ausgrabungen in Bad.-Württ. 1991, 163 ff.; ebd. 1992, 179 ff. – Ders., Von der Ausgrabung zur Grünanlage – Neue Untersuchungen im römischen Gutshof von Ludwigsburg-Hoheneck. Denkmalpflege in Bad.-Württ. Nachrichtenbl. des Landesdenkmalamtes 23, 1994, 30 ff.
- 13 Das Fundmaterial der Grabung 1911 wird im Städt. Museum Ludwigsburg in der Dauerausstellung der Öffentlichkeit vorbildlich präsentiert. – Die 1986/87 und 1991/92 geborgenen Funde werden im Württ. Landesmuseum Stuttgart aufbewahrt.
- 14 Römer in Baden-Württemberg (wie Anm. 1) 241 f. (Benningen); 577 (Stuttgart-Bad Cannstatt); 601 f. (Walheim). – I. Stork, Archäol. Ausgrabungen in Bad.-Württ. 1994, 146 ff. (Murr).
- 15 Der Kl. Pauly 2, 1566. – E. Simon, Die Götter der Römer (München 1990) 103 f.
- 16 Vgl. Anm. 1. – D. Planck, Zivile römische Besiedlung. Hist. Atlas von Bad.-Württ. Beiwort zu Karte III, 4 (Stuttgart 1980).
- 17 Zusammenstellung der Fundstellen im Bereich der Gemarkung Stadt Ludwigsburg; Vor- und Frühgeschichte (wie Anm. 1) 252–279. – Ca. 1000 m nordwestlich unseres Gutshofes wurde 1992 eine weitere römische Fundstelle nahe der Gemarkungsgrenze zu Freiberg-Heutingsheim in der Flur »Altach« angeschnitten. Der Teilgrundriß eines Steingebäudes mit 14,7 m Seitenlänge wurde dokumentiert.
- 18 D. Planck, in: Vor- und Frühgeschichte (wie Anm. 1) 83. – Eine lohnende Aufgabe archäologischer Forschung wäre die Lokalisierung und Aufdeckung entsprechender Hafen- und Umschlagplätze an Neckar, Rems, Murr und Enz.
- 19 I. Stork, Archäol. Ausgrabungen in Bad.-Württ. 1988, 174 ff. – Ders., in: Vor- und Frühgeschichte (wie Anm. 1) 153 ff.
- 20 I. Stork, Archäol. Ausgrabungen in Bad.-Württ. 1982, 127 ff. – Ders., in: Vor- und Frühgeschichte (wie Anm. 1) 343 ff.
- 21 Römer in Baden-Württemberg (wie Anm. 1) 242 f. (J. Biel). – A. Hanke, in: Vor- und Frühgeschichte (wie Anm. 1) 141 ff.
- 22 Römer in Baden-Württemberg (wie Anm. 1) 297 (J. Biel). – D. Planck, in: Heilbronn und das mittlere Neckarland. Führer zu archäol. Denkmälern in Deutschland 22 (Stuttgart 1991) 127 ff. – Ders., in: Vor- und Frühgeschichte (wie Anm. 1) 208 ff.
- 23 Römer in Baden-Württemberg (wie Anm. 1) 365 f. (J. Biel). – I. Stork, in: Führer Heilbronn (wie Anm. 22) 164 ff.
- 24 Die aktuelle Zusammenstellung der römerzeitlichen Fundstellen im Kreis Ludwigsburg offenbart eine überraschend hohe Zahl älterer und neuerer Grabungen im Bereich von landwirtschaftlichen Anlagen: Vor- und Frühgeschichte (wie Anm. 1) passim; ab den fünfziger Jahren hervorgerufen durch die rege Bautätigkeit im Kreisgebiet. – Vgl. dazu I. Stork, Römische Gutshöfe im Kreis Ludwigsburg – Fragestellungen, Erhaltung, Aufgaben. Denkmalpflege in Bad.-Württ. Nachrichtenbl. des Landesdenkmalamtes 17, 1988, 105 ff. – C. S. Sommer, Überlegungen zur Schwerpunktbildung bei den Untersuchungen von ländlichen Siedlungen in Baden-Württemberg. Denkmalpflege in Bad.-Württ. Nachrichtenbl. des Landesdenkmalamtes 19, 1990, 118 ff.
- 25 T. Spitzing, Die römische Villa von Lauffen a. N. (Kr. Heilbronn). Materialhefte zur Vor- und Frühgeschichte in Bad.-Württ. 12 (Stuttgart 1988).

- 26 D. Planck, in: Vor- und Frühgeschichte (wie Anm. 1) 85 ff.
- 27 D. Baatz, in: M. Henker u. a. (Hgg.), Bauern in Bayern. Von der Römerzeit bis zur Gegenwart. Veröffentl. zur bayer. Geschichte und Kultur 23/92 des Hauses der Bayer. Geschichte = Ausstellungskatalog Straubing (München 1992) 36 ff.
- 28 M. N. Filgis, *Archeologia* (Warszawa) 43, 1992, 53 ff.
- 29 O. Roller, in: H. Cüppers (Hg.), Die Römer in Rheinland-Pfalz (Stuttgart 1990) 278 f.
- 30 U. Körber-Grohne, Nutzpflanzen und Umwelt im römischen Germanien. Kl. Schriften Limesmuseum Aalen 21 (Stuttgart 1979). – Dies., Nutzpflanzen in Deutschland. Kulturgeschichte und Biologie (Stuttgart³1994).
- 31 W. Czysz, Situationstypen römischer Gutshöfe im Nördlinger Ries. *Zeitschr. Hist. Verein Schwaben* 72, 1978, 70 ff.
- 32 A. v. d. Driesch/J. Peters/M. Stork, in: Bauern in Bayern. Von den Anfängen bis zur Römerzeit. Ausstellungskatalog Gäubodenmuseum Straubing (Straubing 1992) 164 ff.
- 33 U. Körber-Grohne, in: M. Luik/F. Reutti, Der Römerpark in Köngen. Führer zu archäol. Denkmälern in Bad.-Württ. 12 (Stuttgart 1988) 109 ff.
- 34 W. Czysz, Leben auf dem Lande. In: Bayer. Landesamt für Denkmalpflege (Hg.), Die Römer in Schwaben. Jubiläumsausstellung 2000 Jahre Augsburg. Arbeitsheft 27 (München ²1985) 164 ff. – Th. Fischer, Römische Landwirtschaft in Bayern. In: Bauern in Bayern (wie Anm. 32) 229 ff. – H. Hinz (Hg.), Römisches Leben auf germanischem Boden. *Germania Romana* 3. Beiheft Gymnasium 7 (Heidelberg 1970). – F. Reutti (Hg.), Die römische Villa. Wege der Forschung 182 (Darmstadt 1992).
- 35 Ph. Filtzinger, *Hic saxa loquuntur* – Hier reden die Steine. Kl. Schriften Limesmuseum Aalen 25 (Stuttgart 1980) 177 Abb. AS 26; 105 Abb. 52, 53; 95 Abb. 46; 93 Abb. 44; 165 Abb. AS 8 mit den jeweiligen Beschreibungen.
- 36 Ludwigsburg, Stadtteil Hoheneck, im Wohngebiet Hoheneck-West nordöstlich des Favorite-Parks. Zufahrt über Bottwartalstraße/Heiligenacker/Hubertusstraße.

Zu Aspergs Anfängen: »Graf« Gozbert oder das Ende einer Legende

von Irmgard und Rolf Knoll

Über Aspergs frühmittelalterliche Anfänge wissen wir sehr wenig. Die Archäologie vermag, wie Ingo Stork und Jörg Biel jüngst noch einmal gezeigt haben¹, zu unserer Erkenntnis so gut wie nichts beizutragen. Die schriftlichen Nachrichten sind, was Anzahl und Inhalt angeht, dürftig. Tatsächlich verfügen wir nur über zwei Zeugnisse, beide erst aus dem 9. Jahrhundert und beide nur in Abschriften. Zum einen handelt es sich um die oft zitierte Schenkungsurkunde von 819 aus dem Schenkungsbuch des Klosters Weißenburg (in den Editionen von Zeuss und von Doll jeweils unter der Nummer 168 geführt), zum anderen um eine Güterbeschreibung aus dem Güterverzeichnis, das der Abt Edelin im 13. Jahrhundert anlegen ließ². Ein weiteres Zeugnis liegt in der Einzelurkunde von 902 aus dem Lorscher Codex vor, in der ein Graf Gozbert in der Grafschaft Glemsgau genannt wird, nicht als Akteur, sondern nur zur zeitlichen und räumlichen Identifizierung bestimmter Güter in Hirschlanden, Ditzingen und Gerlingen³. Diese Quelle betrifft aber Asperg überhaupt nicht; sie wird hier nur zugezogen, weil sie zu Fehlinterpretationen und falschen Schlußfolgerungen in der Literatur Anlaß gegeben hat.

Die Quellen geben zu mehr Fragen Anlaß, als sie beantworten können. Nach einer kritischen Überprüfung der Landes- wie der Lokalgeschichtsschreibung muß man feststellen, daß die wenigen, uns verfügbaren Informationen über Aspergs Anfänge häufig spekulativ interpretiert oder schlicht phantasievoll ergänzt oder ausgeschmückt worden sind. So hat sich seit Generationen hartnäckig die Meinung gehalten, ein (oder auch: der) Graf Gozbert habe im Jahr 819 dem Kloster Weißenburg Güter in Asperg geschenkt. Die Liste der Autoren, die die »herrschende Lehre« vom Grafen Gozbert mitgeformt und in verschiedenen Varianten weitergegeben haben, ist lang. Im nächsten Abschnitt sollen einige Repräsentanten zu Wort kommen.

Die Geschichte der Gozbert-Legende

1. In der erst vor kurzem erschienenen Neuauflage »Der Landkreis Ludwigsburg« beschäftigt sich Paul Sauer im Kapitel »Geschichte bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs« u.a. mit dem Besitz und der Tätigkeit des Klosters Weißenburg. Das elsässische Kloster habe in der Zeitspanne etwa zwischen 660 und 750 durch eine »systematische Kirchengründungs- und Erwerbspolitik« in unserem Raum »nicht nur Grundbesitz an sich gebracht, sondern auch Eigentumsrechte an Kirchen erlangt.« Genaue Daten über diese Zeit lägen aber kaum vor. »Nur eine datierte Urkunde ist auf uns gekommen; eine Schenkungsurkunde von 819, in der bezeugt ist, daß ein Graf Gozbert seine Asperger Besitzungen dem Kloster (d. h. Weißenburg) überließ« (Seite 97).

2. In einem Vortrag vor dem Historischen Verein Ludwigsburg (abgedruckt in den Ludwigsburger Geschichtsblättern 41/1988) erläutert Alois Seiler am

Beispiel Hemmingens Wesen und Funktionsweise der Grundherrschaft. Zu Asperg gibt er noch einen knappen Hinweis: Dort »war die Grundherrschaft, die das Kloster Weißenburg im Jahr 819 von Graf Gozbert erhalten hatte, in gleicher Weise organisiert« (Seite 56). In einem anderen Zusammenhang schreibt Seiler: »Nur eine datierte Einzelurkunde ist auf uns gekommen, durch die Graf Gozbert 819 dem Kloster (d.h. Weißenburg) Besitzungen in Asperg schenkte.«⁴ Als Beweis wird die Urkunde Nr. 168 aus dem Weißenburger Schenkungsbuch angeführt.

3. Die Darstellung von Theodor Bolay, dessen »Chronik der Stadt Asperg« weit verbreitet ist, sei in vier Thesen wiedergegeben:

– Nach der Vernichtung des alemannischen Stammesherzogtums sei auch der Hohenasperg, d.h. die Herrschaft Asperg, Königsgut geworden. Als Beweis wird die Schenkungsurkunde von 819 (Nr. 168) angegeben.

– Fränkische Missionare hätten am nun »fränkischen Herrensitz« auf dem Hohenasperg eine dem heiligen Martin geweihte Kirche errichtet.

– Der Glemsgaugraf Gozbert mit Sitz auf dem Hohenasperg (so ist Bolay wohl zu verstehen) habe im Jahr 819 »seinen Besitz in Asperg«, u. a. einen Herrenhof von »salischem Land« sowie zwei Kirchen mit dem Zehnten, dem Kloster Weißenburg geschenkt.

– Ein »anderer Gozbert« habe im Jahr 902 dem Kloster Weißenburg zwei Herrenhöfe geschenkt; einer davon sei der schon genannte Herren- oder Königshof auf dem Berg gewesen, der andere habe sich in der »bäuerlichen Siedlung« am Fuß des Berges befunden. (Die Jahreszahl 902 bezieht sich auf die schon eingangs genannte Urkunde des Lorscher Codex.)

Theodor Bolay hat die landläufige Vorstellung von der frühmittelalterlichen Geschichte Aspergs nachhaltig geprägt. Als Beispiel kann der Aufsatz »Die Festung Hohenasperg im Wandel der Zeit« von Paul Müller (In: »Hie gut Württemberg«, 39. Jg., 1988, Nr. 3, Seite 23) angeführt werden. Dort heißt es: »Im 8. und 9. Jahrhundert saßen auf dem Berg die Glemsgaugrafen Gotzbert (sic!). Einer derselben stellte im Jahr 819 für das Kloster Weißenburg im Elsaß eine Schenkungsurkunde aus, indem er einen Teil seines Besitztums, nämlich einen Fronhof mit zwei Kirchen und zahlreichen Einkünften und Rechte dorthin vermachte. 902 hat ein anderer Gotzbert laut einer in Asperg ausgefertigten Urkunde diesen Besitz samt allem Zubehör an das Kloster Weißenburg verschenkt.«

4. Die verschiedenen Varianten der Geschichte des »Grafen Gozbert von Asperg« und seinen angeblichen Schenkungen sind erschöpfend dargestellt. So soll nur noch kurz die Reihe bis zu ihrem Anfang zurückverfolgt werden. Über Victor Ernst, den Verfasser der »Oberamtsbeschreibung Leonberg« (1930), Gustav Bossert, den Herausgeber der Quellensammlung »Württembergisches«, gelangt man letztlich zu Christoph Friedrich von Stälin, der zum erstenmal den Tradenten Gozbert als »Grafen« bezeichnete. Dem Verfasser der auch heute noch unentbehrlichen »Geschichte Württembergs« (1841) ist allerdings zugute zu halten, daß ihm bei der Abfassung seines Buches die Weißenburger Quellen noch nicht vorlagen, vielmehr mußte er sich auf die »gefällige Mittheilung« seines Kollegen Zeuss verlassen⁵. Zeuss war der Herausgeber der Weißenburger Schenkungs- und Güterverzeichnisse, die erstmals 1842 erschienen. Damit steht also der Urheber der Geschichte des »Grafen« Gozbert fest.

Um die häufig genannte Urkunde von 819 einem größeren Leserkreis zugänglich zu machen, wird sie hier (soweit uns bekannt ist, zum ersten Mal) in deutscher Übersetzung und (in einer Anmerkung) im Urtext abgedruckt:

Urkunde Gozberts [zugesetzt:] aus dem Elsaßgau

Dem hochheiligen Kloster Weißenburg, das über der Lauter errichtet ist und dem gegenwärtig Gerhobus als Abt vorsteht, zu Ehren der hl. Apostel Petrus und Paulus und aller übrigen Heiligen. Also übergab ich, Gozbert, im Namen Gottes, aus eigener Vollmacht, dem Zeizolf 4 Leibeigene namens Folcbert, Arnost, Willisuunt und Isanburg, damit er sie zu meinem und meines Vaters Berolf Seelenheil an St. Peter weitergebe, und zwar mit der Bestimmung, daß sie jährlich zur Messe des hl. Martin den Zins zu entrichten nicht versäumen. Der beträgt – Folcbert ausgenommen – fünf Denare; dieser schuldet vier Denare. Sollte aber jemand, entweder ich selbst (was Gott verhüte) oder einer meiner Erben (was ich im Hinblick auf die Zukunft nicht annehme) aus niederer Gesinnung oder Habgier diese Schenkung brechen oder ändern wollen, so treffe ihn zuallererst der Zorn Gottes und aller Heiligen, die an jenem Ort verehrt werden. Darüber hinaus bezahle er, unter dem Zwang des königlichen Fiscus, eine Strafe von 3 Pfund Gold und fünf Pfund Silber. Und was er auch zur Rückgabe fordert, sei wertlos oder gelte nicht, vielmehr bleibe, infolge vollzogener Bekräftigung, diese Urkunde über alle Zeiten hinweg gültig.

Öffentlich verhandelt im Dorf Asperg vor den unten aufgeführten Zeugen im 6. Regierungsjahr des Kaisers Ludwig.

Zeugen: Zeizolf, der diese Schenkung ausgeführt hat. Landolt. Adalhelm. Reginnant. Egino. Thancholf. Atto. Reginbald.

Ich, Guntbert, habe dies geschrieben und unterschrieben⁶.

Der Inhalt der Urkunde ist schnell wiederzugeben: Ein Gozbert schenkt dem Kloster Weißenburg vier namentlich genannte Leibeigene – drei Männer und eine Frau; er bedient sich bei der Übergabe eines Mittelsmannes namens Zeizolf, der die Schenkung vollzieht und auch als erster von insgesamt acht Zeugen unterschreibt. Die Leibeigenen zahlen dem Kloster Weißenburg einen Zins, der am Martinstag fällig ist. Gozbert selbst bestimmt dies und legt die Höhe des Zinses fest. Als Gegenleistung erwartet er die Gebete und Fürbitten der Klostersgemeinschaft für sein und seines Vaters Berolfs Seelenheil. Der Klosterschreiber Guntbert schreibt und unterschreibt die Schenkungsurkunde.

Das ist die spärliche Nachricht aus dem Jahr 819. Wir erfahren nichts über die Herkunft des Schenkers, noch etwas über seinen Status. Der Schenker Gozbert selbst ist bei der Handlung in Asperg gar nicht anwesend. In der Urkunde spricht er in der Ich-Form, »ich habe übergeben, . . .«. Man erwartet, daß er die Urkunde unterschreibt, wie es in vielen anderen Urkunden des Klosters üblich ist, oder daß er als Zeuge auftritt. An seiner Stelle unterschreibt aber nur ein »Zeizolf«, »der diese Schenkung vollzogen hat.« Gozbert taucht im Schlußteil gar nicht mehr auf. Die Schlußfolgerung drängt sich geradezu auf, daß die Urkunde im Beisein des Gozbert an einem anderen Ort vom Klosterschreiber Guntbert vorgefertigt wurde und in der öffentlichen Verhandlung (»publice«) in Asperg durch die Unterschrift der Zeugen Rechtskraft erhielt. Mit einiger Wahrscheinlichkeit bedeutet »Vollzug der Schenkung« durch Zeizolf aber auch, daß dieser Salmann die vier Leibeigenen

168 Carta gozberti de pago alsacensi

Sa croscō monasterio cuius uocabulum
 est uuzenburg quod est constructū
 super flumio lutra in honore scōrum ap̄to
 r̄i p̄tri et p̄u li uel ceterorum scōrū.
 ubi gerho husat b̄p̄ semitēpore p̄t̄ ui
 datur. Igitur ego in cl̄i nomine. gozbertus
 tractū zeizolf manū potestatiua. III.
 mancipia quorū ista sunt nomina. folebrt.
arnort. uunli siuund. Isinburg. ut extra
 didas sed a cl̄i p̄tri. In clemosina mea
 et p̄tra mei berolf sine a uer oratione
 ut annis singulis. admiss. in sc̄i martini cen
 sura de de non neglegam. hoc est den. ar. of
 v. sine folebert ut ille de ber reddere cl̄i na
 rios. III. si quis autē p̄ malū inḡtium. aut
 cupiditate p̄receptus. si ego ipse quod abstr
 aut ullus de heredi bus meis. quod futurū
 minime credo. qui hanc traditione frange
 re. uel p̄mutare uoluerit. p̄mittat iram
 cl̄i me currat. et omnium scōrū qui illic ue
 nerant. in sup̄ inferat. cum cogente fisco
 aur̄i lib. iii. argenti pondus y. et quod re
 p̄t̄ eum dicare n̄ ualeat. sc̄t̄p̄ sensep̄s
 tota omnitēpore firmā maneat
 et stipulatione submixta. Actū publice in
 uilla cognominata isfesberg. coram
 testib; subitus insertis. Anno vii. regnan
 te. bladouico. imp̄. Testes zeizolf.
 qui hanc traditionē fecit. landolt.
adalhelm. regnante. eginot. hancholf.
ar. inbald. ego guntbruz. scripsit.

Die Urkunde von 819.

in Asperg, wo das Kloster Weißenburg schon aus früherer Zeit Besitz hatte⁷, der klösterlichen Herrschaft leibhaftig übergab.

Als Ergebnis ist festzuhalten: Die Urkunde von 819 bezeugt eine Transaktion von vergleichsweise geringer Bedeutung: Lediglich vier Abhängige kamen von einer Herrschaft in die andere, aus »Leibeigenen« wurden »Klosterzinsler«. Der Gozbert der Urkunde von 819 schenkte dem Kloster Weißenburg also weder Grundbesitz, noch nahm er an der öffentlichen Verhandlung in Asperg teil. Auch liefert der Urkundentext nicht den geringsten Anhalt dafür, daß der Tradent Gozbert den Grafentitel trug.

Von einem Grafengeschlecht, gar noch der Gozberts, das über Jahrhunderte hinweg in Asperg seinen Herrschaftssitz gehabt hätte, kann keine Rede sein. Eine Verbindung zwischen dem in der singulären Lorscher Tauschurkunde von 902 genannten Grafen Gozbert in der Grafschaft Glemgau⁸ und Asperg ist nicht in den Quellen begründet.

Gozbert – ein Adliger aus dem Elsaß?

Der Name Gozbert ist in karolingischer Zeit nicht selten. Im Weißenburger Schenkungsbuch taucht er zwischen 745 und 860 neunmal auf (Gozbert 1 – 9); viermal als Schenker, fünfmal als Zeuge (übrigens wird keiner als Graf bezeichnet). Natürlich können diese Gozberts nicht alle personenidentisch sein. Aber es gibt Hinweise darauf, daß es sich bei den Gozberts 5 bis 8 möglicherweise um ein und dieselbe Person handelt. Die Indizien stammen aus den Zeugenreihen der einschlägigen Urkunden (Nr. 191, 168, 173 und 115), und sie führen ins Elsaß. Der Rubrikator könnte, entgegen der Annahme Dolls, den Sachverhalt doch richtig wiedergegeben haben, wenn er der Überschrift »Carta Gozberti« den Zusatz »de pago Alsacense« hinzufügte. Vergleicht man die Zeugenreihen der genannten Urkunden miteinander, so gewinnt man den Eindruck, daß die Gozberts, zusammen mit den Klosterschreibern und anderen Mönchen des Klosters, in einer ganz bestimmten Gruppierung auftraten. Genauere Erkenntnis könnte aber erst eine prosopographische Untersuchung der Weißenburger Quellen bringen, die mangelnder Vorarbeiten wegen jetzt noch außerordentlich zeitraubend ist. Die Erschließung der Quellen mittels elektronischer Datenverarbeitung, die D. Geuenich (Universität Duisburg) mit der Erstellung eines Personen- und Ortsregisters zu Dolls Ausgabe in Angriff genommen hat, wird die mühselige Kleinarbeit wesentlich erleichtern und könnte, vielleicht, etwas Licht in das Dunkel des frühmittelalterlichen Aspergs bringen.

Gedruckte Quellen

Bossert, Gustav: Württembergisches aus dem Codex Laureshamensis, den Traditiones Fuldeneses und aus Weißenburger Quellen (WGQ Bd. 2), 1895

Liber Possessionum Wizenburgensis. Neu hg. und kommentiert v. Christoph Dette (Quellen u. Abhandlungen z. mittelhochrheinischen Kirchengeschichte Bd. 59), Mainz 1987

Traditiones possessionesque Wizenburgenses. Codices duo cum supplementis. Zeuss, Caspar (Ed.), Speyer 1842

Traditiones Wizenburgenses. Die Urkunden des Klosters Weißenburg 661-864. Ed. Anton Doll, Darmstadt 1979

Literatur

Bolay, Theodor: Chronik der Stadt Asperg. Bietigheim-Bissingen 1978

Ernst, Viktor: Beschreibung des OA Leonberg, 2. Aufl., Stgt. 1930

Knoll, Irmgard: Die Grafen von Asperg, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 46/1992 (S.11-34)

Müller, Paul: Die Festung Hohenasperg im Wandel der Zeit, in: Hie gut Württemberg, 39.Jg, 1988, Nr. 3

Sauer, Paul: Geschichte bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs, in: Der Kreis Ludwigsburg, Stuttgart 1994

Seiler, Alois: Studien zu den Anfängen der Pfarrei- und Landdekanatsorganisation in den rechtsrheinischen Archidiakonaten des Bistums Speyer. Stuttgart 1959

Seiler, Alois: Lebenswelt im Mittelalter, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 41/1988

Stälin, Christoph Friedrich von: Württembergische Geschichte. In vier Teilen. Erster Teil. Neudruck der Ausgabe Stuttgart 1841, Scientia Verlag Aalen

Vor- und Frühgeschichte im Kreis Ludwigsburg. 1993

Anmerkungen

- 1 Ingo Stork, Alamannen und Franken, in: Vor- und Frühgeschichte im Kreis Ludwigsburg.1993, S.109; Jörg Biel, Asperg, ebda. S.126.
- 2 Nach diesem Urbar verfügte das Kloster Weißenburg in der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts in Asperg über folgende Güter und Einkünfte: »Kapitel CCXXXVIII In Asperg ein Herrenhof, vom Herrenland 2 Hufen [hier: Flächenmaß], ein Weinberg mit einem Ertrag von 2 Fudern, Wiesen mit einem Ertrag von 12 Wagenladungen, 2 Kirchen mit den Zehnten, eine Mühle; 23 Knechtshufen [Produktionseinheit], von denen 9 besetzt sind; jede hat zu erbringen 15 Eimer Bier, ein Ferkel im Wert von einem Solidus, (einfachen) Hemdenstoff 10 Ellen lang und 4 Ellen breit, 3 Hühner, 15 Eier, auf Befehl mit dem Karren überall hinfahren, Weinberge bearbeiten, Korn und Heu ernten und einbringen.« Aus dem »Liber Possessionum Wizenburgensis«. Neu hg. von Chr. Dette. Mainz 1987 (Übersetzung aus dem Lateinischen von Rolf Knoll).
- 3 Ausstellungsort dieser Urkunde mit Datum vom 25. Januar 902 ist das Kloster Lorsch. Es geht um einen Tauschhandel des Klosters mit dem »freien Mann Reginbodo«. Mit diesem tauschte Hatto, Erzbischof von Mainz und Abt von Lorsch, Grundbesitz des Klosters im »Glemsgau, in Hirschlanden, in Ditzingen und Gerlingen, Orte, die in der Grafschaft des Grafen Gozbert liegen ... gegen einen Hof in der Grafschaft Lobdengau«. CL I Nr. 56; hier zit. nach WUB I XX S. 330f.
- 4 Seiler, Studien, S. 141
- 5 Stälin, Württembergische Geschichte, Teil I, S. 601
- 6 Urkunde 168, Regest 233 in der hervorragenden Quellenedition von Anton Doll, die 1979

erschienen ist. Übersetzung der Urkunde von Rolf Knoll. Nachfolgend der Wortlaut der Urkunde:

»Carta Gozberti [zugesetzt:] De pago Alsacinse

Sacrosancto monasterio cuius vocabulum est Uuizenburg, quod est constructum super fluuio Lutra in honore sanctorum apostolorum Petri et Pauli uel ceterorum sanctorum, ubi Gerhohus abba presenti tempore preesse uidetur. Igitur ego in dei nomine Gozbertus tradidi Zeizolfo manu potestatiua IIII mancipia, quorum ista sunt nomina: Folcbert, Arno(s)t, Uuillisuuind, Isanburg, ut ea tradidisset ad sanctum Petrum in elemosina mea et patris mei Berolfi, in ea uero ratione ut annis singulis ad missam sancti Martini censum redde(re) non neglegant, hoc est denarios V, sine Folcberto; ille debet reddere denarios IIII. Si quis autem per malum ingenium aut cupiditate preereptus, si ego ipse, quod absit, aut ullus de heredibus meis, quod futurum minime credo, qui hanc traditionem frangere uel permutare uoluerit, primitus iram dei incurrat et omnium sanctorum qui illic uenerantur; insuper inferat cum cogente fisco auri libras III, argenti pondus V, et quod repetit euindicare non ualeat, sed presens epistola omni tempore firma permaneat, stipulatione subnixa.

Actum publice in uilla cognominata Assesberg coram testibus subttus insertis, anno VI regnante Hludouuico imperatore.

Testes: Zeizolf qui hanc traditionem fecit. Landolt. Adalhelm. Reginnant. Egino. Thancholf. Atto. Reginbald. Ego Guntbertus scripsi (Konjektur Dolls: et subscripsi).«

- 7 Dieser Besitz bestand aus dem, was im Güterverzeichnis des Klosters aufgelistet ist, s. Anm. 2. Vermutlich handelte es sich um Königsgut, ehemals alemannisches Herzogsgut, das nach dem Jahr 500 vom fränkischen König konfisziert worden war. Dazu der Beitrag von Irmgard Knoll »Die Grafen von Asperg – ein Zweig der Pfalzgrafen von Tübingen« in den Ludwigsburger Geschichtsblättern 46/1992, S. 12.

- 8 Vgl. Anm. 3.

Zum Beschaffungswesen der frühen Ludwigsburger Porzellan- und Fayencemanufaktur

An Beispielen für Erde, Pottasche und Holz
anhand von Dokumenten dargestellt

von Hans Dieter Flach

Einkauf – ein Problem unter vielen

Oft stehen Menschen heute bewundernd vor Porzellanen des 18. Jh. Macht sich nur einer aus ihrer Schar je klar, mit welchem Aufwand und unter welchen Mühen diese Schöpfungen damals entstanden? Beschaffungsprobleme? Waren da nicht schon genügend andere Sorgen im Ablauf des Betriebsgeschehens, wie beispielsweise die enorme Fluktuation, die mangelnde Homogenität der Rohstoffe, zu geringe Kenntnis der Farben, zu wenig Erfahrung im Brandgeschehen? Weiß man beispielsweise, daß in bekannten Manufakturen um 1760 beim Garbrand im langjährigen Durchschnitt mit Ausschußquoten um die 80% (!) kalkuliert werden mußte? In Ludwigsburg war man gezwungen, Passauer Erde zu verarbeiten, weil die nahe der Heimat entdeckte sehr unzureichend war; es fehlte das fließende Wasser für Mühlenantrieb und Holztransport und die Wälder wuchsen weit weg. Ahnt man aber, was diese Tatsachen für Auswirkungen hatten? Selbst die Aufsichtspersonen der Manufaktur standen solchen Problemen völlig fern, wie ein extremer Vorgang aus späten Manufakturperioden zeigt, in denen man angesammelte Erfahrung in allen Ebenen hätte erwarten können: Als die Manufaktur 1817 verpachtet werden sollte, enthielt der Entwurf des Pachtvertrages die Zusage, daß der Pächter jährlich 200 Maß Brennholz kostenfrei erhalten solle. Trotz Beratung aus der Aufsichtskommission wurde decretiert, daß der Pächter »statt des großen Holz quantums mit einer entsprechenden Quantität Torf auskommen könne«. Es war bei der Holzfeuerung der damaligen Zeit aber schon eine große Fertigkeit, im Garbrand die erforderlichen 1400 °C zu erzielen;¹ nur wenige beherrschten die Technik. Ausschließlich mit (preiswertem) Tannenholz war man der Aufgabe nicht gewachsen; es mußte ergänzend Buchen- oder Forchenholz hinzugenommen werden. Mit Torf waren die erforderlichen Temperaturen aber erst recht nicht zu erreichen!

Weil außer Meißen praktisch alle Keramikmanufakturen des 18. Jh. ohne dauernden Gewinn arbeiteten, war das fehlende Geld alle Zeit Hauptproblem No. 1. Daraus resultierte, daß alle anderen Aufgaben erschwert waren, obwohl diese häufig schon aus sich heraus, also auch bei reicher sprudelnder Geldquelle, fast unlösbare Probleme aufgaben. So geschah es erstmals bereits im April 1758, also noch im Gründungsmonat der Ludwigsburger Manufaktur (Abbildung 1), daß das verfügbare Bargeld absolut nicht ausreichte, weil sofort nach der Gründung die Umbauarbeiten der Talkaserne, dem ersten Quartier der Manufaktur, zügig in Angriff genommen werden sollten. Auf den Kostenvoranschlag von Baumeister Johann Adam Groß und Direktor Johann Gottfried Trothe vom 8. April 1758 in



*Abb. 1: Der Jägerhof in der Schorndorfer Straße.
Sitz der Porzellanmanufaktur um 1970.*

Höhe von über 5600 Gulden erlaubte sich die Rentkammer – vorsichtshalber mit sechs Unterschriften –, den Herzog darauf hinzuweisen, daß einschließlich der laufenden Ausgaben (wohl fürs ganze Jahr) nur 6000 Gulden verfügbar seien. Durch solche Einsprüche ließ sich Herzog Carl Eugen allerdings nicht von seinen Plänen abbringen. Per Decret vom 15. April verfügte er, daß zunächst 300, und, falls dies nicht reichen sollte, weitere 300 Eimer Wein »ausgesetzt« seien. Es war exakt vorgeschrieben, welche Mengen aus welchen Kellern entnommen werden sollten. In seiner Aufstellung wurden vorwiegend genannt Schorndorf, Bottwar, Vaihingen, Sachsenheim und Plochingen, zum Teil unterschieden zwischen dem vorderen und hinteren Keller. Diese Eimerzahl entsprach 100 Fudern à circa 1800 l, eine Menge, mit der man sich zunächst weiterhelfen konnte. Wenn damals der Liter mit 25 bis 30 Kreuzer bezahlt wurde, erlöste man mit der ersten Menge 54000 Kreuzer entsprechend 900 Gulden – zumindest ein Anfang für das große Werk! Dieser Finanzierungsweg, einmal entdeckt, sollte dann in folgenden schlechteren Zeiten noch häufiger gewählt werden.

Viele Autoren weisen darauf hin, daß die Lage der Ludwigsburger Manufaktur – ohne Wasser, Kaolinvorräte und Wälder – äußerst schlecht gewählt war. Aber Fürstenlaune fragte nicht nach betriebswirtschaftlichen Erfordernissen – den Glanz des Hofes sollte die Manufaktur erhöhen helfen! Und dies war natürlich leichter möglich, wenn sie ihren Standort in der Residenzstadt hatte. So ist bekannt, daß Herzog Carl Eugen aus Stolz in den ersten Jahren nichts von seinen Schätzen verkaufte, vielmehr sie anhäufte, damit er Besuchern seine Magazine vorführen konnte. Erst 1764 ist die Rede von größeren Verkäufen; anscheinend hat man erst dann die Magazine für das Publikum geöffnet.

Um einen kleinen Einblick in die aus dem Einkauf resultierenden Schwierigkei-

ten jener Zeit zu geben, sollen hier an Beispielen einige Abläufe vorgestellt werden. Aus der großen Zahl der für den Betrieb zu beschaffenden Güter werden hierfür drei völlig unterschiedliche herausgegriffen:

die Erbeschaffung aus Passau und Hornberg,
der Bezug von Pottasche,
die Besorgung von Bau- und Brennholz aus verschiedenen Landesteilen.

Alle Aussagen beruhen auf erhaltenem Schriftverkehr der herzoglichen Rentkammer².

Einkauf und Amtsweg

Der Einkäufer der Manufaktur war zugleich ihr Kassierer, wie auch heute noch in vielen kleinen und mittleren Unternehmen Rechnungswesen und Materialwirtschaft einem Leiter unterstehen. Aller notwendiger Schriftverkehr der unteren Ebene wurde von diesem Kassierer vorgenommen. Er war zusammen mit dem Direktor und dem Oeconomie-Inspector Mitglied der Direktion und verdiente schon 1759 mit 30 Gulden je Monat plus freiem Logis mehr als jeder andere Manufakturist außer dem Direktor. Sehr selten schaltete sich der Direktor selbst ein, sofern er nicht einfach beim Kassierer gegenzeichnete, was bei bedeutenderen Vorgängen zu finden ist. Häufiger aber als der Direktor wurde der Intendant tätig, insbesondere wenn einer Sache besondere Dringlichkeit verschafft werden mußte. Natürlich kann das dem Naturell der betroffenen Personen entsprechen, wie in heutigen Unternehmen noch zahlreiche Funktionen in Organisationen auch nach den Personen und ihren Talenten ausgerichtet werden. Ringler war anscheinend ein sehr verträglicher Herr, ein überall gerne gesehener Chef. Die Fluktuation in seinem Betrieb war über lange Jahre in Vergleich zu anderen Manufakturen der Zeit sehr gering. Aus erhaltenen Unterlagen von über 770 namentlich bekannten Manufakturisten kann man eine durchschnittliche Beschäftigungsdauer (ohne Tagelöhner) von über 15 Jahren nachweisen. Über 140 Paten- und Zeugenschaften für seine Mannschaft und (wenige) andere Bekannte bezeugen ebenfalls Ringlers Beliebtheit. Diese Zahl wurde nicht annähernd von einem anderen erreicht; Dominicus Christoph Sausenhofer, der zweithäufigste Zeuge und Pate, lange Jahre Oberfarbenlaborant und Malervorsteher, brachte es auf nur 54.

Sehr zeitaufwendig und den zu lösenden Problemen nicht förderlich war der lange Amtsweg. Die Manufaktur wandte sich für jeden Bedarf ausschließlich an die herzogliche Rentkammer; diese leitete das Gesuch umformuliert an den Herzog weiter und bestätigte dem Antragsteller die Bearbeitung. Der Herzog entschied interessanterweise in Manufakturbelangen auch über größere Summen äußerst schnell, meist nach wenigen Tagen; dies auch, wenn er nicht zu Hause war. Viele Entscheidungen kamen aus fremden Orten, wo er sich gerade aufhielt. Die Rentkammer gab den Entscheid an die Manufaktur weiter und beauftragte den jeweiligen betroffenen Ausführenden. Dessen eventuelle Einwände usw. gingen wieder über die Rentkammer gegebenenfalls an den Herzog, so daß die Erfüllung schon hiermit immer verzögert wurde. Oft wurden bei einem Vorgang nicht alle Betroffenen informiert, was zu Rückläufen und erneuten Klärungen führen mußte, weil jeder auf eine direkte Anweisung vom Herzog bestand. So reichte es z. B. nicht, den Ludwigsburg nahen Holzfaktor zu beauftragen, wenn nicht gleichzeitig der oder

die betroffenen Oberforstämter instruiert worden waren. Sie lieferten kein Brett, bis sie höchste Order erhielten. Hinzu kam, daß auch kleinste Kleinigkeiten vom Souverän entschieden werden mußten. Als beispielsweise der Intendant, Obrist und Geheime Kriegsrat Philipp Friedrich von Rieger, am 13. August 1758 um zur Verfügungstellung von sechs Pferden nachsucht, wird nach dem positiven Entscheid des Herzogs am 14. August von der Rentkammer nachgefragt, wie lange ihre Versorgung übernommen werden soll, und Minister Montmartin signiert den unter dem 16. August kundgegebenen Fürstenwillen, daß die Pferde »bis aufs weitere« zu verrechnen sind. Sehr bald erkannte man wohl diese Hemmnisse. Für die vielen notwendigen Kleinigkeiten schaffte man den umständlichen Verwaltungsweg nach und nach ab, indem man zum Beispiel dem Direktor mit Decret vom 17. Juli 1759 die volle Verantwortung für den umfangreichen und teuren Farbenbezug und am 21. August desselben Jahres dem Kassierer Jäger eine Pauschalerstattung für sonstigen Kleinbedarf übertrug.

Erdebeschaffung

Erdebeschaffung hieß für jede Keramikmanufaktur zunächst die Heranholung der einfachen Tonerde zur Herstellung der zahlreichen, nur wenige Male verwendbaren Kapseln, die bei den Bränden die eigentliche Ware schützend umgaben³ (Abbildung 2). Sehr früh wurde für die Ludwigsburger Manufaktur ein Gebiet auf dem Bopser, nahe dem heutigen Stuttgart-Sillenbuch, erschlossen, auf dem eine große Erdenwaschanlage angelegt wurde. Am 28. September 1761 gab Carl Eugen von Grafeneck aus den Materialbezug für die Erschließung des Gebietes und der Wege per Decret frei. Schon nach kurzer Zeit der Nutzung, am 30. Mai 1763, weist der zuständige Oberforstmeister auf Schäden durch den Abbau hin und bittet um Schadensbegrenzung.

Zusätzlich wurde Kapselerde sehr bald aus Klingenberg »ohnfern Heilbronn«⁴ beschafft. Am 1. März 1777 besorgt sich Joseph Bogg aus Katzenthal zunächst für ein Jahr ein Patent für den zollfreien Transport dieser Erde nach Ludwigsburg (Abbildung 3). Später setzte man verstärkt auch Heidenheimer Erde für diesen Zweck ein. Seit 1779, im neu erbauten französischen Rundofen, nahm man statt Kieß Daurenberger Spiegelhütten-Sand und brennt ihn 25 Stunden aus. Viel später – am 22. Februar 1821 – berichtet Weinland noch von einer Untersuchung von Tonerde vom Pfaffensee.

Das Material des Scherbens selbst überwog mit dem der Kapselerde alle anderen benötigten Materialien an Gewicht. Seine möglichst günstige Beschaffung war darum ein betriebswirtschaftliches Muß. Viele Manufakturen hatten das Glück, wenn schon nicht bei ihrer Gründung, so dank intensiver Suche bald danach in der nahen oder weiteren Umgebung Kaolinvorräte zu entdecken und sich die Beschaffung damit wesentlich zu erleichtern. In Ludwigsburg glaubte man zunächst, ideale Erde zur Verfügung zu haben. Doch war schon vor der herzoglichen Gründung im April 1758 bei Versuchen Bonifatius Christoph Häckers in Heilbronn gewarnt worden. Häcker hatte erst im späten August 1756 nach langem Mahnen erstmals Hornberger Erde erhalten und in seine Experimente einfließen lassen. Schon bald danach stellten dann Einsichtige fest, daß die Hornberger Erde zur Porzellanherstellung nicht ideal sei. So schrieb Georg Jacob Feinmann, Pfleger des württem-



Abb. 2: Brennkapseln mit -ringen und -scheiben (aus Katalog der Ausstellung Hohenberg 1990, hrsg. von Wilhelm Siemen)

bergischen Zehnthofes in Heilbronn und damit die Kontaktperson vom Herzog zum seinerzeit noch in Heilbronn operierenden Häcker, am 13. September 1756 an den Herzog, daß die von Häcker erhaltene Probe »die erforderliche Weiße noch nicht (hat), sondern ist noch etwas gräulich«, bevor dann Ende desselben Monats die Aussage noch härter ausfiel. Denn in einem Schreiben vom 27. September 1756 an Feinmann äußert Häcker selbst die klaren Bedenken, »daß auf die Hornberger Erde nicht die geringste Hofnung zu machen ist«. Obwohl also letztlich allen Eingeweihten bei Gründung der Manufaktur klar war, daß gute Erde, wenn nicht ein Zufall andere Lagerstätten würde finden lassen, alle Zeit weit herzuholen sein würde, fiel die Entscheidung für Ludwigsburg.

Joseph Bogg
 16. *Ciat un frey pass*
 Joseph Bogg von Katzenthal
 in formen *confecta* 2
 Ludwigsburg.

Je suis

Das man dem gedachten Joseph
 Bogg von Katzenthal auf 1. pass
 lang, zur Zollfreyen passirung
 hin- für die Porzegl. Porcelain
 fabrique zu Ludwigsburg - ofen
 Kilbrom zu Klingenberg auf der
 Land und nach Ludwigsburg ab
 fahrend porcelain - d. d. pass
 frei zu legitimiren.

D. 1. Martii 1747.

Adt. v. d. Koeniger,
 Seine farnoy de frey pass auf
 ein zu frey sein ist.

Abb. 3: Freipaß für Joseph Bogg aus Katzenthal zum zollfreien Transport von Kapselerde von Klingenberg nach Ludwigsburg, HStAS A 248 Bü 2433/1

Schon Anfang der 1750er Jahre hatte der Bergbauer und Forstgutbesitzer Abraham Bühler in Hornberg im heutigen Kreis Wolfach nach einem allgemeinen landesweiten Suchaufruf weiße Erde entdeckt. Unmittelbar danach interessierte sich die Calwer Handelscompagnie mit den Kaufmannsbrüdern Johann Jacob und Christoph Moses Dörtenbach für ihre Verwertung. Sie dachten nicht an Verkauf der Erde oder gar der Grube, sondern wollten selbst das Endprodukt, Porzellan, herstellen. Aber dazu war die richtige Erde nur eine der damals noch vielen Unbekannten. Einerseits waren mit der Kenntnis eines der erforderlichen Erdenteile die übrige Bestandteile noch nicht aufgeklärt; andererseits brachte der Ofenbau, speziell die für das Porzellan zu bauenden Garbrandöfen wegen der notwendigen hohen Temperaturen Probleme, die ohne lange Erfahrung oder geglücktes Abschauen nicht zu lösen waren. Ende der 1750er Jahre waren es erst wenige Arkanisten, die sich auskannten und die allein eine Porzellanmanufaktur zum Erfolg führen konnten.

Die Calwer aber kauften voll Unternehmergeist den Grund und erschlossen die Grube; wie die Annalen zeigen eine aufwendige Investition. Wegen ihrer Absicht,

Porzellan herzustellen, ließen sie sich vorsichtigerweise ein Privileg des Herzogs geben, das ihnen 20 Jahre Steuerfreiheit und für württembergische Lande Ausschließlichkeit bot. Aber sie kamen mit ihren Versuchen in keiner Weise voran. Als dann 1756 der oben genannte Häcker begann, sich intensiver mit der Materie zu beschäftigen, erklärten sie sich bald bereit, ihr Privileg, das ihnen so wenig genützt hatte, abzutreten, allerdings unter der Bedingung, daß der Übernehmer ihre Erde abnehme.

Als im April 1758 der Herzog die Manufaktur unter seine Obhut nahm, war er gewiß nicht mehr an einen Bezug von Hornberger Erde gebunden. Trotzdem hat Ludwigsburg zusätzlich zur Passauer Erde außer einer kurzen Zeit ab 1810 immer weiter diese Erde verwandt. Sollen wir es bedauern oder uns darüber freuen? Das frühe Ludwigsburger Porzellan ist dadurch »grülich« geblieben und hat dadurch die »weiße Kühle« der Ware anderer Manufakturen nie ausgestrahlt.

Der Bezug der Passauer Erde, zu dem auch noch weiter entfernte Manufakturen wie Frankenthal, Berlin und Kassel zumindest zeitweise gezwungen waren, war verständlicherweise in jener Zeit alles andere als problemlos. Die Erde wurde aus den Brüchen von Hafnerzell, heute Oberzell, zunächst nach Passau zur Donau gekarrt, dort auf Kähne verladen und nach Regensburg getreilt, hier erneut umgeladen auf flachere Kähne und bis über Ulm hinaus die Donau aufwärts geschifft. Ulm war hierbei eine dauernde Hemmschwelle, weil es trotz anderer Vereinbarung die Fässer mit weißer Erde immer wieder mit Zoll belegen wollte. So sind zum Beispiel Schriftvorgänge aus dem Juli 1774 (hier aber schon Jäger: »wiederum«!), Dezember 1778 vom Zollamt Geislingen, im Dezember 1780, Juli 1784, im August 1801 und andere bekannt. Einmal fehlt das Patent, einmal das Requisitionsschreiben oder nur »der gewöhnliche Pass«; ist das eine vorhanden, wird nach dem anderen gefragt. Oft sieht es wie reine Schikane aus.

Von Ulm hat man lange Jahre die Fässer selbst abgeholt. Hierfür waren zwei Pferdezüge abgestellt worden. Bei einem Defekt und Halt waren gemäß Schreiben des Bauverwalters Roller vom 10. Oktober 1761 die Pferde wegen Alters von 20 und mehr Jahren nicht mehr in der Lage, weiterzufahren, bis man sie mit gutem Futter zu besseren Kräften gebracht hatte. Während man in der Frühzeit sich seitens der Manufaktur selbst um den Transport gekümmert hatte, schaltete man später Händler ein. So bittet im April 1787 ein Kindervatter (1791 »Kindermann«) um Hilfe bei der Zollabfertigung in Ulm. Alle diese Vorgänge erschwerten die Beschaffung und machten die Versorgung oft kritisch, weil sie sich oft über Monate hinzogen, bis eine Klärung und Freigabe erreicht werden konnte.

Wenn man die Hornberger Erde trotz der bekannten Nachteile weiter neben der Passauer Erde verwandte, dann wohl nur, um dem preiswerteren Produkt den Vorzug zu geben. Erst im Juli 1795 bemerkte die Rentkammer durch einen Vergleich aller entstehenden Aufwendungen, »daß der Ctr. Hornberger Erde ungleich höher zu stehen komme, als die Passauer Erde«. Man übergab dem Intendanten Kaufmann alle notwendigen Akten, damit er bei dem ferneren Betrieb der Porzellanfabrik hierauf Rücksicht nehmen könne. Daß das Porzellan hiernach sein Grau, das vorwiegend von der Hornberger Erde kam, verloren hätte, ist nicht zu sehen. Dies geschah erst ab 1810, nachdem Franzosen das Sagen hatten, die die ihnen vertraute Erde aus der Umgebung von Paris einfuhrten, woraufhin der Scherben tatsächlich weiß wurde.

Bezug von Pottasche

Die Pottasche war eines der unauffälligen, außerhalb von Manufakturen noch heute weitgehend unbekanntenen Hilfsmittel bei der Fayenceherstellung. Der zweite Brand, der Glatt- oder Glasurbrand, mußte normalerweise die 1000°C-Grenze überschreiten. Dies war einerseits eine sehr viel Holz verbrauchende Temperaturhöhe, andererseits waren bei der damaligen Technik der Brennöfen diese Temperaturen nur schwer zu erzielen. Zusätzlich konnte man bei einer eventuell niedrigeren und doch wirksamen Temperatur den Scharffeuerfarben unnötig hohe Celsiusgrade ersparen, was darum von Vorteil war, weil man seinerzeit deren Erfordernisse und Qualitäten noch keineswegs sicher beherrschte. So war man dankbar, Mittel zu finden, die halfen, den Schmelzpunkt der Glasur zu senken; es waren die sogenannten Flußmittel. Beim Kalium wußte man von dieser Wirkung und die Asche von Holz war wiederum bekannt für ihren hohen Kaliumanteil. Schon im Mittelalter hatten sich die Glasbläser der Holzasche – noch nicht als Pottasche verarbeitet – bedient⁵ und schon damals den Wäldern schwer zugesetzt, bis man auch beim Glas auf sinnvolleren Bezug verfiel.

Pottasche, ein Kaliumcarbonat mit der chemischen Formel K_2CO_3 , ist heute ein problemloses Massenprodukt der Industrie. In der besprochenen Zeit war die Beschaffung mühsamer. Um jedoch das Verbrennen von Holz für die Gewinnung der Holzasche zu vermeiden, lag wohl nichts näher, als die überall vorhandenen Bestände der Haushalte, die damals praktisch ausschließlich mit Holz heizten und kochten, einzusammeln und zu verarbeiten! Weil das Verfahren, Holzasche einzusammeln, sich für Glas- und Spiegelfabriken schon lange bewährt hatte, war es eingespielt. Die Gebiete der einzelnen Sammler waren exakt festgelegt und gegeneinander abgegrenzt. Das Sammeln selbst geschah zu vielseitigem Nutzen: die Wälder, die schon durch viele Fabriken wie Glas- und Hüttenwerken teilweise stark in Mitleidenschaft gezogen waren, konnten geschont werden. Denn durch Raubbau wurden die Beschaffungswege immer länger, weil die nächstgelegenen Bestände schnell ausgebeutet waren. Darüber hinaus bekamen die Haushalte nicht nur ihre Asche entsorgt, sondern wurden für das Bereitstellen noch zusätzlich vergütet. Die Verwender konnten den Bezug preisgünstiger tätigen, als wenn sie vorher Brennholz hätten zur Verfügung stellen oder bezahlen müssen.

Die Weiterbehandlung der eingesammelten Asche war nicht sehr schwierig. Man laugte sie in großen Bottichen mit Siebböden solange aus, bis die Lösung etwa ein Viertel Salze enthielt. Dann dampfte man die erreichte Lauge in »Pöten« (darum Pottasche) ein und glühte danach noch einmal den Rückstand, womit man letzte kohlige Überreste verbrennen und beseitigen konnte. Aus Pottasche und Sand entstand das Meistergut, das seinerseits zusammen mit Zinnasche und Salz (wohl Kochsalz) die normalen Bestandteile der Fayenceglasur bildete:

	normale Zusammensetzung:	oder	um die Glasur flüssiger zu bekommen:
Zinnasche	80 Teile		120 Teile
Meistergut	100 Teile		130 Teile
Salz	30 Teile		25 Teile ⁶

Aus noch nicht bekannter Ursache – vielleicht durch den abrupt gestiegenen Bedarf im Planungsjahr 1763/64 durch den Eintritt der Maria Seraphia de Beckè als

Von Sottes Snaden Carl,
 Herzog zu Württemberg und Teck, Graf
 zu Mompelgart, Herr zu Heydenheim und Zusingen, ꝛ.
 Ritter des goldenen Vlieses, und des Löbl. Schwäbischen
 Creyses General-Feld-Marschall, ꝛ.

Lieber Getreuer!

Sachdeme Wir vor nöthig gefunden, von dem Handel,
 welcher in Unsern Herzoglichen Landen mit der darin-
 nen erfottenen Pott = Asche getrieben wird, nähere
 Einsicht zu nehmen, und zu solchem Ende eine besondere Depu-
 tation gnädigst zu ernennen; Hierbey aber vorläuffig zu wis-
 sen verlangen:

- 1) Ob in dem gnädigst dir anvertrauten Amt bishero Pott-
 Aschen erfotten worden, und wie diejenige heißen, welche
 diese Arbeit verrichtet haben?
- 2) Ob sie darzu die benöthigte Asche selbstn gebrandt, oder
 durch Aufkauf ganz oder zum Theil zusammen gebracht, und
 wie theuer sie solche bezahlt?
- 3) Ob dieselbe zu solchem Gewerbe eine besondere Erlaubnis
 ausgewirket, und davon bishero einen Canonem entrichtet,
 auch worinnen derselbe bestehe?
- 4) Wie viel ein jeder jährlich in denen 3. letztern Jahren erfot-
 ten habe, und wie viel darunter ungefähr von Wald-Aschen
 oder von Haus-Aschen erzehlt worden, auch was der Cent-
 ner Wald = oder Haus = Asche wirklich an Pott = Aschen
 gewähre?
- 5) An wen und in welchem Preis bishero diese Pott = Asche
 verkauft worden?
- 6) Ob zu vermuthen seye, daß diese Arbeit künftighin fort-
 gesetzt, und etwa stärker betrieben werden könne?
- 7) Wie viel Haus-Asche allenfalls durch einen veranstalten-
 den Aufkauf in dem dir anvertrauten Amt zusammenge-
 bracht werden könne, ohne daß dadurch denen Salpetersie-
 dern an ihrer Nothdurft etwas abgehe, und wie solche be-
 zahlt werden müßte?

So ergeheth hiemit Unser gnädigster Befehl, du sollest
 über alles dieses hinlängliche Erkundigung einziehen, und
 über den Erfund deinen zuverlässigen Bericht zu Unserer in
 Pottaschen-Sachen gnädigst niedergesetzten Deputation in ei-
 ner Zeit von 3. Wochen erstatten. Daran beschiehet Unser
 gnädigster Will und Meynung. Stuttgart, den 21. Novemb.
 1763.

*Abb. 4: Umfrage
 zur Beschaffung
 von Pottasche, 1763.
 HStAS A 8 Bü 61.*

neue Leiterin der Fayencerie am 28. September 1762⁷ und durch den Bedarf einer Spiegelfabrik – sah sich der Herzog gezwungen, sich in das Pottaschen-Beschaffungswesen einzuschalten. Er setzte im November 1763 sogar eine eigene Administrations-Deputation ein, was auf große Probleme schließen läßt. Parallel hierzu erließ er an alle Ämter eine gedruckte Erfragung über Pottaschenerfassung, die mit ihr beschäftigten Personen und die hierbei berechneten Preise (Abbildung 4). Hieraus erwächst dann am 13. Dezember 1764 ein Decretentwurf. In ihm wird ausgeführt, daß

1. alle Ascheneinsammler und Pottaschensieder zukünftig ein Patent besitzen müssen von den Oberforst- oder Oberämtern;
2. jeder An- oder Verkauf von Asche und Pottasche von unberechtigten Personen in denjenigen Landen, die für die Manufakturen als nötige Bereiche bestimmt worden sind, verboten ist;
3. Ämter, Schultheiße, Zoll- und Wegbeamte unter Gefahr der herzoglichen Ungnade die Vorschriften mit allem Ernst einhalten und den beteiligten Personen in Assistenz zu Händen gehen;
4. die Zoll- und Wegbeamte die an den Zollstätten vorbeipassierenden Güterwagen fleißig examinieren und die Waren visitieren;
5. den Untertanen wegen gelegentlich unterbliebener Aschenabgabe kein Geld abfordern dürfen, anderenfalls eine Strafe von 14 Gulden fällig und den Denunzianten der dritte Teil davon zugestanden wird.

Man weiß nicht, ob der Entwurf in dieser Form decretiert wurde.

Erneute erkennbare Unruhe kam auf durch das Kündigungsschreiben der Gebrüder Wagner von Berg, das in einem pro memoria vom Intendanten Albrecht Jacob Bühler vom 20. Mai 1766 erwähnt wird. Danach hatten die Wagners, die noch am 19. September 1763 eine Gebietserweiterung für ihren Aschenaufkauf erbeten hatten, nachdem der Bedarf gemäß der Planung 1763/64 plötzlich auf 30 bis 40 Jahreszentner hochgeschwungen war, nun das Pottaschensieden aufgegeben und das »HausAschen-Aufkaufen« halber erhaltene Patent zurückgegeben. Sofort erbot sich ein Christian Aspacher vom Straubenhof, Schorndorfer Oberamt, Pliderhäuser Stab, zur Übernahme der Arbeit und zur Lieferung der Ware. Ein Aspacher gleichen Vornamens ist seit nämlichem Jahr bis zu seinem Tode auch als Brenner in der Manufaktur nachgewiesen, kann aber wohl nicht zugleich der Sieder gewesen sein, weil die Beschäftigung in der Manufaktur den Tag ausfüllte und die örtliche Entfernung vom Schorndorfer Amt beide Funktionen auszufüllen unmöglich machte. Bühler empfiehlt Aspacher als Nachfolger, woraufhin er das herzogliche Patent mit Datum vom 10. Juni 1766 bekam (Abbildung 5): »als Sammler der zu unserer herzoglichen in Ludwigsburg etablirten Fayence-Fabrique« für Stadt und Amt Heubach, also auch in dem Pliderhäuser Stab, mit der weiteren Auflage, »solche Hausasche nirgend anders wohin, als allein zu ersagter unserer herzoglichen Fayence-Fabrique nacher Ludwigsburg zu liefern«. Dafür er »Zoll und Weeg-Geldt frey paßiren« kann.

Die Übernahme des Sammelgebietes durch Aspacher geschah lautlos und für Jahre zeigen die Annalen wiederum keine Zeichen unregelmäßiger Pflichterfüllung. Erst am 3. März 1770 schreibt ein Johann Georg Grözinger (auch: Gräzinger), Bürger in Rattenharz und seit circa zehn Jahren ebenfalls Pottasche-Lieferant, einen Brief und beschwert sich über jenen Aspacher, »daß ihm solcher sein gnädigstes privilegium kräncke«. Auch er gibt an, im Pliderhäuser Stab und

Abbruch getan und das leere Nachsehen gelassen«. Daraufhin hatte Grözinger – um das Maß voll zu machen – mit erwähntem Brief höheren Orts darauf hingewiesen, daß der Aspacher zu liefern und seinen Kontrakt zu erfüllen nicht fähig sei. So kommt Paulus zum Conclusum, es sei alles in allem ein »übertriebener Eigennutz, worauf niemals nichts gutes entstehen kann«.

Damit scheint das Problem aus der Welt. Aber Grözinger gab sich auch nach diesem vernichtenden Gutachten noch nicht geschlagen. Mit Brief vom 21. September weist der Einkäufer Jäger darauf hin, daß mit dem von Aspacher am 14. Juli zuletzt gelieferten 1 Ctr. und 55 Pfund Pottasche »der Fayencerie wenig gedienet ist«. Der Grund ist wiederum der nämliche Salpetersieder, der das Vorrecht im gleichen Gebiet hätte und dem Aspacher nichts übrig lasse. Jäger schlägt als Kompromiß eine Gebietserweiterung oder -verlagerung vor. Im selben Sinne äußert sich Aspacher selbst mit Schreiben vom 2. November: die benötigten 18 bis 20 Zentner sind nur aus einem größeren Gebiet zusammenzubringen. Gleich darauf nutzt wieder Grieb die Chance der schlechten Umstände, indem er mitteilt, wie leicht das Problem doch zu lösen sei, sobald man Grözinger nehme. Weil in der folgenden Woche keine Rentkammerreaktion erfolgt, schaltet sich Bühler am 10. November ein erstes Mal ein und bittet darum, daß Aspacher in weiteren Ortschaften einkaufen darf. Am 26. November ist jedoch auch er die dauernden Belästigungen leid und rät, die Sache dem Grözinger zu übergeben. Bereits am 3. Dezember wird per Decret diesem Rat gefolgt; Aspacher verliert sein Patent und der trotz seiner verabscheuungswürdigen Geschäftspraktiken bekannte Grözinger obsiegt. Paulus sendet das Aspacherische Aschen-Sammel-Patent »gnädigst befohlenermaßen unterthänigst« ein. Am 19. Februar 1771 erhielt Grözinger sein Patent ausgehändigt. Spricht man heute nicht von der Ellenbogengesellschaft?!

Besorgung von Bau- und Brennholz

Die Holzbeschaffung war das Dauerproblem der Manufaktur. Hierzu haben sich sehr zahlreiche Briefe und Notizen in der fürstlichen Rentkammer erhalten. Gemäß den Anforderungen, die selten klar herausgestellt wurden, sollte das Brennholz »dürr« sein, d.h. es sollte trocken, abgelagert sein, um bei den Bränden ideale Voraussetzungen zu bieten. Hierzu hätte es auf einem Vorratsplatz entweder im jederzeitigen Zugriff nahe einer Faktorei oder in der Manufaktur selbst in ausreichender Menge gelagert sein müssen. Weder das eine noch das andere traf jedoch zu; im Gegenteil wurde in fast regelmäßigen Aktionen die Rentkammer immer wieder aus der Manufaktur heraus unter Druck gesetzt, daß noch »wenige Wochen«, »nur noch zwei Wochen« oder nicht mal mehr »eine Woche« Holzvorrat zur Verfügung stand, und es wurde angedroht, daß danach sowohl die Öfen nicht bedient als auch die Stuben der Maler nicht mehr beheizt werden könnten. Zu zwei verschiedenen Zeiten sind sogar Schriftstücke bekannt, in denen ausgesagt wird, daß das Brennen eingestellt oder die Maler nach Hause geschickt wurden, weil kein Brenn- oder nicht einmal Heizholz verfügbar war.

Aus unserer heutigen Sicht mag es unverstänglich erscheinen, warum es so schwierig hätte sein können, ausreichende Mengen Holz in vorgegebenen Maßen zur rechten Zeit zur Manufaktur zu schaffen. Aber die Schwierigkeiten waren ungeahnt groß und vielfältig. Welche Probleme mußten gelöst werden?

Das erste Erschweris war der enorme Bedarf an Holz, den die Manufakturen jährlich hatten. Neben dem immer notwendigen Bauholz für Erweiterungen und Reparaturen waren die Brennholzverwendungszwecke vielseitig. Zunächst hatte eine große Zahl von Mitarbeitern – und nicht nur die Mitglieder des Direktoriums – Anrecht auf eine Brennholzvergütung; zum Calcinieren wurde gutes Holz benötigt; die Arbeitszimmer mußten geheizt werden und dann der enorme Brennholzbedarf für Porzellan und Fayencen. Abbildung 6 gibt ein Beispiel der Vielfalt und Mengenanteile. Die Akten erwähnen folgenden Bedarf bzw. Lieferungen an Brennholz in Maßen (= Klaftern à 3,386 m³) über die verschiedenen Jahre:

Auf das gültige Brevet von Georgi 1764 bis dahin
 1765. r. hat man zur Fayence- und Porzellan-
 fabrique in Suwidungsbauung Holz in 6
 Holz Maßen:

Brennholz		<u>Maß. vork.</u>
Kiefern zu Suwidungsbauung	59. Maß	
zu Calcinierung zum dinst Bleiben	8. Maß	67. —
<hr/>		
Kiefern zu einführung derer Arbeitshölzer. Ölgewölbe zum dinst	100. Maß	
bey der Fayenterie	20. Maß	120. —
<hr/>		
Kammern 5. zu 7. Gale lang		80. —
<hr/>		
Ordinal: dreyhundert bey der Porzellan- und bey der Fayenterie	323. Maß 108. Maß	433. —
<hr/>		
	700. —	

Dinst zu d. T. Jan: 1764

Abb. 6: Brennholzbedarf in Klaftern für Georgi 1764 bis Georgi 1765 nach Zwecken und Holzarten, HStAS A 248 Bü 2433

26.4.1759	Heyd 7 Maß/Brand, 1 Brand/Woche		364 Maß
Winterbedarf 1761/62			
(5.10.61)	5 Schuh 7"		70
	ordin. Länge		200
	Fayence Fabrique		200
	Einheizen Arbeitszimmer		130 = 600 Maß
gelief. Kohle aus Neuenbürg 24.4.–27.10.61			79 Züber
	1762/63		37 Züber
1762/63	1 großer Ofen 5 s 7"		104
(4.1.61)	3 kleine Öfen 3 s 2"		312
	2 Fayenceöfen		260
	Besoldung, Einheizen d. Arbeitszim.		160 = 836 Maß
	Holzkohle für die Schmelzöfen		150 Züber à 1500 l
1762/63	Buchenscheite		100
(22.7.62)	Eichenscheite		60
	Tannenscheite ord. Länge		572
	Tannenscheite 5 Schuh 7 Zoll		140 = 872 Maß
Georg.63/64	ordinär	Buchen	59
(16.5.63)		Eichen	160
		Tannen	140
	5 Schuh 7"	Tannen	400 = 759 Maß
(5.7.1763)	Holzkohle:	Forchen	40
		Buchen	8
		Tannen	32 = 80 Züber
1764/65	Buchenes zu Besoldungen		59
(7.1.1764)	zum Calciniren		8 67
	Eichenes Heizen d. Arb.-Zimmer		
	beim feinen Werck	100	
	bei der Fayencerie	20	120
	Tannen 5 Schuh 7 Zoll		80
	normale Länge		
	beim feinen Werck	325	
	bei der Fayencerie	108	433 = 700 Maß
(10.8.1764)	Holzkohle	Buchen	10
		Forchen und Tannen	80 = 90 Züber
1765/66	Buchen		50
(8.3.1765)	Eichen		80
	Tannen ord. Länge		650 = 780 Maß
	Forchenkohle		185
	Buchenkohle		3 = 188 Züber
1766/67	Besoldung	Buchen	59
(14.3.1766)		Eichen	12
	Brennen	Tannen ord. Länge	1 204
		Tannen 5 s 7"	100 = 1375 Maß
	Einschmelzen Kohle Forchen		24
	Einschmelzen Kohle Tannen		214 = 238 Züber
zum Vergleich:			
1821/22	Buchenholz		50
(4.7.21)	Tannen		150 = 200 Maß

Parallele oder zeitlich leicht versetzte Planungen gaben folgenden Holzbedarf in Maßen vor:

Periode Stichtag	ordinäres Buchen	Eichen	Tannen	5 Schuh 7" Tannen	Summe
1761/62 (5.10.1761)	130		400	70	600
1762/63 (22.7.1762)	100	60	572	140	872
1763/64 (16.5.63)	59	160	140	400	759
1764/65 (7.1.1764)	67	120	433	80	700

Eine andere Quelle⁸ nennt folgenden Holzempfang, weist aber darauf hin, daß nicht alles zum Brennen genutzt werden konnte, wie astiges, krummes, brüchiges, das dann verkauft wurde.

Empfang von Holz in Maßen (= Klafter)

Geschäftsjahr	Buchen	Eichen	Tannen	Prügel	gesamt
1759/60	20	—	178	62	260
1760/61	56	50	477	100	683
1761/62	100	80	620	—	800
1762/63	74	40	708	—	822
1763/64	67	175	630	—	872
1764/65	90	158	632	—	880
1765/66	50	131	1 050	—	1 231

»dies ist die Einnahme gewesen so wohl vor die Porc. als Fay. Fabrique zusammen und kan nicht precis separirt werden«.

Das zweite bedeutende Hemmnis waren die weiten Wege bei dem bekannt sehr schlechten Straßenzustand, die einen Schwertransport sehr mühselig gemacht hätten und darum weitestgehend vermieden werden mußten.

Man bezog diese großen Holzmenngen aus verschiedenen Landesteilen; der Weg war jedoch bei allen weit. Anscheinend ging außer gelegentlichen Bauholzliefereien alles Holz über Bissingen. In Urkunden aufgeführt sind die (Ober-)Forstämter in Neuenbürg, Engelberg an der Rems und – am entferntesten – Freudenstadt sowie – über den Landweg – von Leonberg, ferner die Calwer Holz-Compagnie. Für den Transport unentbehrlich waren die Flüsse. Es sind Enz und Nagold sowie Rems und Neckar.

Wegen des schlechten Zustandes der Landwege war das Flößen die Haupttransportart für das Holz. Auch wenn riesige Umwege in Kauf zu nehmen waren: das Holz mußte soweit wie möglich im Wasser bleiben. Das Flößen war nicht nur preiswert, sondern auch schnell. Dieses Handwerk war keine beschauliche Tätigkeit, sondern äußerst harte und gefährliche Arbeit. Der Holzeinschlag begann in der Regel im Tal und kletterte dann die Hänge hoch. Hier starteten dann auch die

Flößer. Sie holten die Stämme durch das »Riesen«, einer Art Bobbahn aus Brettern, die Hänge herab. Meist konnte man hierbei nur einen Bach erreichen, der wenig Wasser führte. Darum war es notwendig, das Wasser bachaufwärts durch Schleusen zu stauen und dann schlagartig als »Schwallung« abzulassen. Nun konnte man Stamm für Stamm durch eine Trift transportieren. Hierbei trug das Vorwasser den Stamm vor sich her, so daß er nicht vom Wasser »unterholt« wurde. Erreichte man größeres Wasser, begann man mit Hilfe von Wieden mit der eigentlichen Floßbildung, die um so größer sein durften, je stärker der Fluß wurde. Es gab Flöße von bis zu 30 000 Festmetern.⁹

Bereits am 9. August 1759 bewarben sich zwei Zimmermeister des Freudenstädter Forstamtes, Johann Heinrich Laubscherer und Georg Heinrich Witthon, um ein Patent für ihren Flößer Friedrich Kalmbach aus Dornstetten für die Flößerei zur Porzellanmanufaktur. Am 13. September antwortet die Rentkammer diesbezüglich dem Forstamt von Freudenstadt. Die manufakturfernen Wälder wurden also nicht erst, wie man vermuten könnte, in späteren Zeiten für die Lieferung von Holz herangezogen, sondern gleich zu Beginn der Manufakturtätigkeit.

Bei diesem weiten Weg blieb es nicht aus, daß man Landesgrenzen überschritt. Die Passage auf dem Neckar bei Rottenburg führte über Habsburger Land. Hierfür war bereits am 20. September 1740 ein »Vertrag zwischen denen Aller- und Durchlauchtigsten Herrschaften Oesterreich und Württemberg . . ., das gemeinsame Flötzen auf dem Neckar betreffend« geschlossen worden, was alleine schon beweist, welche Bedeutung dieses Gewerbe und dieser Transportweg damals hatten. Auf diesen Vertrag beruft sich auch am 18. September 1759 der Landvogt in Rottenburg bei der Sperre von Flößen für die Manufaktur. Im Artikel 13 legt dieser Vertrag nämlich fest, daß zwischen Jacobi (25. Juli) und Martini (12. November) das Flößen nicht erlaubt sein soll, um die Fischerei nicht zu stören und aufgrund des niedrigen Wassers die Wehre nicht unnötig zu schädigen. Damit fiel dieser Waldbereich für die Belieferung im gesamten Sommer aus – gerade in einer Zeit, in der andere Wälder für die Belieferung ausschieden, weil ihre Bäche zu wenig Wasser führten, um Stämme mit ihnen treiben zu können.

Eine Sonderproblematik erzeugte das für den neuen Ofen 1761 notwendig werdende Längenmaß für die Scheite von 5 Schuh und 7 Zoll. Das mit Abstand meiste Brennholz wurde hierbei verbraucht von dem zweiten der drei notwendigen Porzellanbrände. Es war der Garbrand, auch Glatt-, Glasur-, Scharf-(feuer-), Stark- oder Hartbrand genannt, bei welchem – von der Anheizperiode von bis zu 20 Stunden abgesehen – das Innere der Brennkammer 30 bis 40 Stunden auf einer Temperatur von über 1400 °C gehalten werden mußte. Weil aufgrund der demzufolge höheren Temperaturen direkt über dem Brennrost auch Eisen hätte flüssig werden können, verwandte man nur Schamotteroste. Während der kleine Ofen der ersten Frühzeit »nur« 7 Klafter je Brand verbraucht hatte, benötigte der große Ofen ab 1761 bis zu 12 Klafter. Das sind über 40 m³ Holz. Leider ist nicht bekannt – und nur schwer und ungenau rekonstruierbar –, welche Mengen an Porzellan in einem solchen Brand hergestellt werden konnte. Mit einem Verbrauch von 2 bis 3 Klafter waren die Fayencebrände beachtlich sparsamer, vielleicht die Öfen aber auch kleiner. Die Garbrandöfen waren so konstruiert, daß der Hauptbrandschacht in voller Breite direkt vor den Einlässen zur Brennkammer lag, so daß die Flammen auf voller Breite in die Brennkammer eindringen konnten.¹⁰ Dies macht verständlich, daß das Holz die gesamte Länge der Brennschächte ausfüllen mußte. Kürzer

hätte es nicht die gesamte Kammerbreite beheizt, was dort stehendes Brennholz nicht optimal mit Hitze versorgt hätte; länger mußte es sich verhaken, so daß die Flammen die im unteren Bereich der Kammerwand gelegenen Einlaßöffnungen nicht erreichen konnten. Weil aber wohl die Forstwirtschaft nicht auf dieses Maß eingestellt war, dauerte es Jahre, bis diese Länge regelmäßig angeliefert werden konnte, wie auch die Ausführungen bei dem Faktor Heyd zeigen (s.u.). Noch 1768 benötigte der verantwortliche Holzfaktor Ausflüchte, weil immer noch nicht die benötigten Mengen dieser Abmessung bezuschaffen waren.

Große Schwierigkeiten gab es auch mit dem wichtigsten Holz-»Lieferanten«, dem Bissinger Holzfaktor Johann Jacob Heyd. Er war seit 1749 Leiter des 1732 eingerichteten Holzgartens an der Enz bei Bissingen. Daß er trotz der vielen Widrigkeiten, die er im Laufe der Jahre dem Herzog zumutete, diese Faktorei bis zu seinem Tode im Jahre 1788 behielt, ist verwunderlich. Der Holzgarten war nicht nur Lager-, Umschlags- und Bearbeitungsplatz des Holzes, das Enz abwärts von dem Forstamt Neuenbürg kam, sondern auch für das Nagold abwärts schwimmende aus dem Calwer Bereich, insbesondere aber auch für das Neckar getriebene, einerseits die Rems abwärts vom Amte Engelberg, andererseits aus den Freudenstädter Wäldern über Horb und Rottenburg.

Im Zusammenhang mit der Manufaktur wird Heyd erstmals in einem Decret vom 21. August 1758 befohlen, aus seinem Faktoreivorrat 150 Maß »4schuiges Thannen Holtz« an die Manufaktur abzugeben. Denn Philipp Friedrich von Rieger, der erste Intendant der Manufakturen, schreibt am 22. August unter anderem an den Herzog, »daß nun das Brennen vor der Thür ist.«¹¹

Der Druck war offensichtlich sehr stark. Dem kleinen Auftrag für die Holzbeschaffung wird nämlich solches Gewicht gegeben, daß Minister Montmartin am 22. August seinerseits »Ex Speciali Mandato Serenissimi Domini Ducis« die Anweisung wiederholt. Zwischenzeitlich hatte sich die Manufaktur zwar sechs Pferde überschreiben lassen und zwei Fuhrleute, neben dem Direktor die ersten in Urkunden auszumachenden Mitarbeiter, Hengstler und Kocher, angestellt. Trotzdem war sie nicht imstande, das Holz in Bissingen abzuholen, wie es der ersten Order entsprochen hätte. Denn am 4. September wird seitens der Rentkammer die Anweisung an Heyd wiederholt, jedoch mit der Änderung, daß »solches quantum durch die Bauerschaft in dem mit ihnen ohnehin schon accordirten Fuhrlohn nach Ludwigsburg uneingestellt transportirt werde«. Aber Rieger muß seine Anforderung über den Herzog am 7. September erneut wiederholen, da es »noch nicht bewerkstelligt« und die Arbeit aufgehalten wird. Daraufhin erhält Heyd einen Befehl »per Expresso« und sieht sich endlich genötigt, mit Schreiben vom 8. September zu antworten. Darin führt Heyd aus, daß er nach dem langen schlechten Wetter nun »wegen bereits vorseyender Haberernd (= Haferernte, d.V.) ohnmöglich Bälder an accordir- und Transportirung des Holzes habe schreiten können«. Er führt aus, daß für 3 Gulden je Maß unter Zulage von 5 Kreuzer am kommenden Montag der Anfang gemacht werde. Dieser Preis war sehr ungewöhnlich und nur durch die Notlage der gleichzeitigen Ernte verständlich.

Im Dezember schon gibt es erneut Probleme, weil bei den schlechten Wegeverhältnissen die Bissinger Bauern den Transport nicht unter 3 Gulden übernehmen wollen, nachdem lange Zeit solche Fuhren für 2 Gulden und 20 Kreuzer ausgeführt worden waren. So ließ Heyd sie wieder auseinandergehen. Als aber dann von den Bauern der umliegenden Orte für diesen Betrag niemand den Auftrag annehmen

will, war er gezwungen, 3 Gulden und 30 Kreuzer zu bezahlen. Für die Zukunft – bei normalen Wegzuständen – mußte er zunächst 2 Gulden 40 Kreuzer akzeptieren. Der Herzog ist jedoch verärgert, was man in seinem Befehl vom 15. Dezember nicht übersehen kann: er weist an, den Fuhrlohn wieder auf 2 Gulden und 20 Kreuzer zurückzuschrauben und läßt sich jeden Sonnabend nach vorgegebenem Schema einen Bericht »ohnfehlbar« an die Kammer erstatten.

Am 20. April 1759 war die Inbetriebnahme eines größeren Ofens beim Jägerhaus bis Michaeli absehbar. Hieraufhin mußte die Holzlänge statt der bisherigen 3 Schuh und 2 Zoll nun 5 Schuh und 7 Zoll betragen, mußte astfrei und durfte weder kürzer noch länger sein. Aufgrund dieses Befehls begab sich Heyd zu Ringle, um mit ihm die Problematik durchzusprechen. In einem Brief vom 26. April schildert Heyd alle besprochenen Punkte und verspricht, daß er termingerechtes Holz von völliger Dürre und dem rechten Maß liefern werde. Dies ist mit der Ausnahme des Vertrags mit dem Kaufmann Kurr vom 25.3.1824¹² in allen Unterlagen die einzige Stelle, in der auf diese Eigenschaft Wert gelegt wurde, die für die notwendigen hohen Temperaturen eigentlich selbstverständlich war. Die Ereignisse der Zukunft sollten andere Probleme mit diesem Material und diesem Faktor bringen.

Am 4. Februar 1760 schickt Jäger erstmals – wie viele sollten noch folgen! – einen Notruf an die Rentkammer, daß der Holzvorrat auf einen 14-Tage-Bedarf geschrumpft sei. Auf Befehl meldet am 13. Februar Heyd, daß er gerade seinen angewiesenen und darum vermeintlich vorhandenen Vorrat für die Manufaktur in Höhe von 90 Maß wegen verstrichenem Winter an die Bauverwaltung verkauft habe. Er könne es aber wieder rückgängig machen; ohne es expressis verbis auszudrücken, überläßt er mit seiner Formulierung die durch sein Fehlverhalten notwendig gewordene Entscheidung anderen, ob die Um- und Ausbauarbeiten am Jägerhaus, die im vollen Gange waren, ruhen sollen oder die Manufaktur zunächst ohne Brennholz dastehen solle.

Am 21. Februar schon kommt eine andere schlechte Nachricht von Heyd: der Fuhrlohn wurde mit der Bauernschaft vereinbart zur Lieferung an die Bauverwaltung, zur Manufaktur sei es jedoch weiter. Und der alte Lohn mit 3 Gulden sei bei dem Regenwetter, in dem die Pferde stecken bleiben, nicht mehr akzeptabel; die Bauern wollten ihre Pferde lieber im Stall stehen lassen als sie zu ruinieren. Weil die Not größer wird, beauftragt man am 2. April seitens der Manufaktur das Oberforstamt Leonberg zur Verabfolgung von vier Eichen als Bauholz. Von allen sonstigen Bezugsquellen war sie die einzige, die den Wasserweg nicht nutzen konnte, dafür aber den Vorteil hatte, nicht über Bissingen liefern zu müssen.

Nach seinem Besuch bei Ringle hatte Heyd versichert, das 5 Schuh 7 Zoll lange Holz termingerechtes bereitzustellen. Am 21. Oktober berichtet er, daß alles gewünschte Holz vorrätig sein werde außer dem fünfschuhigen, weil ein Dekret vom 13. Januar ihm aufgegeben habe, dieses erst im Frühjahr 1762 vom Schwarzwald zu ihm flößen zu lassen. In Wirklichkeit stand dort geschrieben, daß das lange zusammen mit anderem Holz ab Frühjahr 1762 geflößt werden würde, er dieses Holz also bis dahin »wie bishero üblich war, besonders aufbeugen lassen« solle. Aber auch am 10. April 1762 wurde das Holz der notwendigen Länge noch nicht geliefert, und mit Brief vom 28. Juli 1762 teilte Heyd mit, daß »kein Thannen-Scheitte-Holz à 5 Schuh 7 Zoll Länge zur Porcellan Fabrique allhier befindlich seye«. Der Schriftverkehr zwischen Jäger, Rentkammer, Heyd und Neuenbürg

setzt sich weiter fort; er läßt sich beliebig fortsetzen, wenn auch nicht in allen Fällen von einem Verschulden Heyds gesprochen werden kann. Beispiele sind:

- 19.10.1762 »nun diese Wochen das Buchenholz zu Ende geht«
- 15.12.1762 »daß Faktor Heyd ... das angewiesene Holz beyführen gelassen ... verweigere, weil er kein Geld in Casse«
- 13.1.1763 »Holzvorrat zum Brennen zusammen gegangen, daß selbiges kaum noch zu 4 Bränden reicht«
- 18.1.1763 wegen Holz-mangel wurde das Brennen eingestellt
- 11.3.1763 wird erstmals Holz der richtigen Länge geliefert
- 18.7.1763 Heyd erwartet große Mengen Balkenflöße, hat aber keine Handbreit Platz, »daß dieses die Wahrheit seye«.
- 7.11.1763 eine große Holzschwemme (Überschwemmung) vernichtet Bestände und Flöße; statt selbst eine Rettungsaktion zu starten, wartet Heyd auf Anweisung der fernen Beamten in Stuttgart!
- 7.1.1764 Bühler glaubt zwar, daß er aus dem Vorrat an Dickbalken in Bissingen den Bedarf an 5 Schuh-Länge schneiden kann, weist aber vorsichtshalber darauf hin, daß dieser Bedarf im Frühjahr insgesamt »beygefloßt« werden möchte. Heyd hat sich also immer noch nicht mit dieser Länge anfreunden können! Obendrein stellt sich am 25. 6. 1764 heraus, daß das fertige Brennholz nach Sägen und Spalten der Dickbalken frei Haus Manufaktur 12 Gulden je Maß kostet, was annähernd dem doppelten des normalen Preises entsprach. Bühler weist darauf hin, daß bei ausreichendem Vorrat dies alles nicht nötig gewesen wäre. Aufgrund der neuen Aufgabe weist sofort der Oberforstmeister von Neuenbürg, von Wechmar, darauf hin, daß nicht gesichert sei, daß in der verlangten Zeit auf der Enz »Scheüterholz« gefloßt werden könne. Zugleich (10.5.1764) glaubt dieser jedoch helfen zu können, als er einen anderen Lieferanten zumindest für die Holzkohle vermittelt, der sich bereit erklärte, für 6 Gulden den Züber den Gesamtbedarf zeitgerecht anzuliefern. Nach Eingehen auf den Vorschlag und Verwendung der Ware stellt sie sich als völlig unbrauchbar heraus.
- 4.6.1764 Mitteilung Büblers, daß Holzvorrat zu Ende geht, weil statt der geforderten 140 Maß normalen Länge nur 45, und der geforderten 400 Maß 5-Schuh-Länge nur 196 in der abgelaufenen Periode geliefert worden seien.
- 22.7.1764 Intendant Bühler: »der ganze noch übrige Vorrat dauert nimmer 8 Tage lang«.
- 14.5.1765 Kassierer Jäger teilt der Rentkammer mit, daß der Holzvorrat am 8. Tag völlig verbraucht. Heyd hierauf angesprochen, antwortet, daß ein Floß angekommen, aber noch im Wasser läge, was bedeutete, daß das Holz 5 bis 6 Wochen nicht hätte verwendet werden sollen.
- 18.7.1768 Heyd findet bis in dieses späte Jahr hinein noch 5 Argumente, warum die seit Jahren geforderte Länge von 5 Schuh und 7 Zoll nicht in ausreichender und im Plan aufgebener Menge beschafft werden kann. Eines ist, daß sein Holzgarten für die Auslese zu klein sei.

Zur Verteidigung Heyds sei zugestanden, daß nicht nur der Transport, sondern auch die interne Organisation der Forstämter durch die großen Mengen und die festgelegten Längen sehr gefordert waren. So schreibt der Oberforstmeister vom Amt Neuenbürg, von Wechmar, am 13. Juni 1763, daß für 400 Maß wohl 800 bis 1000 Stück Balken der gewünschten Länge erforderlich sind und für diese Menge bald die nötige Veranstaltungen zur Erhaltung nach Genehmigung des Fuhrlohnes zu machen seien.

Vielsagend, daß in späteren Jahren, beginnend in Anfängen schon 1763, Heyd nicht mehr direkt, sondern die verschiedenen Oberforstämter selbst angeschrieben werden, welche Situation vorliegt und welche Mengen – sehr häufig weiterhin »ohnungänglich« – zur Porzellanmanufaktur zu schicken sei. Der Bissinger Faktor erhält dann nur noch die Anweisung, das eintreffende Holz »ohnverhalten« weiterzubefördern. Und auch hier schuf man endlich eine Erleichterung, indem kleine Mengen ohne besondere Legitimation auf Anforderung der Manufaktur ausgeliefert werden durften.

Am 28. Mai 1759 wird erstmals von Jäger zum Einschmelzen der Farben »buchen Kohle«, also verkohltes Buchenholz, angefordert. Für diesen Entscheid war nicht maßgebend, daß Holzkohle für die Schmelzöfen besonders geeignet war, noch die preiswerteren Transportbedingungen genutzt werden sollten, während für Schrüh- und Garbrand, also die beiden großen Holzverbraucher, nie Holzkohlen verwandt wurden. Den Ausschlag hierfür gab allein »eine Caprice Riedels«, der in der Kohle Vorteile beim Farbschmelzen, dem 3. Porzellanbrand, sah, während man nach seinem Ausscheiden zum normalen Holz zurückkehrte, damit aber keine technisch schlechtere Ware produzierte und sehr schimpfte über das lange unnütz ausgegebene Geld.¹³

Auch damals waren die Bezugs- und Lieferwege schon fest eingefahren. Kammerherr und Forstmeister von Brandenstein in Engelberg kann – so antwortet er am 12. August 1761 auf eine Anfrage – zwar jederzeit beträchtliche Holzkohlemengen liefern lassen, nicht aber zur Selbstabholung wie erbeten bereitstellen. Er erläutert auch eine Reihe von Gründen wie etwa: die Köhler betreiben ihr Geschäft nur nebenbei, sind also nicht immer verfügbar; die Terminierung der Kohleherstellung ist schwierig; im Wald steht kein Maß zur Abgabe zur Verfügung – praktische Argumente, sich den Bedarf zustellen zu lassen.

Einige sporadische Einblicke in die Manufakturwelt des 18. Jh. sollten ergänzen, was Keramiklehrbücher nicht darstellen. Aus sehr vielen Unterlagen ist darüber hinaus ersichtlich, daß nicht nur Sachprobleme der dargestellten Art die Arbeit hemmten, sondern aller Orten und anlässlich vieler Gelegenheiten Intrigen das damalige Berufsleben erschwerten und mithalfen, die sowieso schon geringe Produktivität weiter zu drücken.

Anmerkungen

1 Hans Dieter Flach, Garbrandöfen der Ludwigsburger Porzellanmanufaktur, in: *Keramos*, Zeitschrift der Gesellschaft der Keramikfreunde e.V., Düsseldorf, Nr. 144, April 1994, S. 17 bis 24.

2 Hauptstaatsarchiv Stuttgart, A 248 Bü 2429 – 2436.

- 3 Vgl. auch Ludwigsburger Geschichtsblätter 47/1993, S. 98.
- 4 Diesen Ort als bekannten Abbauraum bestätigt eine Beschreibung des Oberamtes Brackenheim, Stuttgart 1873, S. 297. Der Bezug der keine hohen Qualitätsansprüche stellenden Kapselerde von dem sehr entfernten Klingenberg/Main wäre wenig wahrscheinlich gewesen. Der Ort wird zwar 1802 von Wider genannt, jedoch wohl in Verwechslung zur mittlerweile von dort bezogenen Masseerde.
- 5 K. H. Wedepohl, Die Herstellung mittelalterlicher und antiker Gläser, Stuttgart 1993.
- 6 Eberhard Johann Friedrich Wider, Bemerkungen über den Fabrications-Process sowohl bey der Porcelaine Fabrique als der Fayencerie, Ludwigsburg 13. April 1802. Staatsarchiv Ludwigsburg, E 17 Bü 134.
- 7 Hans Dieter Flach, Zur Ludwigsburger Fayencemanufaktur. Ihre Gründung und Lebenszeit, Leitung und Mitarbeiter, in: Keramos Nr. 146, Oktober 1994, S. 29.
- 8 Darstellung der Manufakturgeschichte, wahrscheinlich vom Kassierer Wider nach Einführung einer Oberdirektion um 1802. Staatsarchiv Ludwigsburg E 17 Bü 135.
- 9 Alle Angaben aus: Willy Teufel, Als auf Glatt und Lauter noch geflößt wurde, in: Freudenstädter Heimatblätter, Heimatgeschichtliche Beilage zum Schwarzwälder Bote, Band XIX, 1988, Nr. 7 bis 9.
- 10 Zur Konstruktion dieser Öfen vgl. Keramos Nr. 144 S. 17ff.
- 11 Dieser Satz Riegers deckt auf, daß die auf dem Dachboden eines der beiden Pavillons des neuen Standortes in der Schorndorfer Straße gefundene, unter dem 26. September 1758 erstellte ›Preisliste‹ (?) mit einer großen Vielzahl und vielfältigen Ausstattung und Bemalung angebotener Tabatieren (vgl. Ludwigsburger Geschichtsblätter 44/1990, S. 133f.) keine eigenen Erzeugnisse der Ludwigsburger Manufaktur hat offerieren wollen. Bot man (aus Verzweiflung?) damals Erzeugnisse anderer Manufakturen als eigene an?
- 12 Staatsarchiv Ludwigsburg, E 17 Bü 133.
- 13 wie Anm. 6.

Vom »Seehaus« zu »Monrepos«

Studien zur Funktion des Seeschlosses unter König Friedrich von Württemberg

von Eberhard Fritz

Noch heute läßt sich auf einem Stadtplan die planmäßige barocke Anlage der herzoglichen Residenzstadt Ludwigsburg erkennen. Abgesehen von den Gebäuden wurde die Stadt und ihre Umgebung durch ein sehr umfangreiches Netz von Alleen gegliedert. So sind die drei Schlösser Residenzschloß, Favorite und Monrepos durch breite Alleen verbunden.

Mit seinem bedeutenden Seegarten ist das Seeschloß Monrepos auch in unserer Zeit ein Kleinod in der Ludwigsburger Umgebung.¹ Schon seit dem 16. Jh. hielten sich die Herzöge von Württemberg zur Jagd und zum Fischfang am Eglosheimer See auf, wo auch entsprechende Gebäude standen. Herzog Karl Eugen von Württemberg (1737–1793) ließ 1758–1764 durch den französischen Architekten Philippe de la Guèpière ein barockes Lustschloß samt Nebengebäuden errichten und dazu einen geometrischen Garten anlegen. Schon nach wenigen Jahren verlor der Herzog jedoch das Interesse an der Anlage, die nun halbfertig in einem Dornröschenschlaf verfiel.² Die beiden nachfolgenden Herzöge Ludwig Eugen (1793–1795) und Friedrich Eugen (1795–1797) kamen als ältere Herren jeweils für nur zwei Jahre an die Regierung. Deshalb kümmerten auch sie sich nicht um die Anlage am Eglosheimer See.

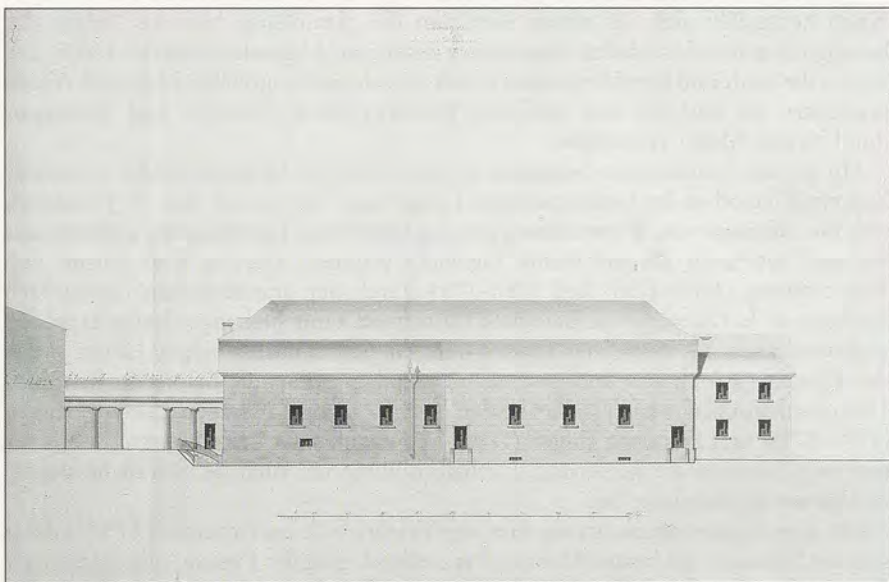
Mit dem Regierungsantritt des Herzogs Friedrich II. im Dezember 1797 änderte sich die Situation. Im besten Mannesalter stehend, ging der Herzog mit energischer Entschlossenheit an die neue Aufgabe und entfaltete wieder eine repräsentative Hofhaltung. Zwar waren die ersten Jahre seiner Regierung von den Kriegen im Zusammenhang mit der Französischen Revolution überschattet. Die folgende enge Bindung an den französischen Kaiser Napoleon aber brachte dem Herzog im Jahr 1803 die Erhebung zum Kurfürsten und einen starken Gebietszuwachs. Drei Jahre später wurde Kurfürst Friedrich dann König von Napoleons Gnaden, sein Herrschaftsgebiet vergrößerte sich durch säkularisierte und mediatisierte Gebiete nochmals beträchtlich. Nun zerschlug König Friedrich die alte landständische Verfassung des Herzogtums Württemberg und regierte absolutistisch.³

Wie sein Vorgänger Herzog Karl Eugen zeigte sich auch Friedrich baulustig. Die aus der Mode gekommenen barocken Schlösser wurden im Stil der Epoche umgestaltet. Auch das Seehaus erfuhr seine Vollendung und Ausgestaltung. Aus dem geometrischen Garten gestaltete der verantwortliche Architekt Nikolaus Thouret⁴ durch Absenkung des Seespiegels einen englischen Landschaftsgarten. Neue Nebengebäude zur Aufnahme des Hofstaats und zur Abhaltung von Festlichkeiten wurden errichtet. 1804 erhielt die Anlage auf kurfürstlichen Befehl den Namen »Monrepos«.⁵

Die grundlegenden Fakten zur Baugeschichte von Schloß und Garten sind bekannt.⁶ Erschwert werden die Forschungen durch eine schlechte Quellenlage,

da der größte Teil der Bauakten nicht mehr erhalten ist. Deshalb muß der Historiker die Baugeschichte der Anlage aus der bruchstückhaften Überlieferung erschließen. Bislang ist fast nichts darüber bekannt, wie die Anlage Monrepos genutzt wurde. Wiederentdeckte Quellen im Archiv des Hauses Württemberg können darauf für einige Jahre der Regierungszeit des Königs Friedrich eine Antwort geben.⁷

Es handelt sich dabei um die »Hof-Diarien« des Hofmarschallamtes, in denen Tag für Tag die Aktivitäten des Herrschers und des Hofstaats aufgezeichnet wurden. Sie liegen für das Residenzschloß Stuttgart über die gesamte Regierungs-



Seitenansicht des Theaters hinter dem Festingebäude

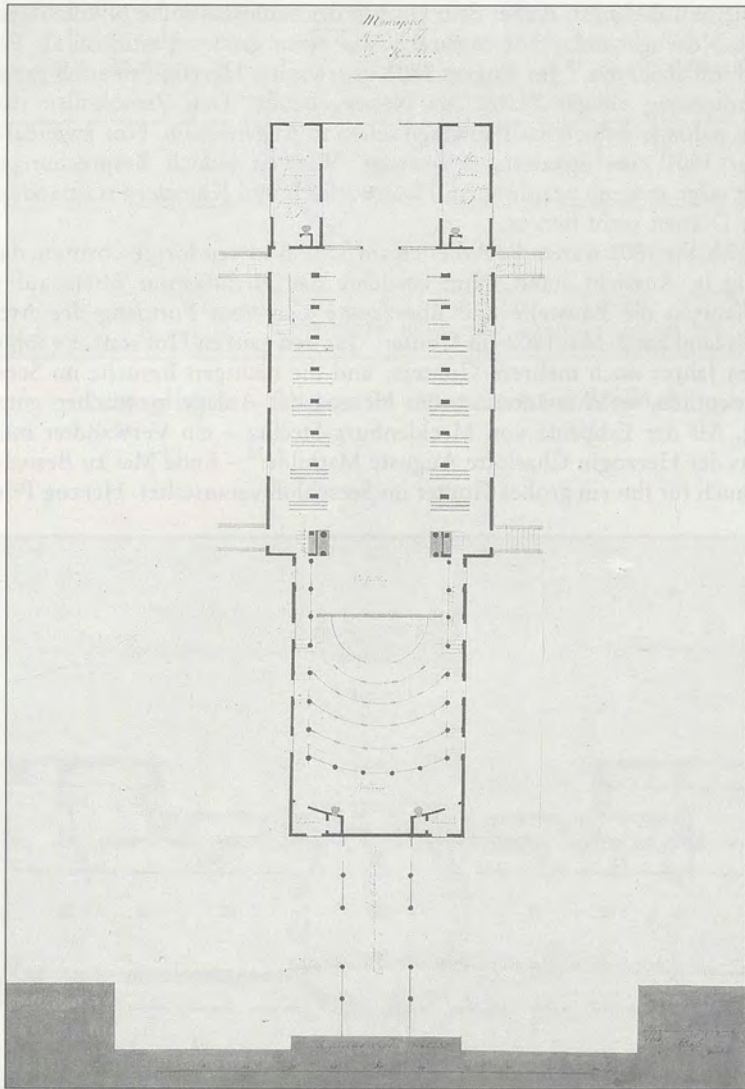
zeit Friedrichs sowie für die Sommeraufenthalte des Hofes in Ludwigsburg der Jahre 1798 bis 1808 sowie 1815 vor.⁸ Die restlichen Diarien sind wahrscheinlich nicht mehr erhalten; erst für die Regierungszeit des Königs Wilhelm I. setzen sie wieder ein.

Zunächst sind die Tafeln bei Hof genau vermerkt, darüber hinaus aber jede Beschäftigung des württembergischen Herzogs außerhalb der täglichen Routine. Wichtige Ereignisse bei Hof werden zusätzlich durch Zeitungsausschnitte dokumentiert. Somit stellen die Diarien für das Leben am württembergischen Hof eine wichtige kulturhistorische Quelle dar. Darin finden sich auch zahlreiche Angaben zu Monrepos, die eine wichtige Ergänzung zu den bisher bekannten Fakten darstellen.

In den ersten beiden Jahren seiner Regierungszeit zeigte Herzog Friedrich kaum Interesse am alten barocken Seeschloß. Für das Jahr 1798 ist lediglich eine Spazierfahrt und eine Jagd in der Umgebung des Seehauses bezeugt. Während des folgenden Jahres erwähnte der Berichterstatter das Seehaus überhaupt nicht. Wollte

man die Feste nicht im Residenzschloß feiern, so begab man sich nach dem Schloß Favorite. Allerdings versetzten die Einfälle französischer Truppen ins Herzogtum den Hof in Angst und Schrecken; am 29. August 1799 floh Herzogin Charlotte Auguste Mathilde aufgrund von Meldungen über das Vorrücken der Franzosen. Wertgegenstände wurden ebenfalls geflüchtet. Der Herzog verblieb in Ludwigsburg, nachdem sich herausstellte, daß keine akute Gefahr für ihn bestand.

Im folgenden Jahr jedoch mußte der Sommeraufenthalt aufgrund neuer krie-

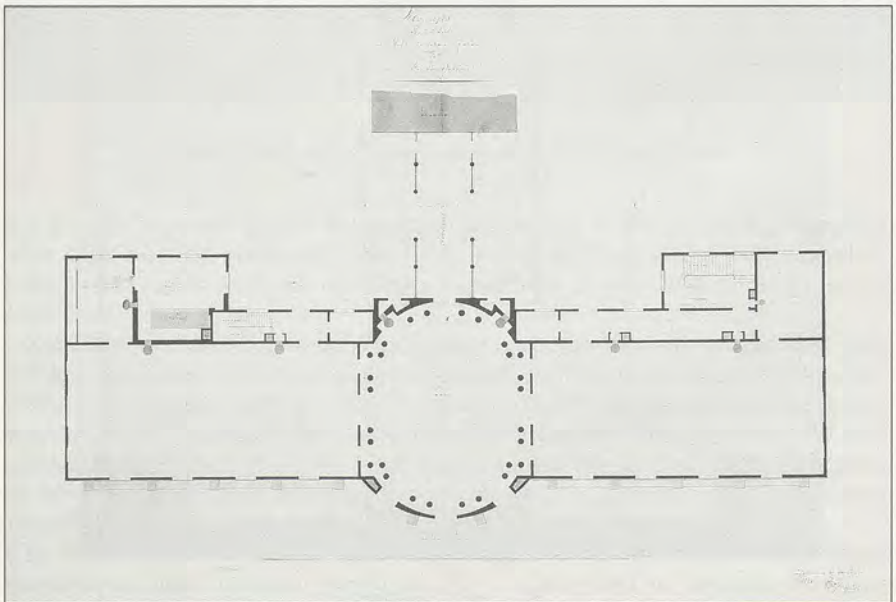


Plan des Theaters

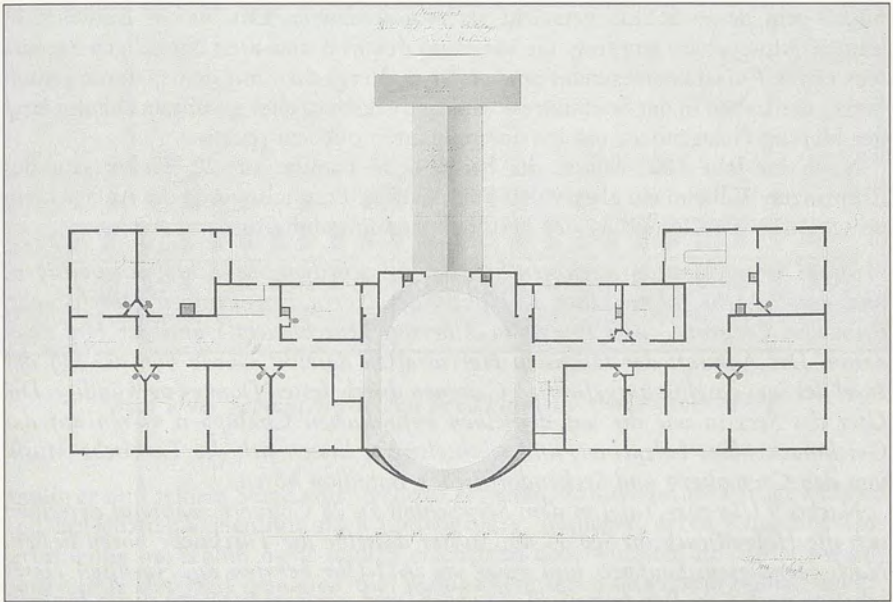
rischer Ereignisse bereits nach sechs Wochen abgebrochen werden. Mit dem Herrscherpaar floh der gesamte Hofstaat am 11. Mai 1800 aus Ludwigsburg. Zunächst suchte man in Weitingen Zuflucht; kurze Zeit später reiste die herzogliche Familie nach Erlangen, wo sie den Winter verbrachte. Von dort aus bezog man am 13. Mai 1801 wieder die Sommerresidenz Ludwigsburg.

In dieses Jahr, wahrscheinlich in den Monat Juli, fällt der Beginn des Umbaus der Anlage.⁹ Wohl schon bei drei Spazierfahrten im April 1800 hatte Herzog Friedrich das Seehaus besichtigt; wann er den endgültigen Entschluß zur Umgestaltung faßte, bleibt unbekannt. Außer dem Umbau des Schlosses sollte Nikolaus Thouret mehrere Nebengebäude, eine Meierei sowie einen großen Festinbau als Pendant zum Schloß errichten.¹⁰ Im August 1801 überwachte Herzog Friedrich persönlich die Vermessung einiger Plätze für Nebengebäude. Den Protokollen nach zu urteilen, nahm er jedoch das Bauwesen selten in Augenschein. Nur zweimal ist für das Jahr 1801 eine Spazierfahrt bezeugt. Wieweit jedoch Besprechungen mit Thouret oder anderen beauftragten Handwerkern und Künstlern stattfanden, geht aus den Diarien nicht hervor.

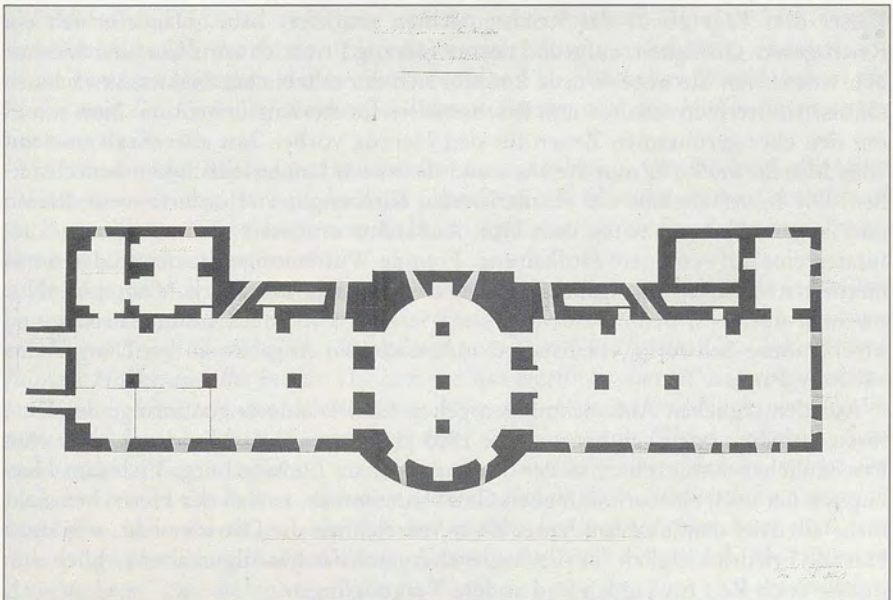
Im Frühjahr 1802 waren die Arbeiten am Schloß soweit fortgeschritten, daß eine Nutzung in Aussicht stand. Nun besuchte das Herzogspaar öfters auf seinen Spazierfahrten die Baustelle und überzeugte sich vom Fortgang der Arbeiten. Erstmals fand am 2. Mai 1802 ein Gouter¹¹ für den ganzen Hof statt. Es folgten im Lauf des Jahres noch mehrere Gouters, und die häufigen Besuche im Seeschloß zeigen deutlich, welches Interesse der Herzog der Anlage inzwischen entgegenbrachte. Als der Erbprinz von Mecklenburg-Strelitz – ein Verwandter mütterlicherseits der Herzogin Charlotte Auguste Mathilde¹² – Ende Mai zu Besuch kam, wurde auch für ihn ein großes Gouter im Seeschloß veranstaltet. Herzog Friedrich



Festingebäude – Erdgeschoß (mit Maßstab)



Festgebäude – Beletage im ersten Stock mit Maßstab



Festgebäude – Kellergeschoß

nutzte sein neues Schloß verstärkt als repräsentativen Ort, wo er Besucher in intimer Atmosphäre empfing, die aufgrund des weit und breit einmaligen Seegartens etwas Aufsehenerregendes an sich hatte. Verglichen mit den späteren Jahren verlief das Leben in der Sommerresidenz Ludwigsburg eher geruhsam; häufig fand der Herzog Gelegenheit, um spazierenzufahren oder zu reiten.

Noch im Jahr 1802 feierte die herzogliche Familie am 20. Geburtstag des Erbprinzen Wilhelm ein glanzvolles Familienfest. Erstmals wurde die Anlage beim Seeschloß in die Gestaltung der Festlichkeiten mit einbezogen:

»Um 4 Uhr nachmittags geruhten Smus. sich nach dem See=Schloß zu verfügen, und um 1/27 Uhr folgten Ihro K. Hoheit des Herrn Erb=Prinzen Durchlaucht, Prinzessin Catarine¹³ und Prinzessin Albertine Durchlaucht¹⁴ und der Hof eben dahin. Die Ankunft der Höchsten Herrschaften daselbst wurde von der auf der Insel des Sees daselbst aufgeführten Canonen durch dessen Donner verkündigt. Die Ufer des Sees so wie die auf denselben befindlichen Chaluppen waren auf das Geschmackvollste beleuchtet, und wechselseitig liessen sich die Türkische Musik von den Grenadier= und Seckendorffischen Bataillon hören.

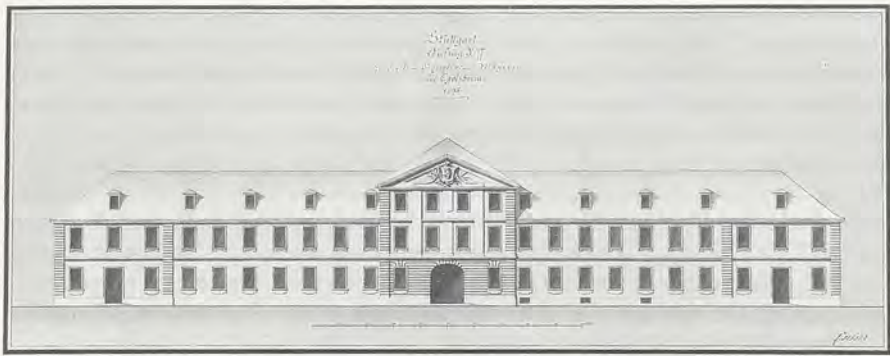
Nachts 9 Uhr war Tafel in dem See=Schloß zu 28 Couvert, während derselben sich die Hof=Musick im Schloß und ausser dasselbe die Türkische hören liessen. Nach geendigtem Soupee, und zwar um 1/211 Uhr kehrten die Höchsten Herrschaften nach dem Residenz=Schloß zurück, und somit endigte sich dieser festliche Tag.

An diesem Tage erschienen die Herren Cavalieri in der gewöhnlichen grünen Ludwigsburger Hof=Uniform, und die Dames in Schmisen¹⁵; bey der Livree=Dienerchaft wurde die Galla=Livree nicht angelegt.

Am 29. April 1803 überbrachte ein Bote dem Herzog die Nachricht, daß der Kaiser drei Tage zuvor das Reichsgutachten ratifiziert habe. Damit erhielt ein Reichsgesetz Gültigkeit, aufgrund dessen Herzog Friedrich zum Kurfürsten erhoben wurde. An die neue Würde knüpfte sich ein erheblicher Gebietszuwachs an säkularisierten Herrschaften und Reichsstädten für das Kurfürstentum. Nun war es mit den eher geruhsamen Zeiten für den Herzog vorbei. Mit aller Kraft und mit allen Mitteln mußte er nun die alten und die neuen Landesteile zusammenschweißen. Die Inbesitznahme der säkularisierten Kirchengüter erforderte weite Reisen und längere Abwesenheiten vom Hof. Außerdem erwartete man von einem Kurfürsten eine aufwendigere Hofhaltung. Fremde Würdenträger kamen in den Sommermonaten nach Ludwigsburg; vielen davon zeigte man auch Monrepos. Nur zweimal übrigens, beim Besuch zweier Herzöge von Mecklenburg-Strelitz und Mecklenburg-Schwerin, veranstaltete man nach den Angaben in den Diarien eine »Wasser-Partie«. ¹⁶

Aus den täglichen Aufzeichnungen gehen die Veränderungen infolge der Kurfürstenerhebung deutlich hervor. Vor 1803 gewinnt man den Eindruck einer eher beschaulichen Atmosphäre in der Sommerresidenz Ludwigsburg. Vieles im Herzogtum lief nach altüberkommenen Gewohnheiten ab, so daß der Herrscher nicht mehr allzuviel damit zu tun hatte. Zwar verzeichnen die Diarien nicht, wie lange Herzog Friedrich täglich für die Regierungsgeschäfte benötigte, aber es blieb ihm immer noch Zeit für Jagden und andere Vergnügungen.

Nach der Rangerhöhung dagegen beanspruchte den Kurfürsten nicht nur die gesteigerte Verwaltungstätigkeit zusätzlich. Auch Vergnügen und Repräsentation



Plan einer geplanten Meierei bei Eglosheim von Fischer, 1798

mußte er nun seinem Stand entsprechend gestalten. Zahlreiche auswärtige Fürsten und Botschafter kamen nun nach Ludwigsburg. Besucher, deren Rang eine Unterbringung im Schloß nicht tunlich erscheinen ließ, wohnten im Hotel »Waldhorn«. Für die Jagd genügten die Waldgebiete um Ludwigsburg nicht mehr; Kurfürst Friedrich verließ die Sommerresidenz mehrmals im Jahr, um in anderen Revieren seines Landes zu jagen. Auch die repräsentativen Feste erhielten nun einen Rahmen, der einer kurfürstlichen Familie würdig erschien. So geriet der 38. Geburtstag von Kurfürstin Charlotte Auguste Mathilde am 29. September 1804 zu einem festlichen Höhepunkt in Monrepos: »Abends gegen 6 Uhr versamleten sich die zu diesem Höchsten Geburtsfest eingeladenen Herren Cavalirs und Dames . . . auf dem Seeschloß und verfügten sich bei ihrer Ankunft allda sogleich in das daselbst neuerlich durch den Hof=Baumeister Touret zubereitete Theater, wo denen Herren Gesandten rechter Hand von den Churfürstlichen Durchlauchten die Plätze von den Kammerfourieren und dessen Frauen von den Hoffourieren angewiesen wurden.

So wie der Hof im Theater beisammen war, geruhete S. Ch. D. den Leib=Jäger Oberlieutenant v. Moltke an der Frau Churfürstin K. H. abzuschicken, wo alsbald die Ankunft der Frau Churfürstin K. H. erfolgte, und durch Paucken= und Trompetenschall verkündigt wurde.

Am Eingang des Theaters, wo sich sämtliche Livree=Dienerschaft in Reihen gestellt hatten, und wo der Wagen der Frau Churfürstin K. H. angefahren kam, empfangen Seine Kurfürstliche Durchlaucht die Frau Churfürstin Ch. D. K. H. und führten Höchstdieselbe in das Theater, wo das eigens an diesem Tag eingerichtete Schauspiel, betitelt der Michaelistag, seinen Anfang nahm. Nach geendigtem Schauspiel wurde das Theater auf eine überraschende Weise in einen Saal verwandelt, durch welchen sich Ihre Churfürstliche Durchlaucht nebst den fremden Herrn Gesandten und dem übrigen Hof in das Churfürstliche Seeschloß verfügten, um von da aus die auf der in dem See befindlichen Insel und dem Wasser geschmackvoll angeordnete Erläuchtung und Feuerwerk in Höchsten Augenschein zu nehmen. Während diesem wurde Ihre Churfürstlichen Durchlauchten folgende presentirt, nemlich durch den Herrn Obrist=Kammerherr Grafen von Jenison der Kammerherr v. Biedenfeld und der

Baron v. Wimpfen, ersterer von der verwitwten Frau Herzogin Carl Durchlaucht¹⁷ und letzterer von der Prinzessin Albertine Durchlaucht zu Gratulation von der Frau Churfürstin abgetheilt. Ferner wurden vorgestellt zwey Kaiserliche Herren Rittmeister, Herr v. Wieland und Herr v. [Name fehlt] und zwey Fräulein des Herrn Ober=Jägermeister v. Lüzow.

Nach diesen verfügten sich Ihre Churfürstliche Durchlauchten mit dem ganzen Hof in den zum Hofball bestimmten Saal. Nachdem der Ball einige Stunden gedauert hatte, so führten S. Ch. D. die Frau Churfürstin, Ch. D. und K. H. zur Nacht=Tafel, welche in einem besonders hinzu erbauten, mit vorzüglichem Geschmack *a la antique* decorirten und mit Transparenten versehenen prächtig erleuchteten Saal zubereitet war und wozu das Zeichen mit Trompeten und Paucken gegeben wurde.

Mit der Mitte des Saals war eine Tafel zu 40 Couvert ausgedeckt und woran die Frau Churfürstin K. Hoheit mit sämtlichen Damen speisten, an beiden Enden derselben aber zwey kleinere Tafeln, jede zu 12 Couvert und wo an einer derselben S. Ch. D. mit den Herren fremden Gesandten und den Herren Ministers speisten. Rings um den Saal waren Buffets angebracht, so mit kalten Speisen serviret waren und wo der übrige Hof stehend speiste. Während der Tafel ließ sich die Musick mit blasenden Instrumenten hören.

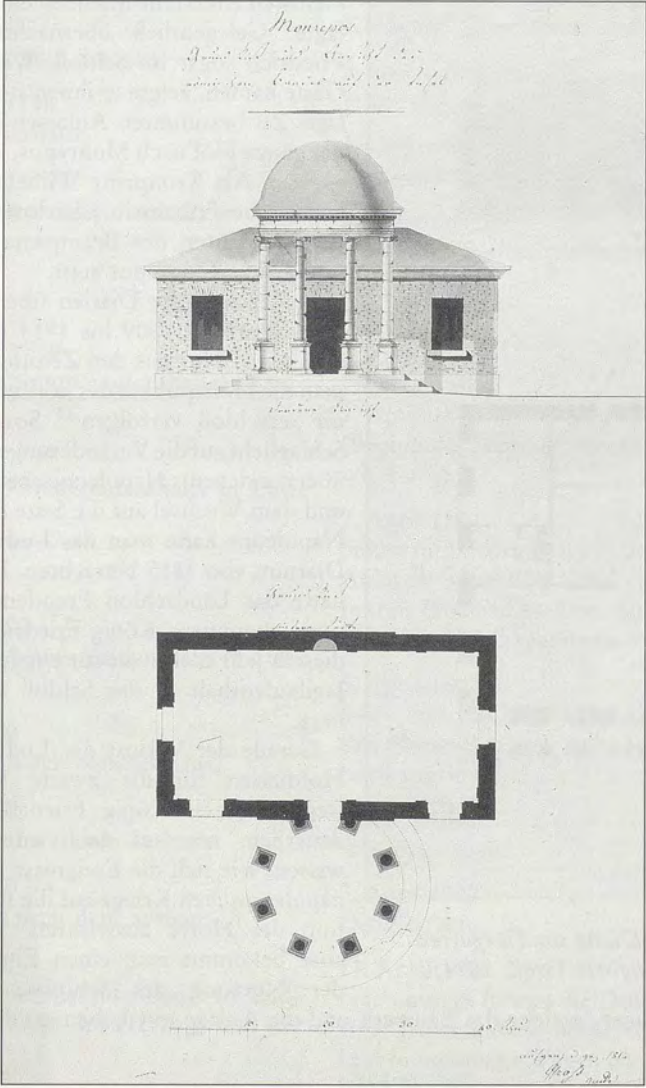
Nach aufgehobener Tafel verfügten sich die Durchlauchtigsten Herrschaften wieder in den vorigen Saal zum Ball, welcher bis nach 12 Uhr in der Nacht währte, und worauf Ihre Churfürstliche Durchlauchten wieder in die Churfürstliche Residenz nach Ludwigsburg zurückkehrten.«

Ein Jahr später fiel das Fest bescheidener aus, da erneut kriegerische Unruhen zu befürchten waren:

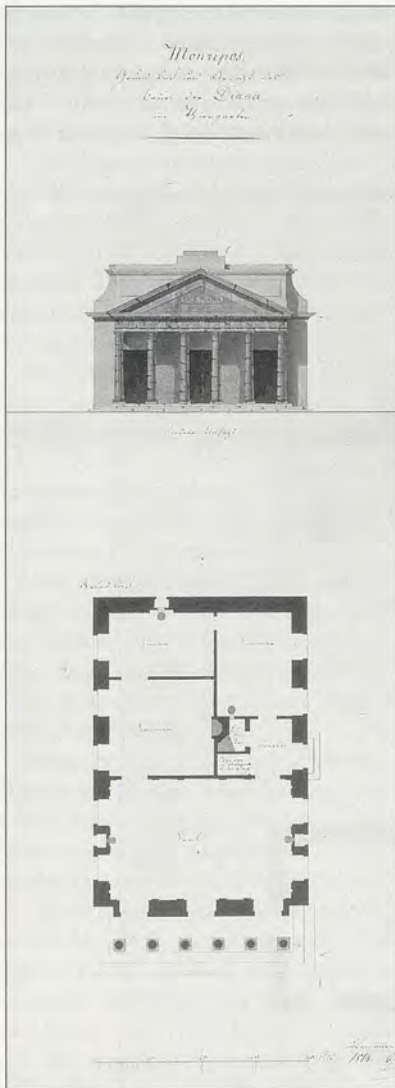
»Abends um 7 Uhr versammelte sich der ganze Hof zu der großen Fete in Monrepos, in den neuerbauten und geschmackvoll decorirten Sälen. Nach halb 8 Uhr, wo das ganze Schloß und dessen Umgebungen durch eine vorzüglich schöne Illumination sich auszeichnete und den schönsten Anblick gewährte, kamen die sämtlichen höchsten Herrschaften von Ludwigsburg zu Monrepos in dem Schloß an. Nach einer kleinen Weile verfügten sich Höchstdieselben in mehreren Wägen in den Neuen Bau, wo sodan der zahlreiche Ball seinen Anfang nahm, welcher bis gegen 11 Uhr währte, wo es sodan zur Tafel in dem gleich neben den Tanz=Sale anstossten Speis=Sale gingt, wo Smus. El. mit den Prinzen, den Herren Gesandten und einige der ersten Herren Cavalirs von Hof an einer Tafel zu 16 und Sma. El. mit den Prinzessinnen und den Dames von Hof an einer in der Mitte des Sales stehenden Tafel speisten. Für den übrigen Hof waren in den Fenstern Buffets angebracht, wo dieselben stehendt speisten. Nach geendigten Soupée begaben sich Smus. El. wieder nach Ludwigsburg. Sma. El. aber verblieben noch bis nach 1 Uhr, wo der Ball zu Ende ging, und wo Höchst Sie sich mit den übrigen Höchsten Herrschaften und dem Hof nach Ludwigsburg zurück begaben.« Zur gleichen Zeit feierte man die Hochzeit des Prinzen Paul von Württemberg und der Herzogin Charlotte von Sachsen-Altenburg. In Monrepos wurde das Brautpaar feierlich empfangen. Die Festlichkeiten mußten aber dann am Tag nach der Geburtstagsfeier der Kurfürstin – während eines großen Balls in Monrepos – wegen Kriegsunruhen abgebrochen werden.¹⁸

In der darauffolgenden Woche, vom 3. bis 5. Oktober 1805, besuchte Kaiser Napoleon Ludwigsburg. Am letzten Tag seines Aufenthalts erkundete der Kur-

fürst mit ihm die Gegend in Ludwigsburg, vor allem den Asperg; ein Besuch in Monrepos unterblieb jedoch.¹⁹ Dagegen ließ sich seine Gemahlin Kaiserin Joséphine bei ihrem Besuch zwei Monate später die Schloßanlage zeigen; sie war so beeindruckt, daß sie Monrepos mit ihrem Schloßchen Trianon verglich.²⁰ Ein Besuch des Kaiserpaares im Januar 1806, nach der Verleihung der Königswürde an



Plan des Römischen Bades (Amor-Tempel!)
auf der Insel im See beim Schloß Monrepos (Werkmeister Groß, 1814)



*Bau der Diana im Tiergarten
(Werkmeister Groß, 1814)*

Veranstaltungen, welche das Bauwerk und die Anlage mit Leben erfüllten.

Kurfürst Friedrich, trug dann offiziellen Charakter, und Monrepos blieb ausgepart.

Nachdem das Schloß nun fertiggestellt war, nutzte es der württembergische König auch als privaten Rückzugsort, wo er im kleinsten Kreis eine Mahlzeit einnahm oder jagte. Gelegentlich übernachtete König Friedrich sogar im Schloß. Wenn fremde Gäste kamen, zeigte er ihnen stolz die Anlage. Zu bestimmten Anlässen begab sich der ganze Hof nach Monrepos, um dort zu speisen. Als Kronprinz Wilhelm 1808 die bayerische Prinzessin Charlotte heiratete, fand zu Ehren des Brautpaares eine Mittagstafel in Monrepos statt.

Leider sind die Diarien über die Sommeraufenthalte 1809 bis 1814 nicht mehr erhalten.²¹ Nur aus den Zeitungen könnte man die Höhepunkte des höfischen Lebens im Seeschloß verfolgen.²² Sozusagen als Schlaglicht auf die Veränderungen nach den überstandenen Napoleonischen Kriegen und dem Wechsel auf die Seite der Gegner Napoleons kann man das Ludwigsburger Diarium von 1815 betrachten. Inzwischen hatte das Landschloß Freudental Bedeutung gewonnen; König Friedrich reiste in diesem Jahr mehrmals für einige Tage zum Jagdaufenthalt in das Schloß am Stromberg.²³

Gerade der Verlust der Ludwigsburger Hofdiarien für die zweite Hälfte der Regierungszeit König Friedrichs ist bedauerlich, wäre es doch interessant zu wissen, wie sich die Ereignisse der großen napoleonischen Kriege auf die Repräsentation des Hofes auswirkten. Wenigstens aber bekommt man einen Eindruck von der Nutzung des Schlosses und den

Aus dem Hofdiarium Ludwigsburg: Quellen zu Monrepos²⁴

1798

15. Mai 1798
(Beginn des Sommeraufenthalts in Ludwigsburg).

17. Mai 1798
Spazierfahrt zum Seehaus.

21. August 1798
Jagd beim Seehaus.

14. Oktober 1798
(Ende des Sommeraufenthalts in Ludwigsburg).

1799

26. Februar 1799
(Beginn des Sommeraufenthalts in Ludwigsburg).

9. Oktober 1799
(Ende des Sommeraufenthalts in Ludwigsburg).

1800

29. März 1800
(Beginn des Sommeraufenthalts in Ludwigsburg).

3. April 1800
Spazierfahrt nach dem Seehaus.

7. April 1800
Spazierfahrt nach dem Seehaus.

8. April 1800
Spazierfahrt nach dem Seehaus.

11. Mai 1800
(Ende des Sommeraufenthalts in Ludwigsburg, Flucht des Herzogs und der Herzogin).

1801

13. Mai 1801
(Beginn des Sommeraufenthalts in Ludwigsburg).

10. August 1801

Nachmittags fuhren Smus. nach dem Seehaus, allwo Höchstdieselben einige Plätze ausstecken ließen zu verschiedene Gebäude, nemlich vor Oficen, Kuch und Conditorei, und Marstall.

8. September 1801
Spazierfahrt nach dem Seehaus.

10. September 1801
Spazierfahrt nach dem Seehaus.

12. Oktober 1801
(Ende des Sommeraufenthalts in Ludwigsburg).

1802

2. April 1802
(Beginn des Sommeraufenthalts in Ludwigsburg).

2. April 1802
Smus. ritten vormittags in denen Neuen Anlagen spazieren, und nachmittags fuhren Höchstdieselben mit Sma. nach dem See=Hauß spazieren.

5. April 1802
Vor= und Nachmittags ritten Smus. in den Neuen Anlagen und nach dem Seehaus spazieren.

6. April 1802
Wie Tags zuvor.

7. April 1802
Deßgleichen.

11. April 1802
Nachmittags fuhren die Durchlauchtigsten Herrschaften nebst dem ganzen Hof in mehreren Wägen nach dem Seehaus spazieren.

12. April 1802
Vor= und Nachmittags fuhren Smus. in den Neuen Anlagen und nach dem Seehaus spazieren.

13. April 1802
Wie Tags zuvor.

17. April 1802
Vor= und Nachmittags fuhren Smus. in den Neuen Anlagen und nach dem Seehauß spazieren.

25. April 1802
Vor= und Nachmittags fuhren Sma. in den Neuen Anlagen und nach dem Seehauß spazieren.

26. April 1802
Vor= und Nachmittags ritten Smus. in den Neuen Anlagen und nach dem Seehauß spazieren.

28. April 1802
Nachmittags fuhren Smus. nach dem Seehauß spazieren.

1. Mai 1802
Nachmittags fuhren Smus. nach dem Seehauß spazieren.

2. Mai 1802
Nachmittags um 4 Uhr begaben sich die Höchsten Herrschaften und der ganze übrige Hof in vorbemeldeten 9 Wagen nach dem Seehauß, allwo ein Goutee bereitet war. Abends 6 Uhr kehrten die Höchsten Herrschaften von da hier in Schloß wieder zurück.

3. Mai 1802
Nachmittags fuhren Smus. nach dem Seehauß und in den Anlagen spazieren.

19. Mai 1802
(Mittags und Nachts ordinaire Tafel), außer das auf dem See=Schloß nachmittags Gouté gegeben wurde.

26. Mai 1802
(Besuch des Erbprinzen von Mecklenburg-Strelitz²⁵). Nachmittags fuhren der ganze Hof in mehreren Wägen nach dem Seehauß, allwo ein groß Gouté gegeben wurde.

29. Mai 1802
(Smus.) speisten mit Sma. an der ge-

wöhnlichen Tafel. Nachmittags fuhren Höchstdieselben nach dem Seehauß spazieren.

30. Mai 1802
Nachmittags Goutée im Seehauß.

31. Mai 1802
Nachmittags fuhren Höchstdieselben (Smus.) nach dem Seehauß und in die Anlagen.

27. Juni 1802
(Besuch der Prinzessin Albertine). Nachmittags war Goutée in dem Seehauß, wohin sich die Hohen Herrschaften und der ganze Hof in mehreren Wägen um 5 Uhr hinbegaben; nach geendigtem Goutée beurlaubte sich die Prinzessin Albertine bey den Hohen Herrschaften und kehrte nach Bönningheim²⁶ wieder zurück, so wie auch die von Stuttgart gekommenen Damen und Cavaliers eben dahin zurück.

4. Juni 1802
(Besuch der Herzogin von Sachsen-Weimar²⁷ und ihrer Tochter²⁸). Um 5 Uhr erhoben sich die Hohen Herrschaften und der ganze Hof in 8 Wägen zum Goutée nach dem See=Schloß. Auch kamen Nachmittags um 4 Uhr hier im Gasthof zum Waldhorn der Prinz von Sachsen-Weimar²⁹ in Begleitung des Herrn von Hinzenstein an und begaben sich ebenfalls nach dem Seehauß. Abends um 8 Uhr kamen die Durchlauchtigsten Herrschaften vom Seehauß wieder retour.

10. Juli 1802
Nachmittags fuhren Smus. in den Anlagen nach dem Seehauß spazieren.

17. Juli 1802
Nachmittags fuhren Smus. in den Anlagen und nach dem Seehauß.

18. Juli 1802
Nachmittags fuhren Smus. mit den Herren Vailly v. Flachsland, den Her-

ren Bischoff de St. Jes und Herrn von Bernhausen in den Anlagen nach der Favorit und See=Schloß spazieren.

20. Juli 1802

(Besuch des Erbprinzen von Thurn und Taxis und seiner Gemahlin³⁰). Vormittags um ½10 Uhr fuhren Smus. & Sma., des Herrn Erb=Prinzen und Prinzessin Catharine Durchlaucht in Begleitung einiger Damen und Cavaliere in 4 Wägen nach dem Herzoglichen Palais, um denen fremden Hohen Gästen allda abzuholen, fuhren sodan in denen Anlagen spazieren, und nach dem See=Hauß, allwo die Hohen Herrschaften ein Dejeuner einnahmen, und um 12 Uhr wieder zurückkehrten.

29. Juli 1802

Mittag speisten die höchsten Herrschaften auf dem See=Schloß zu 20 Couverts an einer runden Tafel, 4 Cavaliere speisten wegen Mangel an Platz an einer aparten Tafel in dem obern Zimmer des Seeschlosses. Bey der Herzoglichen Tafel durfte auf höchsten Befehl ausser die 2 Leib= und 2 Jagd=Laquaien weiter niemand als die Gardarob=Jäger, die 4 Leib=Laquaien und die 2 Herzoglichen Laufer servieren, die Kammer=Laquai Roth muste den Dienst als Mundschенck, und der Kammer=Laquai Wagner den Dienst als Silberkemerling vertreten.

31. Juli 1802

Nachmittags fuhren Smus. in den Anlagen und nach dem Seehauß spazieren.

15. August 1802

Nachmittags war Goutée auf dem Seeschloß.

28. August 1802

Nachmittags fuhren Höchstdieselbe (Smus.) nach dem Seeschloß.

1. September 1802

(Besuch des Fürsten von Sigmaringen

mit Gemahlin³¹). Nachmittags war Goutée im Seeschloß.

19. September 1802

(Besuch der verwitweten Herzogin Ludwig Eugen von Württemberg³²). Nachmittags war auf dem Seeschloß Goutée.

23. September 1802

Nachmittags erhoben sich Smus. nach dem Seeschloß.

28. September 1802

(Geburtstagsfeier des Erbprinzen Wilhelm).

7. Oktober 1802

(Besuch von Graf und Gräfin de Mount Edgcombe³³). Nachmittags fuhren die Durchlauchtigsten Herrschaften und der Hof mit denen Fremden nach dem Seeschloß spazieren, und nahmen solches in Augenschein.

19. Oktober 1802

(Besuch von Lord und Lady Bradford³⁴). Nachmittags fuhren Smus. mit denen Fremden nach dem Seeschloß spazieren.

26. Oktober 1802

(Ende des Sommeraufenthalts).

6. November 1802

(Geburtsfest des Herzogs). Vormittags nach 10 Uhr erhoben sich die Durchlauchtigsten Herrschaften in Begleitung des Herrn Staats= und Conferenz=Minister Grafen von Winzigerode³⁵, Herr Ober=Stall=Meister v. Görlitz³⁶, Herr Kammerherr v. Wimpfen³⁷, Herr Ober=Hof=Meister v. Wormser, Major v. Zeppelin³⁸ und Staats=Dame v. Röder nach dem See=Schloß bey Ludwigsburg, allwo Höchste Herrschaften zu Mittag an einer Tafel zu 10 Couverts speisten und abends nach 6 Uhr anhero zurück kamen.

1803

16. April 1803

Vormittags verfügten sich Smus., Sma. nebst Prinzessin Catarina und des Prinzen Friedrich Eugen³⁹ in Begleitung des Herrn Staats=Ministers Graf von Winzigerode Exc., des Herrn Kammerherrn v. Wimpfen, Herrn v. Wolzogen und der Staats=Dame v. Seckendorff nach dem See=Schloß, alda speißten die Höchsten Herrschaften zu Mittag und kamen abends nach 5 Uhr anhero zurück.

19. April 1803

(Ankunft des Herzogs in Ludwigsburg zum Sommeraufenthalt).

20. April 1803

Vormittags fuhren Smus. nach dem See=Schloß und in denen Anlagen spazieren.

(29. April 1803)

(Überbringung der Nachricht aus Wien, daß Herzog Friedrich von Württemberg zum Kurfürsten erhoben worden sei).

1. Mai 1803

Nach der Tafel kehrten die Herrn Cavaliers, so von Stuttgart gekommen waren, deßgleichen der Herr Geheime Rath und dessen Gemahlin v. Biebikoff, so vorhero aber in Begleitung des Geheimrath v. Mandelsloh⁴⁰ Exc. das See=Schloß besahen, dahin wieder zurück.

19. Mai 1803 (Himmelfahrt)

Nachmittags Goutée im See=Schloß.

22. Mai 1803

(Besuch von Prinz Eugen von Württemberg⁴¹). Nachmittags 5 Uhr verfügte sich der Hof nach dem See=Schloß zum Goutée.

26. Mai 1803

Smus. aber geruheten sich nach dem See=Schloß.

31. Mai 1803

(Anwesenheit des Prinzen Eugen). Mittags war Tafel auf dem See=Schloß.

5. Juni 1803

(Besuch des kurfürstlich bayrischen Gesandten Oberstallmeister v. Kessling). Nachmittags fuhren Herrn Gesandte in Gesellschaft des Herrn Obrist=Kammerherrn und Herrn Oberstallmeister von Görlitz in einer Hof=Equipage mit 6 Pferden nach dem See=Schloß und denen übrigen Churfürstlichen Gebeuden und den Anlagen spazieren, und nahmen alles Merckwürdige in Augenschein.

8. Juni 1803

Heute Mittag war Tafel auf den Churfürstlichen See=Schloß.

29. Juni 1803

Wie Tags zuvor, ausser daß Nachmittags Goutée auf dem See=Schloß war.

3. Juli 1803

(Besuch des schwedischen Generals Graf v. Stenbock und Graf v. Truckher). Nachmittags war Goutée auf dem See=Schloß, wohin sich die Churfürstlichen Herrschaften mit dem ganzen Hof=Statt und Fremde $\frac{1}{2}$ 6 Uhr in einer Anzahl Kutschen verfügten, und von da nach 7 Uhr zurückkehrten.

10. Juli 1803

(Besuch des Grafen von Sachsenheim und seiner Gemahlin sowie der sachsen=gothaischen Hofdame Fräulein v. Lissfeld). Nachmittags fuhren benante Fremde in eine Hof=Equipage mit noch einigen Cavaliers von Hof in den Anlagen und den Churfürstlichen See=Schloß und übrigen Gebäuden spazieren und nahmen solche in Augenschein.

2. August 1803

Geruheten Smus. mit Ihro Königlicher Hoheit, Prinzessin Catharina nebst denen Dames und Cavaliers in dem See=Schloße zu Nacht zu speißen.

12. August 1803

Heute früh um 7 Uhr geruheten die Frau Churfürstin K. H. in Begleitung der Staatsdame v. Röder nach dem See=Schloß spazieren zu fahren.

15. August 1803

Heute früh $\frac{1}{2}$ 7 Uhr geruheten Seiner Hochfürstlichen Durchlaucht, sich in die Gegend des See=Schloß auf ein Hüner=Schießen zu begeben. Mittags speisten Höchstdieselbe und der ganze Hof auf dem See=Schloß.

20. August 1803

(Besuch des Prinzen Karl von Mecklenburg-Schwerin⁴²). Nachmittags fuhren Smus. mit dem Prinzen nach dem See=Schloß und den übrigen Churfürstlichen Gebäuden und nahmen solche in Höchsten Augenschein.

21. August 1803

Nachmittags war Goutée auf dem See=Schloß, wohin sich der ganze Hof um 5 Uhr in 8 Wagen begaben und nach 6 Uhr von da wieder zurückkehrte.

29. August 1803

Zu Nacht war Soupée auf dem See=Schloß.

10. September 1803

Nachmittags wurde in Anwesenheit des ganzen Hofes daß Erndte=Fest auf dem See=Schloß gefeiert, wo um 150 Personen öffentlich vor dem Schloß gespeist wurden. Spiel und Souper auf dem See=Schloß.

26. September 1803

Heute mittag speisten die Höchsten Herrschaften mit dem gesamten Hof auf dem See=Schloß.

26. Oktober 1803

(Abreise des Hofes nach Stuttgart).

31. Oktober 1803

Heute vormittag erhoben sich die Durchlauchtigsten Herrschaften mit einigen Cavalirs und Dames nach dem

See=Schloß und speisten allda zu 12 Couvert mittags, und kamen abends nach 5 Uhr von da wieder zurück.

16. November 1803

Vormittags geruheten Smus. El. sich in Begleitung des Flügel=Adjudanten v. Dillen⁴³ nach dem See=Hauß zu begeben und alda zu Mittag zu speisen, von wo Höchst Sie abends nach 4 Uhr anhero zurück kamen.

19. November 1803

(Besuch des Königs von Schweden⁴⁴). Mittlerweile verfügten sich S. Ch. D. zu dem König, um selbigen zu der Frau Churfürstin abzuholen, und wo sich sodann die Höchsten Herrschaften mit einem Theil des Hofes nach dem Churfürstlichen See=Schloß begaben und die dortigen Anlagen in Augenschein nahmen, und kehrten nach eingenommenen Dejeune sodan nach Ludwigsburg zurück.

25. November 1803

(Besuch des Kurfürstenpaars von Bayern⁴⁵). Nach diesem erhoben sich sämtliche Höchsten Herrschaften mit einigen Cavalirs und dames von hier nach dem Churfürstlichen See=Schloß und kehrten, nachdem Höchstdieselben die dortigen Anlagen in Augenschein genommen hatten, nach eingenommenen Dejeune nach Ludwigsburg zurück.

2. Dezember 1803

Vormittags erhoben sich Smus. in Begleitung des Flügel=Adjudanten v. Dillen nach dem See=Schloß, allwo Höchstdieselben zu Mittag speisten, und kamen abends nach 4 Uhr retour.

28. Dezember 1803

Vormittags erhoben sich S. Ch. D. in Begleitung des Prinzen Paul Durchlaucht und einige Herren Cavalirs in die Gegend bey Ludwigsburg auf die Jagd, speisten zu Mittag auf dem See=Schloß

und kamen abends 5 Uhr anhero wieder zurück.

30. Dezember 1803

Heute vormittag um 11 Uhr erhoben sich die Höchsten Herrschaften in Begleitung des Herrn Staats= und Conferenz=Ministers Grafen von Winzige-
rode Exc., des Herrn Oberstallmeister v. Görlitz und die beiden Staats=Damen v. Röder und v. Seckendorff nach dem Churfürstlichen See=Schloß, wohin schon eine Stunde zuvor der Churbadische Gesandte Herr v. Gemmingen mit Herr Rittmeister und Flügeladjutant v. Dillen in einer Hof=Equipage mit 6 Pferden gefahren und daselbst nach der Ankunft der Höchsten Herrschaften die dasigen Merckwürdigkeiten und die Neuen Anlagen wie auch das Ludwigsburger Residenz=Schloß in Augenschein zu nehmen.

Auf dem See=Schloß nahmen die Höchsten Herrschaften mit dem Chur=Badischen Herrn Gesandten das Mittags=Mahl an einer Tafel zu 12 Couvert ein, und nach aufgehobener Tafel kehrten Höchstdieselben anhero zurück.

1804

6. Januar 1804

Heute vormittags erhoben sich Smus. in Begleitung des Rittmeisters und Flügel=Adjutanten v. Dillen nach dem See=Schloß, allwo Höchstsie sodann in der Meierey zu Mittag speisten, und abends nach 4 Uhr wieder retour kamen.

24. März 1804

(Beginn des Sommeraufenthalts in Ludwigsburg). Nachmittags fuhren Höchstdieselbe in den Anlagen herum, und sodann nach dem Seeschloß.

15. April 1804

Nachmittags war Goutée auf dem Seeschloß, wozu sich die Höchsten Herr-

schaften mit einem Theil der hiesigen Herrn und Dames nach 3 Uhr verfügten; die von Stuttgart zu Tafel eingeladenen gewesenen Herren und Dames kehrten nach der Tafel dahin gleich wieder zurück.

22. April 1804

Nachmittags Goutée auf dem Seeschloß.

6. Mai 1804

Nachmittags war groß Goutée auf dem Seeschloß.

13. Juni 1804

(Besuch des russischen Gesandten v. Maltitz mit Gemahlin und Tochter, russischer Staatsrat v. Jacerslöff, Gräfin Kingston). Nachmittags fuhren Smus. mit den Herren Gesandten in einem Wagen in denen Anlagen, nach dem See=Schloß und übrigen Churfürstlichen Gebäuden herum. Deßgleichen in einem zweiten Wagen die Frau Gesandtin nebst Fräulein Tochter in Gesellschaft des Herrn Staatsrats v. Jacowlöff und Herrn Obrist=Kammerherr Graf Jenison.

14. Juni 1804

Nachmittags fuhren Höchstdieselben (die kurfürstliche Familie) nach dem Seeschloß.

15. Juni 1804

Abends Goutée auf dem Seeschloß.

22. Juni 1804

(Besuch der Prinzessin Albertine). Nachmittags Goutée und Soupee auf dem Seeschloß.

6. August 1804

Nachts speisten die Höchsten Herrschaften mit dem hiesigen Hofstaat auf dem Seeschloß.

12. August 1804

Abends halb 5 Uhr verfügte sich der ganze Hof mit denen Herren Cavalirs, so von Stuttgart und hier zu Mittag

gespeist hatten, zum Goutée nach dem Seeschloß, und kamen nach 6 Uhr von da wieder zurück.

23. August 1804

Mittags speisten der Hof auf dem Seeschloß.

30. August 1804

Heute vormittags geruheten Smus. in der Gegend des Seeschloß zu jagen und zu Mittag auf dem See=Schloß zu 6 Couverts zu speisen.

10. September 1804

Nachts war Tafel auf dem Seeschloß, wozu die beiden hier in dem Gasthof zum Waldhorn angekommenen Gräfin von Lignowfsky⁴⁶ und von Berlichingen eingeladen waren.

29. September 1804

(Geburtsfeier der Kurfürstin Charlotte Mathilde; siehe Haupttext).

22. Oktober 1804

(Beginn des Winteraufenthalts in Stuttgart).

18. Dezember 1804

Heute vormittags erhoben sich Smus. El. in Begleitung des Herrn Ober=Stallmeister v. Görlitz und Herr Major v. Dillen auf ein paar Tage nach dem Churfürstlichen See=Schloß, um sich in dasiger Gegend mit der Jagd zu belustigen.

1805

19. Januar 1805

Heute früh erhoben sich Smus. in Begleitung des Herrn Major v. Dillen auf das Churfürstliche Schloß Monrepeau (verbessert: Monrepos), Höchstdieselben speisten daselbst zu Mittag und kamen abends retour.

26. Januar 1805

Heute vormittag erhoben sich Smus. in Begleitung Herrn Major v. Dillen auf das Churfürstliche Schloß Monrepos,

allwo Höchstdieselben sich in dasiger Gegend mit der Jagd belustigten, und zu Mittag auf dem Schloß speisten, und abends von da hierher retour kamen.

9. Februar 1805

Smus. begaben sich in Begleitung des Major v. Dillen über Mittag nach dem Schloß Monrepos und kamen abends 4 Uhr wieder zurück.

18. Februar 1805

Smus. begaben sich über Mittag nach Monrepos und kamen abends in das Schauspiel wieder zurück.

5./6. März 1805

Heute vormittags erhoben sich Smus. in Begleitung Herrn Major und Flügeladjutant v. Dillen nach Monrepos, allwo Höchstdieselben bis den 6. (März) zu verbleiben geruheten, wo Höchst Sie nachmittags um 4 Uhr allhier wieder eintrafen.

12./13. März 1805

Heute vormittag erhoben sich Smus. El. in Begleitung Herrn Major v. Dillen nach Monrepos und kamen den 13. (März) nachmittags um 4 Uhr von da wieder retour.

16. März 1805

Heute vormittag erhoben sich Smus. nach Monrepos, speisten daselbst zu Mittags und kamen abends wieder zurück.

19. März 1805

Heute verfügten sich Smus. El. in Begleitung des Herrn Major v. Dillen auf einigen Tagen nach Monrepos.

20. März 1805

Heute vormittag um 10 Uhr begaben sich die Frau Churfürstin K. H. nebst Prinzeßin Catharine, Prinz Paul und Prinz Eugen etc., deßgleichen Prinzeßin Albertine, so von Seiner Churfürstlichen Durchlaucht eingeladen war, in Begleitung des Herrn Hofmarschall

v. Münchhausen Exc. und Herr v. Wolzogen, Staats=Dame v. Gaismar und Kammerherr v. Wimpfen zu Seiner Churfürstlichen Durchlaucht nach Monrepos, wo Höchstdieselben zu Mittag speisten, und kamen abends nach (?) Uhr⁴⁷ dann wieder retour.

1. April 1805

(Beginn des Sommeraufenthalts in Ludwigsburg).

18. Mai 1805

(Besuch des Hoch- und Deutschmeisters Erzherzog Anton von Österreich⁴⁸). (Kurfürst Friedrich und Erzherzog Anton) begaben sich nachdem mit einige der ersten Herrn Cavaliers nach dem Churfürstlichen Schloß Monrepos, wohin gegen 12 Uhr Ihre K. H. die Frau Churfürstin mit der Herzogin Catharina Durchlaucht und den Dames folgten, wo sodan die Höchsten Herrschaften in dem Sall an einer Tafel zu 30 Couvert und die übrigen Herrn Cavaliers wegen Mangel des Raums an einer 2ten Tafel zu 8 Couverts zu Mittags speisten. Nach aufgehobener Tafel beurlaubten sich Ihre Kaiserliche Hoheit der Erz=Herzog bey den Durchlauchtigsten Herrschaften, und traten Höchstero Rückreise undter Abfeierung der Kanonen wieder an.

21. Mai 1805

Goutée und Soupée auf Monrepos mit Zuziehung des Prinzen von Taxis.

23. Juni 1805

Nachmittags war auf dem Churfürstlichen Lust=Schloß Monrepos Goutée.

8. Juli 1805

(Besuch des Fürsten Schönburg⁴⁹). (Der Fürst erhält eine Hofequipage), um in den Anlagen herum und nach Monrepos fahren zu können, deßgleichen einen Cavalir von Hof zur Begleitung, und alles Sehenswürdige anzuzeigen . . .

24. Juli 1805

(Besuch des Erbprinzen von Mecklenburg-Schwerin⁵⁰). . . nach welchem S. Ch. D. den Herrn Erbprinzen Durchlaucht in den sämtlichen Anlagen herumzuführen geruheten, und sodann sich nach Monrepos zur Mittags=Tafel verfügten, und mit eben denselben Persohnen in dem Lustschlosse das Mittags=Mahl an einer Tafel zu 24 Couverts einnahmen; die übrigen Herrn Cavaliers, so an der Churfürstlichen Tafel nicht Platz fanden, speisten in ein besonders Zimmer an einer Tafel zu 9 Couvert. Nach der Tafel wurde eine Wasser=Partie veranstaltet, und nach derselben verfügten sich die Höchsten Herrschaften wieder anhero.

11. August 1805

(Besuch des Herzogs von Mecklenburg-Strelitz⁵¹, seines Bruders Herzog Ernst⁵², der Erbprinzessin Therese Mathilde von Thurn und Taxis und der Fürstin Solms⁵³). War Mittags die Churfürstliche Tafel zu Monrepos; zu diesem verfügten sich S. Ch. D. wie auch die Frau Churfürstin K. H. mit einigen der Ersten des Hofes nach 12 Uhr von hier nach Monrepos, um denen Höchsten fremden Herrschaften bey dessen Ankunft alda zu empfangen. Um 1 Uhr erfolgte den auch die Ankunft der Höchsten Fremden allda, so mit allhiesiger Herrschaftlicher Equipage unter Vorreitung des Bereuter Dobel von Stuttgart aus gefahren wurden . . . Nach einem kurzen Verweilen speisten die Höchsten Herrschaften zu Mittags /:wozu auch sich der zu Stuttgart aufhaltende Herrn Prinzen zu Thurn und Taxis eingeladen waren:/ an einer Tafel zu 21 Couverts. Nach der Tafel wurde eine Wasser=Partie veranstaltet, nach welcher sämtliche Höchste Herrschaften hierher in den hiesigen Anlagen und nach dem Spiel=Platz fuhren.

26. August 1805

Nachmittags geruheten Smus. El. sich mit Höchstdero Herrn Bruders dem Herrn Herzog Wilhelm⁵⁴ bey Monrepos mit der Jagd zu belustigen.

27. August 1805

Ganz wie Tags zuvor.

22. September 1805

(Besuch des Herzogs Eugen von Württemberg). Nachmittags machten bloß die Höchsten Herrschaften eine Spazierfahrt in den Anlagen und nach Monrepos, allwo Höchstdieselben ein Goutée einnahmen, und sodan nach 6 Uhr hieher zurück kehrten.

24. September 1805

(Hochzeit des Prinzen Paul mit Herzogin Charlotte von Sachsen-Altenburg⁵⁵). Der Empfang als geschahe zu Monrepos, und kamen die fremden Hohen Herrschaften mittags halb 1 Uhr von Heilbronn, von Höchstdieselben mit herrschaftlichen Zügen, unter Vorreitung des Stallmeisters Einfeld und Escortirung von 12 Mann Leibjäger, daselbst angefahren, wo Höchst sie von S. Ch. D. den Churfürsten und der Frau Churfürstin K. H. und denen Herzogen und Herzoginnen von dem Hohen Churhause empfangen wurden. Nach einem kleinen Verweilen wurde so dan zu Mittag an einer Tafel zu 15 Couverts gespeist . . . Nachmittags 4 Uhr begaben sich die Höchsten Herrschaften von Monrepos hieher.

25. September 1805

Vormittags um 10 Uhr begaben sich Smus. El. mit Höchstdero Herren Brüdern des Herrn Herzog Eugen nebst Gemahlin und Prinzeßin Tochter, und des Herrn Herzogs Wilhelm nach Monrepos, nahmen daselbst ein Frühstück ein und kehrten sodan wieder zurück.

29. September 1805

(Geburtsfest der Kurfürstin).

30. September 1805

(Wegen Kriegsunruhen werden alle weiteren Feierlichkeiten anlässlich der Vermählung von Prinz Paul abgesagt).

3. Oktober 1805

(Nachts 22 Uhr Ankunft des Kaisers Napoleon. Kein Besuch in Monrepos).

5. Oktober 1805

(Abreise Napoleons).

11./12. Oktober 1805

(Ende des Sommeraufenthalts in Ludwigsburg).

2. Dezember 1805

(Besuch der Kaiserin Joséphine⁵⁶ in Ludwigsburg). Von da (Residenzschloß) verfügten sich die Höchsten Herrschaften nach Monrepos, wo Höchstdieselben ein Frühstück einnahmen, woher Höchstdieselben abends nach 4 Uhr hier wieder eintrafen.

13. Dezember 1805

Heute vormittags erhoben sich Smus. El. in Begleitung des Herrn Major v. Dillen nach Monrepos, von wo Höchstdieselben, nachdem sie zu Mittag daselbst gespeist hatten, abends wieder retour kamen.

1806

15. Januar 1806

Erhoben sich S. K. M. von hier nach Monrepos auf die Jagd. Höchstdieselben speisten zu Mittag daselbst, und kamen gegen Abend wieder retour.

18.–20. Januar 1806

(Kaiser Napoleon und Kaiserin Joséphine in Stuttgart. Kein Besuch in Monrepos).

4. Februar 1806

Vormittags erhoben sich S. K. M. in Begleitung des Herrn Reise=Oberstallmeisters v. Dillen nach Monrepos, Allerhöchstdieselben speisten daselbst zu

Mittag und kamen abends nach 4 Uhr wieder retour.

18. Februar 1806

Heute früh um 8 Uhr erhoben sich S. K. M. in Begleitung des Reise=Oberstallmeisters v. Dillen nach Monrepos, Allerhöchstdieselben speisten daselbst zu Mittag und kamen abends wieder retour.

25. Februar 1806

Heute vormittag erhoben sich S. K. M. in Begleitung Herrn Major v. Dillen nach Monrepos, wo Allerhöchstdieselben zu Mittag speisten, und kamen abends gegen 5 Uhr wieder retour.

27. Februar 1806

Frühmorgens nach 8 Uhr begaben sich S. K. M. in Begleitung einiger Herren Cavaliers nach Monrepos, wo Allerhöchstdieselben sich in den dasigen Fasanen=Garten sich mit Fasanen=Schiessen belustigten und zu Mittag daselbst speisten und abends nach (?) Uhr von da wieder anhero zurück kamen.

11. März 1806

Vormittags erhoben sich S. K. M. in Begleitung des Herrn Oberstallmeisters v. Dillen nach Monrepos. Allerhöchstdieselben speisten daselbst zu Mittag und kamen abends von da wieder retour.

1. April 1806

(Beginn des Sommeraufenthalts in Ludwigsburg).

7. April 1806

(Besuch der Schweizer Gesandten Herr v. Stocker-Neuform und Obrist Schalch). Nach der Tafel erhielten die Herren Gesandten eine Hofs-Equipage und den Kammerherrn v. Bernhausen zur Begleitung, um denenselben das Königliche Schloß Monrepos und die Anlagen zu zeigen, worauf alsdann dieselbe nach Stuttgart zurückführen.

20. April 1806 (Sonntag)

War mittags große Tafel zu Monrepos in dem Fasanen=Sale zu 53 Couverts, wozu Ihre Königlichen Hoheiten der Kron=Prinz⁵⁷ und der Prinz Paul nebst Gemahlin von Stuttgart kamen; ferner waren von da eingeladen die Prinzessin Albertine, der französische Gesandte nebst Gemahlin, der General Reinwald und der Maltheserordens=Gesandte Graf von Arco und einige der ersten Herren Cavaliers von Hof. Deßgleichen waren hier auch einige Herren Cavaliers sowie auch der Ober=Schenck und Kammerherr Baron v. Grafenich eingeladen, welcher letzterer, so wie auch die Frau Reise=Oberstallmeister v. Dillen in Monrepos vor der Tafel Ihren Majestäten dem König und der Königin wie auch den Königlichen Prinzen und Prinzessinnen presentirt wurden. Nach aufgehobener Tafel beurlaubte sich der Malteserordens=Gesandte Graf von Arco bey den Allerhöchsten Herrschaften, und S. K. M. kehrten nebst der ganze Hof nach Ludwigsburg, und die Herren Cavalir, so von Stuttgart eingeladen waren, eben dahin zurück.

1. Mai 1806

Mittags speisten S. K. M. mit einigen Herren Cavaliers zu Monrepos.

11. Mai 1806

Nachmittags fuhren S. K. M. mit dem Kronprinzen und Herzog Wilhelm nach Monrepos.

15. Mai 1806

Mittags speisten die Allerhöchsten Herrschaften mit dem anwesenden Hof zu Monrepos in dem Fasanen=Sale.

25. Mai 1806 (Sonntag)

Der Hof verfügte sich abends nach 6 Uhr nach Monrepos und speiste sodann zu Nacht in dem neuen Festin Sale an einer Tafel zu 31 Couverts, an welcher auch die Officiers von der Garde

du Corps und Leibjäger=Garde mit-
speisten.

27. Mai 1806

Abends Ball und Groß=Souper zu
Monrepos in dem Festin=Sale, wozu
sämtliche hier in der Anlage . . . aufge-
zeichnete Persohnen eingeladen waren.
S. K. M. geruheten nachts in Monrepos
zu schlafen, der ganze Hof aber kehrte
nach geendigtem Ball hiehin zurück.

8. Juni 1806 (Sonntag)

Der ganze Hof begab sich abends nach
6 Uhr nach Monrepos, wo auch zu
Nacht in dem Fasanen=Sall gespeist
wurde, wozu auch die Herrn Officiers
von der Garde du Corps und Leib=Jäger
eingeladen waren.

30. Juni 1806

Heute erhoben sich S. K. M. mit den
Herzog Eugen und einigen Herren
Cavalirs auf die Jagd in der Gegend bey
Monrepos, alwo Allerhöchstdieselben
zu Mittag speisten, und kamen abends
von da wieder retour.

10. Juli 1806

Nachmittags fuhren die Allerhöchsten
und Höchsten Herrschaften (Herzog
Ludwig und Gemahlin) nach Monrepos
zum Goutée.

10. August 1806

Abends war Spiel und Concert in Mon-
repos, wozu die Hof=Music von Stutt-
gart dahin beordert wurde. Abends nach
6 Uhr verfügte sich der Hof, so wie
auch S. K. H. der Kronprinz nebst Prinz
Paul und Gemahlin, sowie auch die
Herren Cavaliers, so von Stuttgart ge-
kommen, und zu dem Concert und
Nacht=Tafel eingeladen waren, nach
Monrepos. Die Nacht=Tafel war da-
selbst zu etlichen 70 Couverts stark,
und seind die dazu eingeladen gewesen-
en Persohnen aus dem angeschlossenen
Tafel=Zettel zu ersehen.

14. August 1806

Begaben sich des Königs Majestät in
Begleitung des Herzogs Louis⁵⁸ und
Eugen Hoheiten nebst den Prinzen
Adam⁵⁹ und Eugen Durchlaucht und
einigen Herren Cavalirs vormittags auf
die Jagd bey Monrepos, speisten auf
dem dasigen Königlichen Schloß zu
Mittag und kamen abends um . . .⁶⁰ Uhr
von der Jagd wieder retour.

30. August 1806

(Geburtstag des Herzogs Ludwig von
Württemberg). Abends halb 7 Uhr be-
gab sich der Hof und die dazu eingela-
denen Persohnen von hier nach Monre-
pos zu dem daselbst veranstalteten
Concert, welches in dem neuen Festin=
Sall gegeben wurde. Nach selbigem war
große Soupee, wo der ganze Hof an
einer Tafel zu 84 Couverts speiste, und
wo, während sich die Allerhöchsten und
Hohen Herrschaften sich zur Tafel nie-
derließen, die Kanonen 51 Schuß abge-
feuert wurden; nach aufgehobener Ta-
fel kehrten sodann der Hof wieder hier-
her zurück.

28. September 1806 (Sonntag)

(Mittagstafel im Schloß Monrepos an-
läßlich des Geburtstags des Kronprin-
zen mit 19 Gedecken und 6 Gedecken
im oberen kleinen Saal).

6. Oktober 1806

(Ende des Sommeraufenthalts in Lud-
wigsburg).

16. Dezember 1806

Heute früh erhoben sich S. K. M. nach
Monrepos auf die Schweinsjagd. Aller-
höchstdieselben speisten daselbst zu
Mittag und kamen abends 5 Uhr wieder
retour.

20. Dezember 1806

Begaben sich S. K. M. mit einigen Cava-
lirs auf die Jagd bey Monrepos. Aller-
höchstdieselben speisten zu Mittag auf
dem dasigen Königlichen Schloß und

kamen abends nach 4 Uhr wieder retour.

30. Dezember 1806

Heute früh gegen 9 Uhr begaben sich S. K. M. mit einigen Hern Cavaliers von hier nach dem Königlichen Lust=Schloß Monrepos, allwo Allerhöchstdieselben sich mit der Jagd belustigten, und über Nacht zu verbleiben geruheten.

31. Dezember 1806

Heute mittag kamen S. K. M. von Monrepos wieder zurück.

1807

13. April 1807

(Beginn des Sommeraufenthalts in Ludwigsburg).

14. Mai 1807

Gegen Abend verfertigten sich S. M. der König mit einem kleinen Gefolge nach Monrepos, um daselbst zu übernachten.

15. Mai 1807

Heute gegen 10 Uhr kamen S. M. wiederum von Monrepos retour.

9. Juni 1807

Abends war Nachttafel in Monrepos, auch wurden an diesem Abend die Königliche und Marchalstafel vereinigt.

16. Juni 1807

Abends war Goutée und Nachttafel in Monrepos, wozu einige Herren und Dames von hier eingeladen waren. Auch wurden beyde Tafeln an diesem Abend combinirt.

23. August 1807

Um 6 Uhr versamlete sich der Hof, wozu mehrere Fremde eingeladen waren, zu Monrepos, und wurde sofort die Königliche Nachttafel daselbst abgehalten.

29. September 1807

(Das Diarium bricht ab).

1808

19. Januar 1808

Heute früh verfügten sich S. K. M. mit allerhöchst dero Suite nach Monrepos auf die Jagd, um daselbst in denen environs bis inclusive den 22en dato zu jagen.

22. Januar 1808

Nachmittags 3 Uhr trafen S. M. nebst Gefolge wiederum von Monrepos von denen daselbst abgehaltenen Treib-Jagen dahier ein.

24. März 1808

Heute früh um 8 Uhr erhoben sich S. K. M. von hier nach Ludwigsburg und Monrepos, alwo allerhöchst dieselben das Mittagmahl einnahmen, und sich nach diesem wiederum hierher begaben.

19. April 1808

(Beginn des Sommeraufenthalts in Ludwigsburg).

4. Mai 1808

Abends war Gouté in Monrepos, und speißten S. M. zu 6 Couverts daselbst zu Nacht.

7. Mai 1808

Abends war Gouté zu Monrepos, und des Königs Majestät speißten daselbst zu 6 Gedecken zu Nacht.

15. Mai 1808

Abends war Gouté und Cour in Monrepos, auch speisten S. M. der König zu 6 Gedecken daselbs zu Nacht und kehrten nach aufgehobener Tafel gegen 10 Uhr hierher zurück.

16. Mai 1808

Heute früh begaben sich S. M. nach Monrepos und speißten daselbst zu 6 Gedecken zu Mittag.

31. Mai 1808

Abends war Gouté und Souper in Monrepos. S. M. der König geruheten mit

einer ganz kleinen Suite in Monrepos zu übernachten. Die übrigen Herrschaften aber kehrten nach aufgehobener Tafel nach Monrepos zurück.

1. Juni 1808

Heute früh 8 Uhr trafen S. M. der König wiederum von Monrepos dahier ein.

4. Juni 1808

Aus Veranlassung des hohen Geburtstages Ihro Durchlaucht der Prinzessin Louise, Tochter des Herrn Herzogs Eugen Hoheit⁶¹, verfügte sich der ganze Hof von hier gleich nach 6 Uhr abends nach Monrepos zu einem daselbst in dem Königlichen Festinbau veranstalteten Hof=Baal. Die Herren und Dames nebst Fräuleins, welche von Stuttgart aus dazu eingeladen waren, fuhren gerade von da nach Monrepos und stiegen gleich im Festin=Bau ab. Dazu waren alle Hofofficirs der Garde zu Fuß des Leib=Regiments und die Herren Kammerjunkers vom Regiment von Cammerer eingeladen. Gleich nach ½7 Uhr nahm der Baal seinen Anfang, und gleich nach 9 Uhr wurde ebenfalls im Festin=Bau an zwey grossen Tafeln soupir. An der Tafel seiner Königlichen Majestät, welche rechter Hand war, wurden alle fürstlichen Personen gezogen, so wie auch alle Herren Cavalliers und Dames bis inclusive denen, welche Maitres=Rang haben, dabey den Zutritt hatten. Diese Tafel wurde zu 58 Couverts abgehalten. An der zweiten Tafel, welche lincks gestelt war, speißten alle Herren Kammerherren, Kammerjunkers und Fräuleins zu 48 Gedecken.

Nach aufgehobener Tafel nahm sogleich der Baal wiederum seinen Anfang und endigte sich nach ¾12 Uhr.

S. K. M. aber verliessen schon den Baal gleich nach ¼ auf 11 Uhr und geruheten mit einer ganz kleinen Suite in Monrepos zu übernachten.

5. Juni 1808

Früh ½9 Uhr kamen S. K. M. wieder von Monrepos dahier an.

17. Juni 1808

(Vermählungsfeierlichkeiten des Kronprinzen Wilhelm und der Prinzessin Charlotte von Bayern⁶²). Heute begaben sich S. K. M. mit der ganzen Königlichen Familie und dem hiesigen Hofe nach Monrepos und speißten daselbs zu Mittag. Nach abgehaltener Mittags=Tafel begaben sich S. K. H. der Kronprinz von da nach Stuttgart, alwo dieselben gegen 4 Uhr ankamen und feyerlich empfangen wurden. S. K. M. benebst dem übrigen hiesigen Hofe aber trafen gegen Abend wieder dahier ein.

17. Juli 1808

(Besuch des Kronprinzen von Bayern⁶³). Nachmittags war Gouté zu Monrepos, welchem sämtliche Allerhöchste und Höchste Herrschafften anwohneten.

26. Juli 1808

(Besuch der Königin von Westfalen⁶⁴). Abends war Gouté und Nachttafel zu Monrepos.

4. August 1808

Heute vormittag begaben sich S. M. der König auf die Jagd in den Thier=Garten. Allerhöchstdieselbe speißten zu Monrepos zu Mittag. Gegen 4 Uhr trafen Allerhöchst Dieselben wieder dahier ein.

20. September 1808

(Das Diarium bricht ab).

13. Oktober 1808

(Ende des Sommeraufenthalts in Ludwigsburg).

1815

3. Mai 1815

(Beginn des Sommeraufenthalts in Ludwigsburg).

10. Mai 1815
Speißen S. M. der König zu Monrepos.

13. Mai 1815
Speißen S. K. M. nebst Suite zu Mittag zu Monrepos.

14. Mai 1815
Heute speißen Ihre Majestäten der Königin und die Königin nebst mehreren Herren und Damens, wozu auch des Erzherzogs Ferdinand K. H.⁶⁵ und der Prinz von Heßen-Homburg⁶⁶ eingeladen waren, zu Monrepos im Festin=Saal. Die aus 18 Gedecken bestundene Königs=Tafel wurde im Festin=Bau abgehalten.

22. Mai 1815
Heute kamen S. K. H. der Großherzog von Baden⁶⁷ dahier an, um S. K. M. einen Besuch abzustatten und zu Mittag zu speißen. Die Mittagstafel hatte (sic!) zu Monrepos im Festin=Saale statt.

3. Juni 1815
(Besuch des Kaisers und der Kaiserin von Österreich⁶⁸ und des Zaren von Rußland⁶⁹ sowie der Erzherzöge Ferdinand, Ludwig und Maximilian⁷⁰). Gegen Abend begaben Sie sich nach Mon-

repos, und unterhielten sich einige Zeit mit Besichtigung der dortigen Anlagen. In dem Festin=Saal wurden die zu Hof eingeladenen Damen I. M. der Kaiserin von Österreich durch den Oberstkammerherrn Grafen von Jenison-Walworth, und Ihren Majestäten dem Kaiser von Österreich und Kaiser von Rußland durch die Staatsdame Freifrau von Seckendorf vorgestellt.

Nachher wurde die Oper »Cortez« aufgeführt⁷¹, nach deren Beendigung beide Kaiserliche Majestäten von Österreich nach Heilbronn abgiengen. Bei der Abreise wurden die Kanonen der Festung Asperg gelöst.

S. M. der Kaiser von Rußland begaben sich nach geendigtem Ball und Souper mit des Königs Majestät nach Ludwigsburg zurück...⁷²

16. Juni 1815
War Mittagstafel zu Monrepos, wobey I. K. H. die Frau Herzogin v. Oldenburg⁷³ und des Herrn Erzherzogs Ferdinand K. H. erschienen.

4. Oktober 1815
(Ende des Sommeraufenthalts in Ludwigsburg).

Anmerkungen

- 1 Zum Zusammenhang: Klaus Merten: Das Haus Württemberg und seine Schlösser und Gärten. In: Robert Uhlend (Hg.): 900 Jahre Haus Württemberg, Stuttgart 1984, besonders S. 524 ff.
- 2 Merten (wie Anm. 1), S. 527 f.
- 3 Biografien: Albert Pfister: König Friedrich von Württemberg und seine Zeit. Stuttgart 1888. Paul Sauer: Der schwäbische Zar, Stuttgart 1984.
- 4 Vgl. Klaus Merten: Nikolaus Friedrich von Thouret als württembergischer Hofbaumeister 1798–1817. In: Baden-Württemberg im Zeitalter Napoleons. Ausstellungskatalog Band 2. (Monrepos: S. 417 ff.).
- 5 Hans Eugen: Monrepos. Baugeschichte eines Lustschlosses, Stuttgart 1933, S. 34; vgl. Otto Schanzenbach: Ludwigsburg unter König Friedrich, Ludwigsburg 1892, S. 38 ff.
- 6 Eduard Kallee: Monrepos. Ludwigsburger Geschichtsblätter X/(1926), S. 53–69; Eugen (wie Anm. 5); Birgit Hlawatsch: Monrepos. 400 Jahre württembergische Geschichte. In: Ludwigsburger Geschichtsblätter 45/1991, S. 39–69 (Zusammenfassung der Magisterarbeit: Die Anlage Monrepos in Ludwigsburg. Die Geschichte eines Gartens. Universität Stuttgart 1989). Fritz Fischer: Scheffauers Reliefs in Schloß Monrepos. In: Christian v. Holst (Hg.): Schwäbischer Klassizismus. Aufsätze. Stuttgart 1993, S. 125–130.

- 7 Archiv des Hauses Württemberg, Schloß Altshausen: Hofdiarien Ludwigsburg 1798–1801; 1802–1805; 1806–1808; 1815 (unverzeichnet); Hofdiarien Stuttgart 1797–1816. Die Nachweise im Text und in den Anmerkungen erfolgen durch das Datum des Eintrags.
- 8 Das Jahr 1797 kann für diesen Aufsatz außer Betracht bleiben, da Herzog Friedrich erst am 23. Dezember 1797 die Regierung antrat. Laut Auskunft des Staatsarchivs Ludwigsburg und des Hauptstaatsarchivs Stuttgart sind in den staatlichen Archiven keine weiteren Bände der Hofdiarien mehr erhalten.
- 9 Eugen (wie Anm. 5), S. 31.
- 10 Vgl. Norbert Stein: Zur Geschichte des Festin- und Theaterbaus beim Seeschloß Monrepos. In: Ludwigsburger Geschichtsblätter 45/1991 S. 71–86.
- 11 In den Diarien fälschlicherweise immer als »eine Goutée« bezeichnet. Le goûter (franz.): Nachmittagskaffee, kleiner Imbiß.
- 12 Königin Charlotte von England (1744–1818) war eine Tochter des Prinzen Karl Ludwig von Mecklenburg-Strelitz (1708–1752) und der Herzogin Elisabeth Albertine von Sachsen-Hildburghausen.
- 13 Prinzessin Katharina von Württemberg (1783–1835), spätere Königin von Westfalen.
- 14 Prinzessin Albertine von Schwarzburg-Sondershausen (1771–1829), verheiratet 1795 mit Herzog Ferdinand von Württemberg (1763–1834), einem Bruder des Königs. Die Ehe wurde 1801 geschieden. Vgl. Gregor Richter: Heirat und Scheidung der Prinzessin Albertine Wilhelmine Amalie von Schwarzburg-Sondershausen und des württembergischen Prinzen Ferdinand. In: Thüringische Forschungen. Festschrift für Hans Eberhardt. Weimar, Köln, Wien 1993. S. 333–354.
- 15 La chemise (franz.): die Bluse.
- 16 24. Juli und 11. August 1805.
- 17 Herzogin Franziska von Württemberg (1748–1811), Witwe des Herzogs Karl Eugen.
- 18 Herzog Eugen von Württemberg: Memoiren – Erster Teil. Frankfurt/Oder 1862. S. 35, 42 f. Vgl. C. Belschner: Ludwigsburg in zwei Jahrhunderten. Ludwigsburg 1904. S. 203 ff.
- 19 Vgl. Belschner (wie Anm. 18), S. 207–214.
- 20 Vgl. Sauer (wie Anm. 3), S. 233. Karl-Johannes Grauer: Karl-Johannes Grauer: Wilhelm I., König von Württemberg. Stuttgart 1960. S. 68.
- 21 Deshalb wurde auf eine Auswertung der noch erhaltenen Stuttgarter Diarien für diesen Zeitraum verzichtet.
- 22 Beispiel: Stein (wie Anm. 10), S. 78 (Geburstag der Königin Charlotte Auguste Mathilde am 29. September 1809).
- 23 Vgl. Volker Press: König Friedrich I. – Der Begründer des modernen Württemberg. In: Baden und Württemberg im Zeitalter Napoleons. Ausstellungskatalog Band 2. S. 33. Harald Isermeyer: Ländliche Gesellschaft Württembergs im Umbruch. Dissertation Universität Stuttgart, Selbstverlag. S. 107–113.
- 24 Abkürzungen: Smus. = Serenissimus; Sma. = Serenissima; E. = Electus, Electa (Kurfürst bzw. Kurfürstin); S. Ch. D. = Seine Churfürstliche Durchlaucht; S. K. M. = Seine Königliche Majestät. Wegen der besseren Lesbarkeit wurden diese Abkürzungen auch verwendet, wenn sie im Text nicht erscheinen.
- 25 Erbprinz Georg von Mecklenburg-Strelitz (1779–1860), seit 1816 Großherzog.
- 26 Nach der Scheidung von ihrem Gemahl erhielt Prinzessin Albertine Schloß Bönningheim als Wohnsitz auf Lebenszeit. Richter (wie Anm. 14), S. 349.
- 27 Herzogin Luise von Sachsen-Weimar (1757–1830), Gemahlin des Herzogs Karl August (1757–1828).
- 28 Herzogin Karoline von Sachsen-Weimar (1786–1816).
- 29 Wohl Prinz Karl Friedrich von Sachsen-Weimar (1783–1853).
- 30 Erbprinz Karl Alexander von Thurn und Taxis (1805 Fürst) (1770–1827) und Erbprinzessin Therese Mathilde, geb. Herzogin von Mecklenburg-Strelitz (1773–1839), eine Cousine mütterlicherseits der Königin.
- 31 Fürst Anton Alois von Hohenzollern-Sigmaringen (1762–1831) und Fürstin Amalie Zephyrine (1760–1841).
- 32 Herzogin Sophie Albertine, geb. Gräfin von Beichlingen (1728–1807).

- 33 Richard, 2nd Earl of Edgcumbe (1764–1839). Vgl. A. Aspinall (Bearb.): The latter correspondence of George III. Band 5: 1808–1810. Cambridge 1970. S. 24.
- 34 Bradford, 2nd Baron und 1st Earl of (1762–1825). Vgl. Aspinall (wie Anm. 33), S. 730.
- 35 Graf Ernst Levin von Wintzigerode.
- 36 Graf Ernst Eugen von Görlitz.
- 37 Franz Ludwig v. Wimpffen (1752–1823).
- 38 Wohl Ludwig v. Zeppelin (1788–1815).
- 39 Herzog Friedrich Eugen von Württemberg (1788–1857), Sohn des Herzogs Eugen Friedrich.
- 40 Ulrich Leberecht v. Mandelsloh (1760–1827).
- 41 Herzog Eugen Friedrich von Württemberg (1758–1822).
- 42 Prinz Karl von Mecklenburg-Schwerin (1782–1833).
- 43 Graf Karl Ludwig Emanuel von Dillen (1777–1841).
- 44 König Karl XIII. von Schweden (1748–1818).
- 45 Kurfürst Maximilian I. Josef (1756–1825), 1805 König von Bayern, in zweiter Ehe verheiratet mit Prinzessin Karoline von Baden (1776–1841).
- 46 Richtig: Lichnowsky.
- 47 Das Zeichen (?) bedeutet, daß der Eintrag im Original fehlt.
- 48 Erzherzog Anton Viktor von Österreich (1799–1835).
- 49 Fürst Otto Viktor von Schönburg-Waldenburg (1785–1859), regiert seit 1800.
- 50 Erbprinz Friedrich Ludwig von Mecklenburg-Schwerin (1778–1819).
- 51 Herzog Karl II. von Mecklenburg-Strelitz (1741–1816).
- 52 Herzog Ernst von Mecklenburg-Strelitz (1742–1814).
- 53 Fürstin Franziska Auguste von Solms-Braunfels (1771–1810).
- 54 Herzog Wilhelm von Württemberg (1761–1830).
- 55 Prinz Paul von Württemberg (1785–1852), Sohn des Königs Friedrich, verheiratet mit Herzogin Charlotte von Sachsen-Altenburg (1787–1847).
- 56 Kaiserin Joséphine von Frankreich.
- 57 Kronprinz Wilhelm (1781–1864), später König Wilhelm I.
- 58 Herzog Ludwig von Württemberg (1756–1817), Bruder des Königs.
- 59 Herzog Adam von Württemberg (1792–1847), Sohn des Herzogs Ludwig.
- 60 Zeitangabe fehlt.
- 61 Herzogin Luise von Württemberg (1789–1851), Tochter des Herzogs Eugen Friedrich (1758–1822).
- 62 Prinzessin Charlotte von Bayern 1792–1873), später Kaiserin von Österreich. Die Ehe mit Kronprinz Wilhelm von Württemberg wurde 1814 geschieden.
- 63 Kronprinz Ludwig von Bayern (1786–1868), Schwager des Kronprinzen Wilhelm von Württemberg.
- 64 Prinzessin Katharina von Württemberg (1783–1835), verheiratet 1807 mit König Jérôme von Westfalen (1784–1860), Bruder Kaiser Napoleons.
- 65 Erzherzog Ferdinand von Österreich (1793–1815), später Kaiser Ferdinand I.
- 66 Wohl Prinz Friedrich von Hessen-Homburg (1769–1829), Schwager der Königin Charlotte Auguste Mathilde von Württemberg.
- 67 Großherzog Karl von Baden (1786–1818).
- 68 Kaiser Franz I. von Österreich (1768–1835) und seine dritte Gemahlin Kaiserin Maria Ludovica (1787–1816). Durch seine erste Gemahlin Elisabeth Wilhelmine, einer Schwester des Königs, war Kaiser Franz I. mit König Friedrich verschwägert.
- 69 Zar Alexander I. (1777–1825), Neffe des Königs.
- 70 Erzherzog Ludwig von Österreich (1784–1864); Erzherzog Maximilian Josef von Österreich (1782–1863), später Hoch- und Deutschmeister.
- 71 Vgl. Stein (wie Anm. 10), S. 80 f. Es handelt sich um die Oper »Fernando Cortez« von Gasparo Spontini.
- 72 Beiliegendes Exemplar der »Königlich Privilegirten Stuttgarter Zeitung« vom 5. 6. 1815.
- 73 Großfürstin Katharina von Rußland (1788–1819), in erster Ehe verheiratet mit Prinz Georg von Oldenburg, heiratete 1816 Kronprinz Wilhelm von Württemberg.

John Christopher Hampp Esquire – von Marbach nach Norwich

von Uwe Jens Wandel

In einer der vielen mittelalterlichen Kirchen der ostenglischen Großstadt Norwich¹ – von der einst der Spruch ging, es habe dort eine Kirche für jeden Sonntag und ein Wirtshaus für jeden Werktag –, in St. Giles-on-the Hill ist am westlichen Ende des südlichen Langhauses im Boden eine schlichte Grabplatte eingelassen, die folgende Inschrift trägt:

*»In a brick Grave beneath this Stone
are deposited the mortal remains
of JOHN CHRIS^R: HAMPP Esq.
Merchant
(for 35 Years an Inhabitant of this Parish)
born at Marbach in the Kingdom
of Würtemberg² 24.th Sept.^r 1750
died 3^d. March 1825«*

Zu deutsch etwa:

*»In einem gemauerten Grab unter diesem Steine
sind beigesetzt die sterblichen Überreste
von JOH. CHRISTOPH HAMPP, Wohlgeboren
Kaufmann
(35 Jahre lang Einwohner dieses Kirchspiels)
geboren zu Marbach im Königreich
Württemberg am 24. Sept. 1750
gestorben am 3. März 1825«³.*

In der Tat wurde Hampp am 24. September 1750 in Marbach am Neckar⁴ im damaligen Herzogtum Württemberg geboren. Die Eintragung im Taufbuch⁵ lautet:

*»(Mensis et Dies:) Natus den 24ten, renatus den 26ten Septembris
(Infans:) Johann Christoph
(Parentes:) Johann Christoph Hamp, Bürger und Beck, uxor:
Maria Catharina, eine geborne Nießin
(Patrini:) Herr Johann Jacob Hamp, GerichtsVerwandter und
CastenKnecht zu Backnang
Frau Elisabetha Hartmännin, Wittib
Dorothea, Carl Neffen, HafnerSchultheissen in
Stuttgardt, hinterlassene Wittib«.*

Unter Hampps Namen ist von späterer Hand nachgetragen: *»Ist izt in Norwich etablirt«.*

Als Johann Christoph Hampp geboren wurde, wohnte die Familie in einem Haus beim Oberen Tor, wovon wohl ein Teil im jetzigen Gebäude Marktstraße 7 erhalten sein dürfte⁶. Das Haus war 1738 bzw. 1746 von Hampps Vater erworben worden. Es war zweistöckig und hatte Keller, Backstube, Küche und Stall, in den oberen Geschossen Stuben und Kammern. 1763 erhielt die Tochter Euphrosina Dorothea die eine Hälfte als Heiratsgut, die andere Hälfte wurde ihr 1766 verkauft, wobei es mit dem Schwiegersohn Georg Adam Häußermann 1769 Streit wegen einer noch ausstehenden Summe gab, der im folgenden Jahr durch Vergleich beigelegt wurde.

Hampps Vater war Bäcker, wie schon dessen Vater Johann Jacob Hampp, der



*Geburtshaus von Hampp in der Marktstraße (Gebäude am linken Rand).
Die zwei Häuser wurden um 1900 unter ein Dach gebracht.*

verheiratet war mit Veronica Christina, Tochter des Johann Conrad Lutz, Stadtschreiber zu Murrhardt⁷, und schon der Großvater Johann Georg Hampp. Johann Jacob Hampp (1667–1742) war zugleich Verwaltungskastenknecht gewesen, d. h. er war seit 1699 für die von der Geistlichen Verwaltung, der örtlichen Behörde des Kirchenrates (der Landesbehörde für die kirchlichen Finanzen), in deren »Kasten« (Scheuer)⁸ verwahrten Frucht-(Getreide-)Abgaben verantwortlich. 1732 bat er den Kirchenrat, seinen Sohn Johann Christoph Hampp als Adjunkten zu bestellen, dem 1738 das Amt dann ganz übertragen wurde⁹. Zehn Jahre später verlor Hampps Vater den Posten, nachdem herausgekommen war, daß er aus dem Kasten für eigene Zwecke Früchte erkaufte hatte. Johann Christoph Hampp d. Ä. starb 1781 im

Alter von 75 Jahren¹⁰. Er hinterließ unter anderem ein halbes Haus in der Mittleren Holdergasse, das er 1765 erworben hatte¹¹.

Schon zwei Jahre später verlor Hampp auch seine Mutter, Maria Catharina Hampp (geboren 1707)¹². Sie hinterließ ein Porträt »Vom Sohn in Engelland« mit dem beträchtlichen Wert von elf Gulden – wohl ein Zeichen dafür, daß sie sehr an ihm hing. Die Mutter stammte aus einer Wagnersfamilie, ihr Vater hieß Johann Jacob Nieß.

Hampps waren wohl in Marbach schon länger ansässig. Im Jahre der Zerstörung Marbachs durch die Franzosen 1693 ist ein Johann Georg Hampp, vielleicht der Vater des oben genannten gleichnamigen, auf der Flucht in Gaildorf im 74. Lebensjahr gestorben¹³. Seine Tochter Maria heiratete Johann Kodweiß (1640–1698), Bürgermeister in Marbach, Urgroßvater von Schillers Mutter Elisabeth Dorothea geb. Kodweiß¹⁴.

Aus der 1733 geschlossenen Ehe der Eltern Hampps gingen insgesamt acht Kinder hervor¹⁵. Das älteste, der Sohn Christoph Jacob, starb schon mit zwei Jahren 1736. Die Schwester Christina Margaretha, geboren 1736, heiratete den Stuttgarter Kupferschmied Georg Wagner; die Schwester Maria Catharina (1739–1776) war mit dem Marbacher Konditor und Hauptzoller Gottfried Kienle, der aus Pleidelsheim stammte, verheiratet; nach ihrem Tode, wie es der Brauch war, heiratete dieser sogleich wieder, nämlich Elisabetha Augusta, die Tochter des Georg Wieland, Müller in Poppenweiler; aus beiden Ehen hatte er je acht Kinder¹⁶. Euphrosina Dorothea (1741–1808) blieb ebenfalls im Lande, sie wurde die Ehefrau des Marbacher Metzgers Georg Adam Häußermann, der 1822 in Korntal starb¹⁷. Hampps Schwester Sophia Elisabeth, die 1743 zur Welt kam, starb schon im zweiten Lebensjahr, ebenso wie der 1747 geborene Bruder Christoph Jacob. Sein Bruder Georg Jacob schließlich, geboren 1745, starb ledig 1794¹⁸.

Aus Hampps Jugend ist nicht viel bekannt. Er wird wohl die Marbacher Lateinschule besucht haben, und die Mutter ließ ihn, wie sich aus ihrem Testament ergibt, zusätzlich Französisch lernen – es stand wohl schon bald fest, daß er nicht der Familien-Tradition folgen und das Bäckerhandwerk erlernen würde. Vielmehr wird er, spätestens nach Erreichen der Volljährigkeit, also ums Jahr 1775, nach Hamburg gegangen sein. Vermutlich hat er sich bei Casper Johann Friedrich Thode¹⁹, Bürger und Kommissionär – ein Kaufmann, der im Auftrag anderer Geschäfte tätig –, zum Kaufmann ausgebildet. Sicherlich hat er in Hamburg auch Englisch gelernt²⁰ – Thode war mit einer Engländerin verheiratet, Elizabeth Webster geb. Denton aus Pledwick in der Grafschaft York. Hampps Verhältnis zur Familie Thode war offenbar freundschaftlich, denn 1799 stand Hampp Gevatter, als die Tochter Caroline in der St. Michaelis-Kirche in Hamburg getauft wurde. Es ist zu vermuten, daß Frau Thode Hampp nach England vermittelt hat. Verbindungen Marbachs dorthin werden kaum bestanden haben, außer daß Marbacher Kaufleute mit englischem Zinn handelten, wie aus einer Eingabe derselben 1719 hervorgeht²¹.

1781 war Hampp jedenfalls schon in Norwich, denn in der Inventur und Teilung seines Vaters 1781 heißt es, daß er sich »gegenwärtig in Norwich, in Engelland ligend, als Handlungsbedienter« aufhalte²². Als Adresse wurde 1782 Haus Nr. 2 in der Red Well Street im Norwicher Kirchspiel St. Michael at Plea angegeben²³.

Das Bürgerrecht in Norwich (*the freedom of the City*) erwarb Johann Christoph Hampp am 9. November 1793 gegen Zahlung einer Gebühr. Seine Berufsbezeich-

nung lautete damals *worsted-weaver*, also Weber von Kammgarn, dessen englischer Name von dem Ort Worstead unweit Norwich abgeleitet ist. Das Textilgewerbe war für Norwich und seine Umgebung, bis ihm die moderne Industrie den Garaus machte, von größter Bedeutung und hatte die Stadt reich gemacht²⁴. Nach seiner Grabinschrift war er um 1790 ins Kirchspiel St. Giles umgezogen; in diesem Kirchspiel ist für 1794 bis 1824 seine Stimmabgabe bei Unterhaus- und Kommunalwahlen bezeugt, als Beruf ist *Merchant*, also Kaufmann, eingetragen²⁵. Wohl schon seit 1790 bewohnte er das Haus Nr. 41 St. Giles' Street und wird im Adreßbuch von 1802 wiederum als Webermeister genannt. 1811 lautete seine Adresse St. Giles Broad Street, die Berufsbezeichnung nun wieder Kaufmann.

Hampp nahm am kirchlichen Leben Anteil. Er schloß sich aber nicht der Church of England an, sondern der französisch-reformierten Gemeinde, in deren Protokoll er sich zweimal, 1809 sogar als Diakon, eingetragen hat²⁶. 1802 wurde Hampp zum Armenpfleger im Stadtbezirk Mancroft (*Guardian of the Poor for the Great Ward of Mancroft*) gewählt und durfte die wöchentlichen Ausschußsitzungen besucht haben.

Ein wohlhabender und angesehener Bürger war demnach Johann Christoph Hampp. Daß er abwechselnd als Kaufmann und als Weber bezeichnet wird, dürfte auf eine Tätigkeit als Verleger hindeuten: Er stellte nicht selbst Tuche her, sondern beschäftigte Weber, Walker und Färber, die in ihren eigenen Häusern, nicht zusammen in einem Gebäude – dann würde es sich um eine Manufaktur handeln – für ihn arbeiteten. Die fertigen Produkte kaufte Hampp ihnen ab (möglicherweise lieferte er ihnen auch die Rohstoffe) und vertrieb sie dann auf eigene Rechnung. Er führte Norwicher Wollstoffe auf den Kontinent aus, bis nach Spanien und Portugal, ja sogar nach Lateinamerika, und reiste auch selber auf das Festland, besonders nach dem Frieden von Amiens 1802 und wieder nach dem endgültigen Sieg über Napoleon 1814²⁷.

Dabei aber trieb Johann Christoph Hampp noch einen besonderen Handel, durch den er noch lange und bis auf den heutigen Tag bekannt geblieben ist²⁸. Mit einem Freund, dem hochgebildeten und weitgereisten Seth William Stevenson in Norwich, Teilhaber der Zeitung »Norfolk Chronicle«, Verfasser von Reisebüchern und eines Lexikons über römische Münzen²⁹, ging er nämlich eine Partnerschaft zum Import alter Glasmalereien vom Kontinent ein. Im Gefolge der Französischen Revolution, insbesondere auch der Säkularisation in Deutschland, konnten in vielen Pfarr- und Klosterkirchen solche mittelalterlichen Fenster erworben werden, für die zum Teil nur geringe Preise zu zahlen oder etwa nur eine Neuverglasung mit Klarglas zu besorgen war. Ein Notizbuch Hampps ist im Fitzwilliam Museum, Cambridge, erhalten geblieben und zeigt, um welche riesigen Mengen und Summen es dabei ging und wie der Handel im einzelnen abgewickelt wurde³⁰. Der Verkauf fand teilweise in Hampps Textil-Lagerhaus in der Fisher's Lane, hinter seinem Wohnhaus in St. Giles' Street, in Norwich, teils bei Christie's, dem heute noch bestehenden Auktionshaus, in London statt. Ein Katalog von Christie's wird ebenfalls in dem Cambridger Museum verwahrt. Desgleichen gibt es noch einen gedruckten Katalog – mit 284 Nummern, wie es heißt, nur ein Teil der Kollektion – von einem der Norwicher Verkäufe.

Die Glasfenster stammten aus verschiedenen Kirchen in Rouen; aus St. Nicolas gelangte z. B. ein Fenster in die Lady Chapel des Münsters in York, weitere Fenster kamen nach Norwich, und verschiedene Kirchen in der dazugehörigen Grafschaft,

1802

Glas Account

Feb. 12	of Tailleux		
	St. Paul at Malta	£	9s 15
N ^o 1	Christ Baptism & crucifixion	"	8s 5
	The destruction of the Idols	"	6s 14
	with 3 smaller ones & red Glas	"	2s 11
April 23	Pilate		
N ^o 2	Joseph with the Sashes	}	23s 17
	Annunciation		
	Moses before the Jews		
	Death of Abel		
	St. Louis		
June 1	Borders of Tailleux	"	3s 10 6
	Monmorency sword &c.	"	1s 9
N ^o 3	for borders to an other glass	"	4s 16
	60 ^l at Amiens & Hauserman	"	3s
	of the Noie		
	a Dutch Piece	}	25s
	Elevation of the Host		
N ^o 4	Crucifixion		
	Ascension		
	Christ giving the Host		
	110 fleurs de Lis &c.		
	for cases at Paris	"	6s 5
	Car. over	"	95s 2 6

Eine Seite aus Hampps Notizbuch mit der frühesten »Glasrechnung« von 1802.

Norfolk, erhielten Fenster aus Rouen, ebenso die Kathedralen von Lichfield und Wells³¹. Andere Glasmalereien importierte Hampp aus Paris, Aachen, Köln und Nürnberg, aus den aufgehobenen Klöstern Altenberg, Mariawald und Steinfeld³². Die Fenster aus den Klöstern gelangten in vier Kirchen in Norfolk (Altenberg: Warham St. Mary; Mariawald: Aylsham; Steinfeld: Warham, Erpingham und die Kathedrale von Norwich).

Ob Hampp seine Heimat je wiedergesehen hat, ist fraglich, wird aber vermutet im Zusammenhang mit dem Erwerb von Glasmalereien in Nürnberg³³. Er starb am 3. März 1825 in Norwich ohne Hinterlassung von Frau und Kindern. Der »Norfolk Chronicle« berichtete kurz unter diesem Datum: »*Died at his house in St. Giles', Norwich, aged 75, Mr. John Christopher Hampp, a native of Germany, many years an eminent merchant in the city, and a liberal benefactor of the poor*«³⁴.

Am 2. November des Vorjahres hatte er, jetzt wieder unter der Berufsangabe Kaufmann, sein Testament gemacht, das dann am 16. Mai 1825 vor dem Konsistorialgericht des Bischofs von Norwich bestätigt wurde³⁵. Testamentsvollstrecker wurden William Lewis Lohr aus Norwich, späterhin als Spitalmeister des St. Helen's-Spitals für alte Männer bezeichnet³⁶, der für seine Mühe 100 Pfund erhalten sollte, und Hampps Neffe Christoph Friedrich Häußermann, der zuerst in Paris, dann im englischen Ebley (Grafschaft Gloucester) gewohnt hatte³⁷.

In dem in englischer Sprache abgefaßten Testament bestimmte Hampp, daß sein gesamter Besitz zu Geld gemacht werden sollte. Davon bekam Häußermann vorab 300 Pfund. Den drei Patentöchtern Hampps, Mary Ann Day (wohl die Tochter des Testamentszeugen Peter Day, Attorney), Fanny Hales (wohl die Tochter des James Hales, ebenfalls Attorney) und Caroline Thode (die oben erwähnte Tochter seines Hamburger Freundes), war je ein Ring zugebracht. Thode selbst sollte 19 Guineas³⁸ bekommen.

Auch seine Angestellten vergaß Hampp nicht: jeder seiner Diener wurde mit fünf Pfund bedacht, John Able, der zuvor bei ihm gearbeitet hatte (1830 als Wirt genannt), mit 10 Pfund und der »getreue Angestellte« George Simpson, der sich in der Folge als Krämer und Teehändler selbständig machte, sogar mit 19 Guineas. Von der Marbacher Verwandtschaft war zweien der Kinder des verstorbenen Neffen Christian Philipp Kienlen (Sohn der Schwester Maria Catharina), der Konditor in London gewesen war, nämlich Eliza Rogerson, ein Legat von 100 Pfund ausgesetzt und Thomas Kienlen 19 Guineas. Zur Verteilung unter die Armen des Kirchspiels war für die »*Churchwarden and Overseers of the Poor*« von St. Giles ebenfalls die Summe von 19 Guineas vorgesehen³⁹. Schließlich findet sich noch folgende Bestimmung: »Dem derzeitigen Vorstand der Stadt Marbach, meiner Geburtsstadt, zur Verteilung unter die Armen besagter Stadt nach seinem Ermessen die Summe von Dreißig Pfund«. Davon wird noch die Rede sein.

Alle Vermächtnisse, schrieb das Testament weiter vor, waren, nach Abzug der Beerdigungskosten, innerhalb von zwölf Monaten nach Hampps Tode auszubezahlen. Der Rest des Vermögens war zinsbringend anzulegen und dem Neffen Häußermann auf Lebenszeit zur Nutzung zu überlassen. Nach dessen Tod aber sollte es an die Kinder und Enkel von Hampps Schwestern Christina Wagner, Catharina Kienlen und Euphrosina Dorothea Häußermann fallen. Nur die Nichte Catharina Dorothea Danzer geb. Kienlen (Ehefrau des Johann Georg Danzer, Steinhauer-Obermeister in Ludwigsburg) ging, ohne daß eine Begründung gegeben wurde, leer aus, wohl aber war jedem ihrer Kinder, Christoph, Gottlieb und

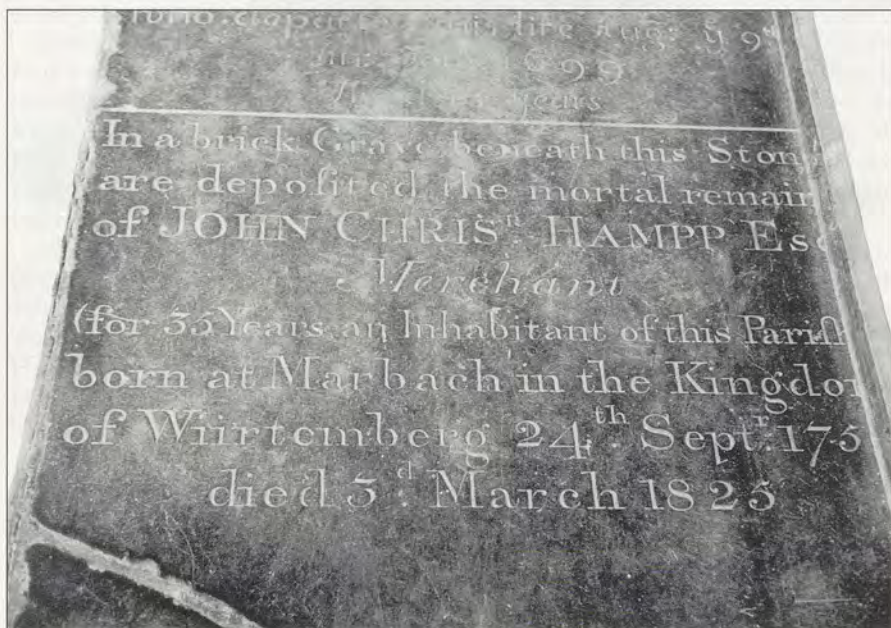


*So sah die Kirche St. Gile's zu Hampps Zeit aus.
Lithographie aus: Views of the Churches and other Edifices,
in Norwich, Illustrative of the History of that City,
Printed in the Lithographic Style, from Drawings by J. Sillett, Norwich 1828.*

Pauline, die Summe von 19 Guineas ausgesetzt, sobald sie 21 Jahre alt wären. Eliza Rogerson und Thomas Kienlen waren ebenfalls ausgenommen, da sie schon zuvor bedacht worden waren. Ganz modern mutet eine Klausel des Testaments an, daß alle Beträge an eine Frau »ihr auf die Hand zu ihrem eigenen Gebrauch gezahlt werden sollen, unabhängig von einem Ehemann, und ohne seiner Schuldenwirtschaft oder seinen Verbindlichkeiten unterworfen zu sein . . .«

Mit der Abwicklung des Nachlasses durch Häußermann waren offenbar nicht alle Erben zufrieden. Jedenfalls beklagte sich der Stuttgarter Kupferschmied Friedrich Abraham Hermann im Namen seiner Mutter, Christina Dorothea Hermann, der Witwe des Wagnerobermeisters Gottlieb Abraham Hermann (und Tochter von Hampps Schwester Christina Margaretha)⁴⁰, beim württembergischen Geschäftsträger in London, dem Grafen von Mandelsloh, es liege ihnen weder eine beglaubigte Abschrift des Testaments noch eines Verlassenschaftsinventars vor, und er bat den Diplomaten um »gnädige Verwendung« bei der zuständigen Gerichtsbehörde in Norwich⁴¹. Häußermann hielt sich diesem Schreiben zufolge damals in Württemberg auf; er hatte den Hermanns nur eine von ihm gefertigte Abschrift einer sogenannten Vermögensbilanz zukommen lassen, die von dem Testamentsvollstrecker Lohr in Norwich stammte.

Hampps Vermächtnis für die Armen seiner Vaterstadt kam erst nach einiger Zeit zur Kenntnis der dortigen Obrigkeit. Am 22. Dezember 1826 wurde die Angelegenheit im Marbacher Stiftungsrat – dem Gremium (eine Art Ausschuss des Gemeinderats), das für mildtätige Stiftungen zuständig war – beraten⁴². Es hieß dabei: »Herr Kristof Friedrich Häußermann, Hampps Neffe und Haupterbe, hat nun bereits für dieses Vermächtnis 300 fl [Gulden] hieher ausbezahlt, und kam deßhalb im Stiftungsrath heute zur Sprache, wie es verwendet werden solle. In so ferne in vorstehenden Worten [der Bestimmung des Testaments] nicht gerade liegt, daß das Capital selbst jezogleich ausgetheilt werden solle, dieses auch unzwekmäßig und dem Willen des Stifters gewiß nicht entsprechend wäre, so faßte der Stiftungs-



Grabplatte John Chris[tophe] Hampp in der Kirche St. Giles in Norwich

rath den Beschluß, das Interesse [die Zinsen] bey dem wöchentlichen Allmosen beyzuziehen und daher das Capital nicht zu den besonderen Zwecken gestifteten Capitalien, sondern zum allgemeinen Fond der Stiftung zu nehmen«. Aus Hampps Vermächtnis wurde also nicht eine eigene Stiftung gebildet, vielmehr wurde es der allgemeinen Armenstiftung zugeschlagen.

Christoph Friedrich Häußermann, dem nach den Bestimmungen des Testaments die lebenslängliche Nutznießung des Hamppschen Vermögens vorbehalten war, blieb weiterhin unsterblich. 1832 erbat er vom Oberamt Marbach einen Heimatschein auf sechs Jahre zum Aufenthalt in Frankfurt am Main, wo er im Adreßbuch für 1837/38 als in der Langen Straße A 100 wohnhaft vermerkt ist⁴³. Im Jahre 1842 aber scheint er – im Marbacher Familienregister ist vermerkt: »verschollen, wäre 70 Jahre alt« (?) – für tot erklärt worden zu sein⁴⁴. Das Hamppsche Erbe konnte nun

verteilt werden. Es befand sich zum Teil in Händen des Testamentsvollstreckers Lohr in Norwich, zum Teil in Verwahrung eines Dr. Bach in London⁴⁵. Das württembergische Außenministerium wies daher am 19. Mai 1842 auf Bitten des Sachwalters der Erben, Dr. Walz in Stuttgart, die Gesandtschaft in London an, mit Dr. Bach Rücksprache zu nehmen, damit das Hamppsche Vermögen nach Marbach, an das dortige Oberamtsgericht, übermittelt würde. Am 9. August händigte Lohr dem Gesandten, Freiherrn von Hügel, die Summe von 900 Pfund Sterling aus. Nach Abzug der Auslagen blieben davon 846 Pfund 14 Schilling 3 Pence übrig, was nach württembergischer Landeswährung die stattliche Summe von 10 056 Gulden 14 Kreuzer ausmachte. Diesen Betrag erhielt der Marbacher Oberamtsrichter Rooschütz (der Vater der Otilie Wildermuth)⁴⁶ in Gestalt eines Wechsels auf die Bank Rothschild Söhne in Frankfurt am Main zugestellt. Der Gesandte teilte noch mit, Lohr habe weitere 35 Pfund 8 Schilling 3 Pence in Händen, die dieser »zur Deckung späterer Kosten bey den Schritten zur Geltendmachung der Forderungen der Hampp'schen Verlaßenschaft in Buenos Ayres⁴⁷ und Portugal« zurückgehalten habe – wohl Außenstände aus Hampps geschäftlicher Tätigkeit als Tuchexporteur. Mit der Übersendung von Empfangsbescheinigungen der Hamppschen Erben an die Gesandtschaft, zur Weiterleitung an Lohr, fand der Vorgang im Juli 1843 sein Ende.

Zur gleichen Zeit berichtete Stadtschultheiß Klein dem Marbacher Stiftungsrat, er habe bei der Verteilung des Hamppschen Nachlasses am 27. Juni 1843 noch eine Nachzahlung gefordert, da Häußermann 1826 für das Legat von 30 Pfund nur 300 Gulden ausgefolgt habe, obwohl das Pfund zu 12 Gulden gerechnet werde⁴⁸. Eigentlich standen der Stadt außer den 60 Gulden noch die Zinsen (die üblichen 5%) seit 1826, also auf 17 Jahre, in Höhe von 51 Gulden zu, doch verglich sich der Stiftungsrat mit den Erben auf die Hälfte.

Daß Johann Christoph Hampp in seinem Testament für die Armen seiner Vaterstadt Marbach am Neckar eine namhafte Summe gestiftet hat, das ist heute dort längst vergessen. Auch daß er in seiner Wahlheimat England als Tuchhändler gewirkt hat, ist von keiner Bedeutung mehr. Aber daß durch diesen gebürtigen Marbacher bedeutende Werke der Glasmalerei kunst nach England gelangt sind, das ist dessen bleibendes Verdienst und hat den Namen John Christopher Hampp in der englischen Kunstgeschichte für immer verankert.

Anmerkungen

- 1 Eine moderne, wissenschaftlich fundierte und detaillierte Stadtgeschichte für Norwich fehlt. Einen gewissen Ersatz bietet: Ian Campbell Hannah: *The Heart of East Anglia. The Story of Norwich from Earliest to Latest Times*. London (1914). Nützlich die Aufsatzsammlung *Norwich in the Nineteenth Century*. Hrsg. von Christopher Barringer. Norwich 1984. Zwei ungedruckte Dissertationen (Exemplare in der Central Library, Norwich) zur Wirtschaftsgeschichte sehr informativen Inhalts: J. K. Edwards: *The Economic Development of Norwich, 1750–1850, with Special Reference to the Worsted Industry*. Leeds 1963. Richard George Digby Chamberlain: *The Norwich Worsted Industry 1700–1850*. Birmingham 1957.
- 2 Der englische Steinmetz hatte offensichtlich Schwierigkeiten mit dem »ü« von Württemberg.
- 3 Der kleine Kirchenführer – *A Short Guide to the Parish Church of St. Giles-on-the-Hill* – weist

- auf Hampps Grab hin. Die Grabinschrift abgedruckt in: Peter Eade: *Some Account of the Parish of St. Giles, Norwich*. London-Norwich 1886. S. 157 Nr. 22, vgl. S. 361 f.
- 4 Als Überblick über die Geschichte Marbachs brauchbar: Eugen Munz – Otto Kleinknecht: *Geschichte der Stadt Marbach am Neckar*. Stuttgart 1972. Bes. S. 140–193. Marbach zur Zeit von Schillers Geburt schildert Carl Seilacher: Ein denkwürdiger Abschnitt in der Geschichte der Stadt Marbach a. N. In: *Württ. Vierteljahrshefte für Landesgeschichte N. F.* 20 (1911), S. 113–125.
 - 5 Das Original des Taufbuchs befindet sich, da es den Eintrag von Schillers Geburt enthält, im Schiller-Nationalmuseum (!), im Ev. Kirchenregisteramt Marbach ist nur eine (nicht ganz zuverlässige) Abschrift vorhanden. – Bei dem erstgenannten Paten handelt es sich um einen Onkel Hampps, Johann Jacob Hampp (1702–1781), von Beruf Bäcker und Stiftskastenknecht in Backnang (Angaben nach der Kartei von Robert Mack im Ev. Kirchenregisteramt Backnang – freundlicher Hinweis des Stadtarchivs Marbach). Die Witwe Hartmann war mit Johann Michael Hartmann, Bäcker und Ratsverwandter, verheiratet gewesen (freundlicher Hinweis des Stadtarchivs Marbach). Beider Sohn Georg Conrad vertrat Hampp, der damals schon in Norwich lebte, 1781 bei der Erbteilung seines Vaters (vgl. Anm. 10). Der verstorbene Ehemann der dritten Patin, Carl Neff, war als »Hafner-Schultheiß« Vorsteher der Hafner-Bruderschaft in Stuttgart (August Ludwig Reyscher [Hrsg.]: *Vollständige, historisch und kritisch bearbeitete Sammlung der württembergischen Gesetze*. Band 13. S. 279).
 - 6 Hampps Geburtshaus: Freundliche Auskünfte des Stadtarchivs Marbach (StadtA M). Außerdem: StadtA MB 166 (Steuerbuch 2), fol. 252 (das Haus in der Mittleren Holdergasse – s. Anm. 11 – ebenda fol. 251’); B 51 (Gerichtsprotokoll 15, 1768–1770), fol. 39–40, 221’ f., 223 f., 230–232.
 - 7 HStASt A 582 Bü 362 fol. 25’–30’ (Zubringen von 1702 zu der 1699 geschlossenen Ehe; alte Signatur: Nr. 21 Fasz. 4). – Die Hampps scheinen aus dem Remstal zu stammen; die Kartei Robert Mack (s. Anm. 5) nennt zahlreiche Hampps – als ältesten Abraham Hampp, der 1544 in Buoch geboren sein dürfte und dort 1602 gestorben ist. Weitere Funde, ohne Anspruch auf Vollständigkeit: Für 1682 wird als Bürgermeister in Großheppach ein Jacob Hampp genannt (Stadtarchiv Schorndorf, Gerichtsprotokoll 1679–1684 fol. 269; vgl. Lothar Reinhard: *Großheppach*. Ludwigsburg 1986. S. 271, wo auch ein Hans Hamp genannt ist, der 1597 heiratete). In Schorndorf wurde 1705 ein Weingärtner Matthes Hampp Bürger, Sohn des verstorbenen Jacob Hampp in Grunbach; er heiratete 1706 Margaretha, Witwe des Georg Ettensperger, nach deren Tod Maria Agnes, Tochter des Johann Adam Weller zu Schlechtbach, die nach Hampps Tod 1734 den Schorndorfer Rotgerber Johannes Schuler ehelichte (Stadtarchiv Schorndorf, Bürgerbuch fol. 32; Inventuren und Teilungen Band 18 fol. 109; Band 29 fol. 234 und 264; Band 31 fol. 710). Im Schorndorfer Geistlichen Lagerbuch von 1571 wird ein Endris (Andreas) Hampp in Winterbach erwähnt (HStASt H 102/68 Band 5 fol. 65, 88). Im Kaufbuch von Weiler bei Schorndorf erscheint ein Hans Georg Hampp aus Großheppach, der 1704 das Bürgerrecht in Weiler erwarb (Stadtarchiv Schorndorf, Abt. Weiler, Kaufbuch 1695 ff. fol. 171’, vgl. 83, 113). – Es ist zu vermuten, daß der hernach erwähnte Johann Georg Hampp (ca. 1619–1693) der erste Namensträger in Marbach war.
 - 8 S. Munz/Kleinknecht (wie Anm. 4), S. 124: die Bandscheuer in der Strohgasse.
 - 9 HStASt A 284/59 Bü 7.
 - 10 StadtA M Inventuren und Teilungen Nr. 1517 (ex Fasz. 68 Nr. 10).
 - 11 Freundliche Mitteilung des Stadtarchivs Marbach.
 - 12 StadtA M Inventuren und Teilungen Nr. 1598 (ex Fasz. 71 Nr. 22).
 - 13 HStASt A 582 Bü 311 (alte Signatur: Nr. 2 Fasz. 1). Er hinterließ eine abgebrannte Hofstatt in der Marktgasse, die der Sohn Hans Georg Hampp, Bäcker, erbte; dieser stammte aus der ersten Ehe mit Dorothea geb. Linck.
 - 14 Munz/Kleinknecht (wie Anm. 4), S. 194. Eugen Munz: *Das Geschlecht der Marbacher Kodweiß*. Marbach 1982 (Manuskripte zur Marbacher Stadtgeschichte, Nr. 1).
 - 15 Angaben nach den Kirchenbüchern im Ev. Kirchenregisteramt Marbach.
 - 16 Ihr Zubringen von 1762: StadtA M Inventuren und Teilungen Nr. 948 (ex Fasz. 43 Nr. 5); Teilung der ersten Frau 1777: Ebenda Nr. 1414 (ex Fasz. 64 Nr. 12). Seine Teilung 1799: Ebenda Nr. 2049 (ex Fasz. 90 Nr. 1).

- 17 Ihr Zubringen 1762: Ebenda Nr. 944 (ex Fasz. 43 Nr. 1). Teilung der Ehefrau 1808: Ebenda Nr. 2288 (ex Fasz. 105 Nr. 1), des Ehemanns 1822: Nr. 2686 (ex Fasz. 120 Nr. 46).
- 18 Seine Teilung 1795: Ebenda Nr. 1871 (ex Fasz. 83 Nr. 14).
- 19 Hampp ist in Hamburger Unterlagen nicht nachweisbar; freundliche Mitteilung des Staatsarchivs Hamburg. – Aus dem Hamburgischen Geschlechterbuch. Band 12 (= Deutsches Geschlechterbuch. Band 171). Limburg/Lahn 1975. S. 180–183, ergeben sich bemerkenswerte genealogische Verbindungen Casper Johann Friedrich Thodes: Ein Enkel von Thodes Sohn Georg Friedrich (1794–1848), der Kunsthistoriker Harry Thode (1857–1920), war mit Daniela Senta von Bülow, Tochter des Dirigenten Hans von Bülow und der Cosima geb. Liszt, verheiratet – sie wurde die Stieftochter Richard Wagners. Die Frau des genannten Georg Friedrich Thode, Luise Friederike geb. Duncker (1798–1877), hatte zur Tante Johanna Friederike Duncker (1784–1863(?)), die mit Georg Kerner (1770–1812), dem Bruder des Dichters Justinus Kerner, Revolutionär, Privatsekretär Karl Friedrich Reinhards und schließlich Armenarzt zu Hamburg, verehelicht war. Kerner s. Ferdinand Friedrich Faber: Die Württ. Familien-Stiftungen. Heft 10. Stuttgart 1854. S. 75 § 225.
- 20 Vgl. aber Anm. 27.
- 21 HStASt A 206 Bü 3580.
- 22 Wie Anm. 10.
- 23 Ernest A. Kent: John Christopher Hampp of Norwich. In: Journal of the British Society of Master Glass-Painters 6 (1937), S. 191–196; auch in: Transactions of the Norfolk and Norwich Archaeological Society 26 (1938), S. 192–196; auch für das folgende. Zu danken habe ich dem Norfolk County Record Office für freundliche Auskünfte. – Literatur über Deutsche in Norwich gibt es leider nicht (Mitteilung des Centre of East Anglian Studies an der University of East Anglia, Norwich); auch im Castle Museum Norwich (laut dessen Auskunft) sind von Hampp keine Spuren.
- 24 Kurzer Überblick hierzu: Ursula Priestley: The Fabric of Stuffs. The Norwich textile industry from 1565. Norwich 1990. Sehr ausführlich die beiden in Anm. 1 genannten Dissertationen.
- 25 Eade (wie Anm. 3), S. 313–424.
- 26 William John Charles Moens: The Walloons and their Church at Norwich. Their History and Registers 1565–1832. Lyngington 1888. S. 149.
- 27 Zu den Begriffen und den Ausfuhrländern s. die beiden in Anm. 1 genannten Arbeiten.
- 28 Noch 1903 erinnerte sich ein damaliger Einwohner von Beccles, eines Städtchens südlich Norwicks, an Hampp und seine Glasimporte: »On one occasion he came to my mother in great distress, »Oh, Miss M-, Miss M-, my apostles are come without their heads!« – in der Aufregung unterließ Hampp ein für Deutsche typischer sprachlicher Schnitzer (aus: Norfolk and Norwich Notes and Queries – Beilage zum Norfolk Chronicle –. 2. Reihe. S. 401, 1903 März 14).
- 29 Dictionary of Roman Coins, erschienen 1889 (A. Luschin v. Ebengreuth: Allgemeine Münzkunde und Geldgeschichte. München – Berlin 1926. S. 13). Über Stevenson s. im Aufsatzband, hrsg. von Barringer (wie Anm. 1), S. 42.
- 30 Bernard Rackham: English Importations of Foreign Stained Glass in the Early Nineteenth Century. In: Journal of the British Society of Master Glass-Painters 2 (1927), S. 86–94. – Über Hampp weiß der Autor wenig, und dies wenige ist unrichtig.
- 31 Christopher Woodforde: Foreign Stained and Painted Glass in Norfolk. In: Norfolk Archaeology 26 (1938), S. 73–84, bes. S. 80–84. – Wells: L. S. Colchester: Stained Glass in Wells Cathedral. Wells ¹1973. S. 10f. (freundlicher Hinweis von Dr. Korn, Westfälisches Amt für Denkmalpflege. Münster).
- 32 Woodforde aaO. – Altenberg: David J. King: Stained Glass Tour Around Norfolk Churches. Norwich 1974. S. 11f. Mariawald: Woodforde aaO., S. 84. Steinfeld: King aaO., S. 16f. Die Angabe von Ethelreda Sansbury: An Historical Guide to Norwich Cathedral. Norwich ²1986. S. 28, das Fenster stamme aus dem Prämonstratenserinnenkloster Meer, ist ein Mißverständnis; dazu s. Wilhelm Neuss: Die Glasmalereien aus dem Steinfelder Kreuzgang. Mönchen-Gladbach 1955. S. 17 Anm. 4, 135. Eine Kopie davon und freundliche Auskünfte erhielt ich vom Hauptstaatsarchiv Düsseldorf (Frau Dr. Joester), ebenso vom Westfälischen Amt für Denkmalpflege (Dr. Korn), vom Stadtarchiv Meerbusch und vom Geschichtsverein Meerbusch; ihnen allen sei bestens gedankt.

- 33 Kent (wie Anm. 23), S. 193.
- 34 Nach: Charles Mackie: *Norfolk Annals. A Chronological Record of Remarkable Events in the Nineteenth Century.* Band 1: 1801–1850. Norwich 1901. S. 243.
- 35 Norfolk Record Office, Norwich, *Wills Proved in the Consistory Court, List of Register Books*, Hayward 229. Es handelt sich um eine Abschrift. Das Testament wurde am 16. Mai 1825 vor Rev. Charles Freeman Millard, »Clerk Surrogate duly appointed of the Worshipful William Yonge, Clerk A. M. Official Principal of the Episcopal Consistorial Court of Norwich lawfully constituted«, bestätigt.
- 36 Diese und die anderen Angaben nach Adreßbüchern von 1830, 1842 und 1843 in der Central Library, Norwich, der für ihre Hilfe gedankt sei.
- 37 Paris laut Teilung seiner Mutter 1808 (StadtA M Inventuren und Teilungen Nr. 2288), Ebley laut Teilung seines Vaters (StadtA M Inventuren und Teilungen Nr. 2686). Christoph Friedrich Häußermanns älterer Bruder galt seit 1784 als verschollen, seine Schwester Catharina, verheiratet mit dem Marbacher Metzger Johannes Ehni, war mit diesem 1818 nach Borodie in Bessarabien ausgewandert.
- 38 Guinea = 1 Pfund 1 Schilling. Es handelt sich um eine bloße Rechnungsmünze.
- 39 Diese Stiftung wird in der einschlägigen Literatur genannt: *Report of the Commissioners . . . to Inquire Concerning Charities and Education of the Poor in England and Wales.* Band 23: *Norfolk and Norwich.* 1839 (?). S. 943. John C. Daynes: *The History of Norwich.* (1848). S. 259. Eade (wie Anm. 3), S. 362, vgl. S. 218, 257.
- 40 Freundl. Mitteilung des Stadtarchivs Stuttgart. Vgl. S. 94.
- 41 HStASt E 70t Bü 219.
- 42 StadtA M B 724 (Stiftungsratsprotokoll 1819–1883) fol. 76 f. Die Rechnungen dazu sind leider nicht erhalten.
- 43 Staatsarchiv Ludwigsburg F 182 Bü 1035. – Freundliche Auskunft des Stadtarchivs Frankfurt am Main; die Fremdenregister sind dort leider 1944 verbrannt. Im Frankfurter Adreßbuch für 1841 erscheint Häußermann nicht mehr, war also wohl weggezogen.
- 44 Die Toterklärungen des Oberamtsgerichts Marbach sind leider erst von 1844 an erhalten (Staatsarchiv Ludwigsburg F 282 I Bü 302).
- 45 HStASt E 70t Bü 221.
- 46 Else Schäfer: Oberamtsrichter Gottlob Rooschüz. 1785–1847. Mitbegründer des Marbacher Schillervereins. Marbach 1984 (Manuskripte zur Marbacher Stadtgeschichte, Nr. 5).
- 47 Zum Norwicher Textilexport nach Lateinamerika: Priestley (wie Anm. 24), S. 34.
- 48 StadtA M B 724 fol. 195.

Die Freiherren von Wirsing

Aus sächsischer Diplomatenfamilie ins Oßweiler Schloß

von Heinz Martin Murr

Johann Caspar Wirsing: vom Legationssekretär zum Freiherrn

Im Jahr 1663 begannen die Gesandten der deutschen Kur- und Reichsfürsten sowie der Reichsstädte in Regensburg den »Ewigen Reichstag« abzuhalten. Im Zeitalter Napoleons wurde aus der Reichsstadt und dem Bistum Regensburg 1803 das Fürstentum Regensburg für den bisherigen Mainzer Erzbischof und Kurfürsten bzw. Kurerzkanzler geschaffen, das aber nur bis 1810 bestand.

Bereits 1799 arbeitete Johann Caspar Wirsing als kursächsischer Legationssekretär beim Reichstag in Regensburg. Er war der Sohn des gleichnamigen Rechtskonsulenten und Vormundschaftsbeamten in der 1802/03 dem Kurfürstentum Bayern zugesprochenen Reichsstadt Schweinfurt. Hier hatte ihn seine Mutter Susanna Elisabeth Wirsing, geborene Schott, am 24. Oktober 1776 zur Welt gebracht. Aus hochangesehener und einflußreicher Familie erkor sich der junge Johann Caspar Wirsing »Jungfer Barbara Louise Karolina« zur Frau, die Tochter des »Herrn Johann Christian Karl Dibold, Kurerzkanzlerischen Kämmerer-Verordneten und Senatoris resignati [zurückgetretenen Ratsherrn] auch Bürgers, Kauf- und Handelsherrn« in Regensburg. Dort war sie am 28. Oktober 1777 geboren. Ihre Mutter Barbara Elisabetha, geborene Nebel, war schon Witwe des Regensburger Handelsmanns Johann Zacharias Thurn gewesen, als sie am 25. September 1775 in der Reichsstadt die zweite Ehe mit seinem Berufskollegen Dibold einging. Letzterer ist aus diesem Anlaß als »des verstorbenen wohllehrwürdigen und wohlgelehrten Herrn Johann Michael Dibold, gewesenen treueifrig evangelischen Predigers zu Flein, ohnweit Heilbrunn, wohlseelig nachgelassener Sohn und der Mutter Christina Regina« ins Kirchenbuch eingetragen worden. Die Hochzeit seiner Tochter Barbara Louise Karolina mit Johann Caspar Wirsing wurde am 21. November 1805 in Regensburg im Kirchenbuch vermerkt.

Im Dezember 1805 wurden Bayern und Württemberg souveräne Königreiche, – in Württemberg am 1. Januar 1806 öffentlich verkündet. Der August 1806 brachte das Ende des Reiches und damit des ständigen Gesandtenkongresses in Regensburg.

Daraufhin versetzte Friedrich August III., seit 1806 König von Sachsen, Johann Caspar Wirsing 1807 als Legationssekretär und Chargé d'affaires [beglaubigter Geschäftsträger] an den Hof von König Friedrich von Württemberg in Stuttgart. Hier wohnte der sächsische Diplomat mit seiner Gattin in der Königsstraße 14 zur Miete (laut Adreßbüchern von 1833, 1839 und 1841). Und hier gebar Barbara Louise Karolina von 1808 bis 1818 fünf Söhne und drei Töchter. 1818 beförderte ihn sein König zum Legationsrat und sächsischen Geschäftsträger in Stuttgart, wo er in dieser Stellung bis 1837 im aktiven Dienst stand. 1839 weist ihn das Stuttgarter Adreßbuch als Königlich Sächsischen Gesandten aus, so auch noch 1841.

Längst vorher hatte »Friedrich August, von Gottes Gnaden König von Sachsen«



Die Regensburger Altstadt v. F. Baumann

Lithogr. von F. Mayer

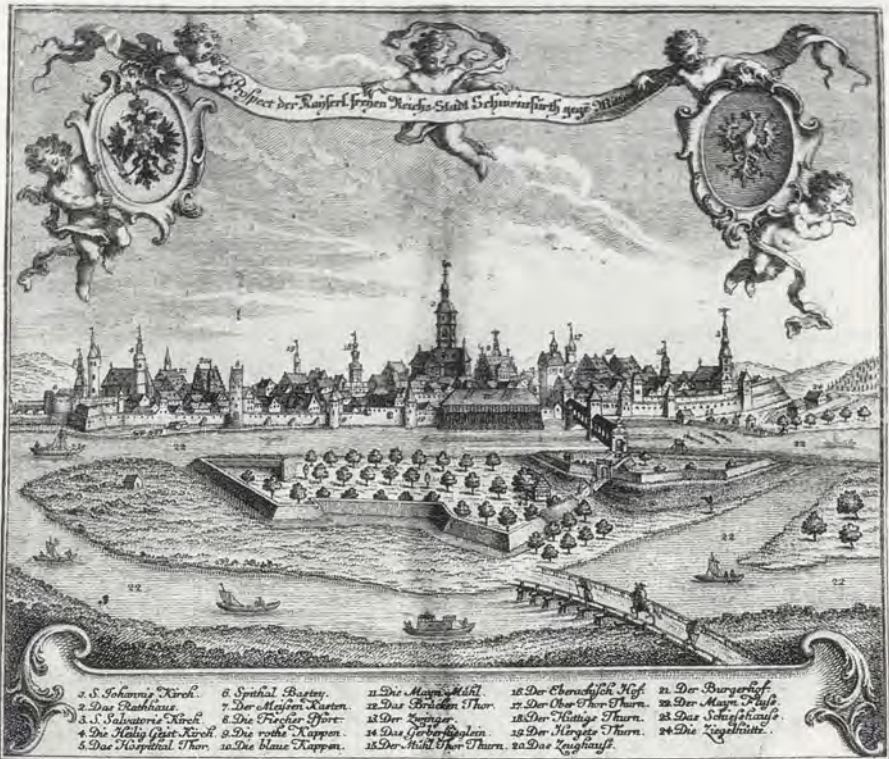
ANSICHT VON  REGENSBURG.

*Regensburg um 1800. Nach der Natur gezeichnet von F. Baumann.
Lithographie von F. Mayer.*

unterm 28. Februar 1819 »in Unserer Residenzstadt Dresden« in Gnaden angesehen, »welche getreuen und ersprießlichen Dienste Unser Legationsrath und des Civil-Verdienst-Ordens Ritter, Johann Caspar Wirsing, . . . mit vorzüglicher Geschicklichkeit und thätigem Eifer, auch besonderer Ergebenheit gegen Unsere Person, Uns geleistet hat«. Daher fühlte sich der König bewogen, seine Zufriedenheit mit einem besonderen Gnadenerweis auszudrücken: »Wir haben den Legationsrat Johann Caspar Wirsing sammt seinen ehelichen Leibeserben und derselben Erbenserben und Nachkommen beiderlei Geschlechts in gerader Linie absteigenden Stammes in Unsers Königreichs Adelsstand gnädigst . . . eingesetzt, . . . als wenn sie von vier Ahnen väter- und mütterlicherseits in solchem Stand geboren wären . . . Zu mehrerem Gedächtniß dieser Unserer Begnadigung haben wir ihm und seinen Nachkommen nachfolgendes adeliches Wappen verliehen . . . : Einen quer getheilten Schild, in dessen obern blauen Felde ein silberner, goldgekrönter, halber Adler mit roth ausgeschlagener Zunge aus der Theilung hervorzuwächst; im untern goldenen Felde befindet sich ein blauer, von drei achteckigen Sternen blauer Farbe begleiteter Sparren. Auf dem Schilde ruhet ein gradvorwärtsgekehrter, blau angelaufener, roth gefütterter, mit goldener Kette und daran befindlichem Kleinod, auch auf beiden Seiten mit von Gold und Blau gemischt herabhängenden Decken gezielter, offener, adeliger Turnierhelm mit goldener Krone, worinnen drei silberne Strausfedern stecken.« . . . »Wir erlauben« dem Legationsrat und seinen Nachkommen, daß sie sich »hinfüro in ewigen Zeiten . . .

von Wirsing nennen und schreiben . . . mögen. Wir gebieten allen Unsern geist- und weltlichen Unterthanen . . . , daß sie mehrermeldeten Legationsrath von Wirsing« und dessen Nachkommen »in ewigen Zeiten« wie »andere alte rechtgeborene . . . Edelleute ehren und würdigen« bei »Unserer schweren Ungnade« und Strafe von 50 Mark »löthigen Goldes«, die je zur Hälfte in »unsere Hauptcasse« und »oftgedachtem von Wirsing« oder dessen Nachkommen zu bezahlen sind. Überdies verfügte der König in einem Schreiben vom 1. März 1819 an seinen Geheimen Rat, daß die Standeserhebung »mit Befreyung von den gewöhnlichen Tax- und andern Gebühren« zu geschehen habe.

Die neuerliche Hochschätzung Friedrich Augusts von Sachsen beweist der in Dresden am 17. Februar 1827 ausgestellte »Freyherrn-Brief für den Legations-Rath von Wirsing in Stuttgart«. Darin verleiht der König ihm und seinen »am Leben befindlichen eheleblichen Kindern: Carolinen Louisen Susannin Elisabeth, Carl Christoph August Ferdinanden, Emilien Lisetten Friederiken, Albert Hermannen, Friederiken Louisen, Maximilianen Alexander, Franz Ludwig Wilhelm und Adelheiden Augusten Wilhelminen«, auch deren Nachkommen, »den Titel und Nahmen Unsers Königreichs: Freyherren und Freyinnen von Wirsing«, dazu das



Reichsstadt Schweinfurt von Süden. Gezeichnet von P. P. Pollich.
Gestochen von F. E. Nilson in der 2. Hälfte des 18. Jh.



Ansicht der Königs-Straße in Stuttgart

im Jahre 1811 in Stuttgart.

des Redoutensaal.

*Ansicht der Königs-Straße in Stuttgart. Blick zum Königstor, links Redoutensaal,
rechts St.-Eberhard-Kirche (1808/11).
Gezeichnet und gestochen von F. Müller um 1810.*

bereits geführte, aber also gebesserte Wappen: »Den Schild bedeckt eine mit Edelsteinen und fünf Perlen gezierte Freyherrnkron«⁴, worauf der Turnierhelm ruht, überdies »Titel und Ehrenwort: Wohlgebohren«. Eine nicht zu erlassende Geldstrafe von diesmal »zweyhundert Mark löthigen Goldes« droht denjenigen, die die freiherrlichen Rechte, Freiheiten, Ehren und Würden zu beschneiden suchen oder die Freiherren und Freiinnen beleidigen.

Dieser Privilegien wurde die Gemahlin des neuen Freiherrn nicht mehr teilhaftig: sie war ihrem Jüngsten († 1818) im Tode am 15. April 1819 gefolgt; des Freiherren Johann Caspar (Carl) von Wirsing Leben endete, ebenfalls in Stuttgart, am 30. März 1842 durch Herzschlag, wie das Totenbuch der Stiftskirche festhält.

*Albert Hermann Freiherr von Wirsing: ein Ludwigsburger Erbonkel –
und seine Erben*

Johann Caspar Wirsing und seine Frau vererbten ihren Kindern kein Schloß, aber eine christlich fundierte Bildung und einen ihr verpflichteten adeligen Namen, der freilich die beruflichen Karrieren ihrer Söhne erleichtern und sowohl ihnen als auch deren Schwestern das Einheiraten in die vornehme Gesellschaft ermöglichen sollte.

Dies gilt z. B. für den am 19. November 1810 geborenen Freiherrn Albert Hermann von Wirsing: Noch als Junge war er am 17. März 1826 in den württembergischen Militärdienst eingetreten und hatte fünf Jahre lang die 1820 von König Wilhelm I. in Ludwigsburg (Mömpelgardstraße 24) gegründete »Offiziersbildungsanstalt« besucht. Beim in Ludwigsburg stationierten Ersten Reiterregiment wurde



Friedrich August III. König von Polen, Herzog von Sachsen, Erzmarschall des Heiligen Reichs, Kurfürst (1763/1768–1827), ab 1806 König von Sachsen. Gemalt in Dresden von De Silvestre, gestochen von Jean Daullé, Graveur des Königs.

er 1830 zum Leutnant und, nach Esslingen verlegt, 1836 zum Oberleutnant, wieder in Ludwigsburg 1848 zum Rittmeister und 1853 zum Major befördert. Mit dem Ritterkreuz des württembergischen Kronenordens dekoriert und einem Jahresge-



Vue de Dresde prise du côté de Nord-est

Dresden um 1800. Radierung von Chr. Gottlob Hammer (1779–1864).



König Friedrich August von Sachsen stiftet am 7. Juni 1815 den Zivilverdienstorden mit Schwertern.



Wappen der Freiherrn von Wirsing nach Otto von Alberti, Würt. Adels- und Wappenbuch, 1916.

halt von 506 Gulden und 40 Kreuzer am 5. Mai 1851 pensioniert, lebte der Major a.D. danach beim Ludwigsburger Posthalter Schneider in der Lindenstraße 46. In Bad Kreuth, »Bezirk Tegernsee, wo er sich als Kurgast vorübergehend aufhielt«, starb er am 5. Juni 1872 an einem Lungenblutsturz. Er war unverheiratet geblieben. Der Badearzt, Hofrat Dr. Stephan, vermerkte im Totenschein: »Die Leiche wird, nachdem alle Zeichen des Todes constatirt wurden, nach dem Wunsch der Familie in die Heimath nach Württemberg gebracht.« Im Ludwigsburger Tagblatt vom 9. Juni 1872 war zu lesen: »Ludwigsburg, 6. Juni. Die heute hieher gelangte Nachricht, daß der Reitermajor a.D. Freiherr v. Wirsing in Tegernsee in Folge eines Blutsturzes rasch aus dem Leben geschieden, erregt allgemeine Theilnahme. Der Verewigte hat viele Jahre hier gelebt und wegen seiner wissenschaftlichen Bildung und Strebsamkeit, seines Reichthums an Kenntnissen und seiner werktätigen Menschenliebe ungetheilte Hochachtung und Anerkennung genossen. Er war ein wahrhaft edler Mann, ein Wohlthäter der Armen und Nothleidenden, die viel an ihm verlieren; ganz in der Stille hat er unablässig viel Gutes gethan, das denn doch nicht immer unbekannt bleiben konnte. Herr v. Wirsing wird in dem kleinen geselligen Kreise, den er zu besuchen pflegte, sowie von Jedermann, der ihn näher kannte, schmerzlich vermißt werden. Manche Thräne stillen Dankes wird ihm nachgeweint; sein Andenken wird ein gesegnetes sein!« In seiner Wohnung wurde kein Testament gefunden, jedoch sein Ritterkreuz, das der Vorschrift gemäß an das Königliche Ordenskanzleiamt zurückgegeben wurde; außerdem ist in den Realteilungsakten vom Juli 1872 von Bargeld und Wertpapieren im »Vermögensnachlaß des Majors und Freiherrn Albert Hermann von Wirsing dahier« in Ludwigsburg, die Rede. »Seine Erben sind Seitenverwandte, nemlich vollbürtige Geschwister und deren Kinder«, so die sieben Kinder seines nur einen Monat vor ihm in Zwickau am Erzgebirge verstorbenen ältesten Bruders Carl.

Dieser Bruder, Freiherr Carl von Wirsing (geb. 16. September 1808), war in der bedeutenden Bergbau- und Industriestadt Zwickau als Königlich Sächsischer Regierungsrat tätig gewesen. Aus Schweinfurt hatte er 1837 seine bürgerliche, aber



Garnisonsstadt Ludwigsburg um 1850.

Links, am Stadtrand, das Schloß, in der Mitte die Stadtkirche, rechts der Bahnhof mit einem Zug der Staatseisenbahn (1846). Im Vordergrund exerzierende Soldaten. Stich von A. Schaufele, OAB. Ludwigsburg 1859.

sicher mit ihm verwandte Frau Henriette Wirsing (geb. 29. April 1814) geholt. Seine wohl bei der Familie in Zwickau wohnenden drei Töchter Louise Elisabetha Henriette (geb. 27. April 1838), Caroline Theodora Mathilde (geb. 21. Februar 1841) und Elise Sofie Theresia (geb. 25. September 1850) waren 1872 zwar volljährig, aber noch ledig. Ihr ältester Bruder, Ado Carl Heinrich Wilhelm v. Wirsing, arbeitete als Regierungsassessor in Zwickau; er war in Dresden am 15. Juli 1839 geboren, mit Bertha Helene von Germar verheiratet und starb in Dresden als Königlich Sächsischer Geheimer Regierungsrat und Amtshauptmann a. D. 1918. Ein weiterer Bruder, Johann Heinrich Theodor (geb. 29. Oktober 1842 in Dresden) lebte in Rittersgrün als Königlich Sächsischer Revierförster. (Als Oberförster, verehelicht mit Johanna Franke, ereilte ihn der Tod 1885.) Der dritte Bruder, Carl Friedrich Adolf Erwin, tat Dienst als Königlich Sächsischer Premierleutnant in Chemnitz. Der jüngste der Brüder, Christian Friedrich August Wilhelm, war 1872 18 Jahre alt; geboren am 11. August 1854 in Zwickau, in Stuttgart vermählt mit Baronesse Elisabeth von Valois, verschied er dort 1911 als Königlich Sächsischer Oberstleutnant z. D. und Ehrenritter des Johanniterordens.

Nach diesen Neffen und Nichten des Erblassers, des Freiherrn Albert Hermann von Wirsing, folgt in Stuttgart seine Schwester Emilie (geb. 4. September 1809), deren Gemahl, Freiherr Eduard von Rasser, schon am 19. Oktober 1839 gestorben war. Bereits am 6. Juli 1859 war die am 19. Dezember 1811 geborene Schwester Louise gestorben. Ihr Gemahl, Graf Hermann Albert von Gronsfeld, Generalmajor in Stuttgart und Adjutant des Königs Karl von Württemberg, war am 24. Februar 1868 gestorben. Nun erbten ihre Kinder: Carl Graf von Gronsfeld (geb. 19. März 1839), Rittmeister im Königlichem Dragoner-Regiment in Volvi (einem nach dem Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 noch besetzten Ort in Frankreich) sowie seine Schwestern Sofie (geb. 5. Juni 1837), Gattin des Richard Gottlieb Freiherrn von Maydell, Rittergutsbesitzer zu Reval in Estland (Kaiserreich Rußland) und Selma (geb. 21. Januar 1844), Witwe des Grafen (Joachim) von Reventlow (in Grube/Ostholstein), »zur Zeit in Boll, Oberamts Göppingen«.

Die im Realteilungsprotokoll nicht genannten Schwestern des Majors a. D. waren vor ihm aus dem Leben geschieden: die am 4. Oktober 1806 geborene, ledig gebliebene Elise hatte in Stuttgart in der Friedrichsstraße 11 gewohnt (1844 und noch 1848), wohl bis zu ihrem Tod am 23. April 1854. Und Auguste (geb. 13. Februar 1816) starb am 8. Februar 1861 als »Stiftsfräulein« ebenfalls in Stuttgart.

Erbberechtigt blieb dagegen der Bruder Max von Wirsing in Cannstatt, geboren am 17. März 1813. In der Hospitalkirche in Stuttgart waren Maximilian Alexander Freiherr von Wirsing und Friedrike Mathilde Caroline Franziska Freiin von Beulwitz am 15. November 1842 getraut worden. Zunächst wohnte das junge Paar in Stuttgart, Neckarstraße 38b (Stuttgarter Adreßbuch 1848 und 1849). Ihre Tochter Elisabeth vermählte sich in Cannstatt 1884 mit ihrem am 16. Oktober 1845 in Zwickau geborenen Vetter Carl Friedrich Adolf Erwin Freiherr von Wirsing (siehe oben), der 1926 als Königlich Sächsischer Major a. D. in Dresden verschied.

Die Auflistung der Erben schließt mit den Kindern »des verstorbenen Bruders Wilhelm von Wirsing in Oßweil«: Ado Carl Benjamin von Wirsing, Fürstlicher Kammerrevisor in Waldenburg, einer kleinen Residenz der 1790 gefürsteten Herren von Schönburg, bei Glauchau in Sachsen und Marie Louise Emilie, Gattin des Freiherrn von Wintzingerode, Kreisrichters in Kosel in Oberschlesien.

Wilhelm Freiherr von Wirsing und Louise Freiin von Harling aus Münchingen

1831 war Franz Alexander Friedrich Freiherr von Harling (geb. 1814), vom Gymnasium in Stuttgart kommend, freiwillig beim 1. Reiterregiment in Ludwigsburg eingetreten. Dort zählte Leutnant Albert Hermann von Wirsing zu seinen Vorgesetzten. 1834 wurde von Harling ebenfalls zum Leutnant befördert und zum 3. Reiterregiment in Esslingen versetzt. 1842 erhielt er dort den Dienstgrad



*Franz Alexander Friedrich Freiherr von Harling,
Major im 3. Reiterregiment.
Aufnahme vom 19. Mai 1862.*

Oberleutnant. Ebenfalls 1842, am 10. November, vermählte sich in Münchingen seine Schwester Louise Juliane v. Harling mit Franz Ludwig *Wilhelm* Freiherr von Wirsing, geboren am 9. September 1814 in Stuttgart, nun »Bürger in Scharnhausen« (Ostfildern/Lkr. Esslingen) und Bruder des Albert Hermann v. Wirsing.

Des Freifräuleins Urgroßvater, August Friedrich von Harling, hatte 1733 als



*Wappen der Freiherren von Harling.
Otto von Alberti, Württ.
Adels- und Wappenbuch, 1916.*

Kammerherr und Oberstleutnant (später Generalmajor bei den Schwäbischen Kreistruppen) das Schloßgut Münchingen gekauft; nach kaum dreijähriger Ehe war seine Gemahlin Philippine Friederike Schertlin von Burtenbach auf dem Schloßgut Mauer im Alter von 21 Jahren schon 1728 gestorben. Nach seinem Tod 1759 erbte sein Sohn Franz Carl, 1753 verheiratet mit Caroline Wilhelmine von Nettelhorst aus dem württembergischen Lehensschloß Bittenfeld, seinen ganzen Besitz. Jener, Generalleutnant und Ritterrat, hinterließ diesen 1799 seinem Sohn Ernst Friedrich Ludwig und seinen Töchtern: Carolina Augusta Friedrica (geb. 1755), verheiratet (1773) mit dem Obristwachtmeister Johann Friedrich Eberhard Stettner von Grabenhofen zu Oßweil und in zweiter Ehe mit Major von Kriegsheim; Wilhelmine Luise (geb. 1761), vermählt mit dem Tübinger Oberforstmeister Joachim Christoph Ehrenreich von

Moltke; Franziska (geb. 1764), vermählt mit dem württembergischen Staatsminister Graf Philipp Christian von Norman-Ehrenfels und Charlotte Auguste, verheiratet 1796 mit dem württembergischen Kreishauptmann, dann Landvogt und Gutsherrn Ferdinand Freiherr Hiller von und zu Gaertringen.

Ihr Bruder Ernst Friedrich Ludwig von Harling, geboren am 20. Juli 1766, hatte am 17. Juli 1810 Baroness Philippine von Tessin von Kilchberg heimgeführt. – Das Rittergut Kilchberg (Tübingen) war 1765 durch Heirat einer Erbtochter, Anne Philippine Elisabeth Leutrum von Ertingen, mit dem Brautvater Johann Ferdinand von Tessin († 1804) an dessen Familie gekommen. Als jüngstes der sechs Kinder des Majors Ernst Friedrich Ludwig von Harling und seiner Gemahlin hatte Louise Juliane am 29. März 1821 im Münchinger Schloß das Licht der Welt erblickt und war am 8. April »im Haus« von Pfarrer M. Flattich getauft worden. Als persönlich anwesende Zeugen sind im Münchinger Taufbuch genannt: Ober-Tribunal-Rath (Ludwig Karl Sigmund Wilhelm) v. Gaisberg; Freiherr (Benjamin Franz) und Freifrau (Sophie geb. Freiin von Gemmingen-Guttenberg) von Tessin zu Hochdorf; Freifräulein (Sophie Louise) Wilhelmine von Tessin aus Tübingen (Nichte des Vorgenannten).

Major von Harling, der Vater von Louise Juliane, starb schon am 21. Dezember 1824, ihre Mutter am 6. August 1828; keines ihrer sechs Kinder war volljährig; noch 1828 verstarb auch die 16jährige Schwester Maria Franziska. Das Bedürfnis der fünf Geschwister nach einer angemessenen Aussteuer führte wohl dazu, daß sie sich entschlossen, »nach vorheriger Bekanntmachung in öffentlichen Blättern, im öffentlichen Aufstreich [Versteigerung] das Rittergut (oder) Schloßgut, genannt zu Münchingen«, am 12. März 1842 an »Jakob Schmalzrieth, Waldhornwirth zu



Münchingen. Altes Schloß (Steinhaus). Zeichnung aus der 1. Hälfte des 20. Jh.

Münchingen und seine Genoßen daselbst«, zu verkaufen. Folgende Liegenschaften werden im Vertrag genannt:

»Eine zweistokigte Behausung, das (neue) Schloß, samt Stallungen, Fruchtboden, Maierei-Haus (altes Schloß), Waschhaus, Brunnen, Hofraithin mit gewölbtem Keller unter dem Schloß und unter dem Maierieihaus (jedoch ohne Fässer), samt großem Gemüs-, Gras- und Baumgarten (1 Morgen 3 Viertel) um das Schloß herum, samt Gartenhaus, Bienenstand und Mostpresse, alles mit einer Mauer umgeben. – Eine große Scheuer mit 2 Tennen, gewölbtem Keller, nebst Schaafstall, Wagenschopf, Hofraithin und 1 Viertel [-morgen] Garten außer der Mauer, über der Straßen.« Der Kaufpreis für »alles zusammen samt Rechten, Gerechtigkeiten und Beschwerden, wie es die Gutsherrschaft bisher besessen« betrug 106 400 Gulden. Auf 16. März waren 26 600 Gulden auszuzahlen, der Rest mit 5 Prozent zu verzinsen und in sechs bis zehn Jahresraten abzugelten; die erste wurde »auf Martini 1843« fällig.

Den Vertrag unterzeichneten: »der Hauptkäufer für sich und im Namen seiner Mitgenossen, Jakob Schmalzriedt, Waldhornwirth«, sowie »die volljährigen Verkäufer«: das Freifräulein Antoinette (Antonie) Wilhelmine Sophie von Harling, geboren in Münchingen am 3. Juli 1811; Freiherr Franz Alexander Friedrich (Wilhelm), geboren 7. Mai 1814; für »Freifrau Mathilde Marianne Henriette von Harling«, geboren 29. Januar 1816, »Gemahlin des Oberlieutenant(s) von Schmidt bey dem 3. Königlichen Infanterie-Regiment in Ludwigsburg, derselbe«; im Namen der minderjährigen Sophie Therese, geboren 19. Januar 1818, und der Louise

Juliane ihr Vormund und Onkel mütterlicherseits, der württembergische Major Freiherr Benjamin Franz von Tessin zu Hochdorf. Durch Beschluß des Gerichtshofs für den Neckarkreis in Esslingen am 4. April 1843 wurde der Vertrag rechtskräftig.

Wilhelm von Wirsing auf Hofgut Hochberg (bei Ravensburg)

Unweit der hofkammerlichen Domäne Scharnhausen mit Schloß, Park und einem großen Gestüt, nahe dem Pfarrdorf, war am 20. November 1818 auf der Staatsdomäne Hohenheim das Königliche Landwirtschaftliche Institut eröffnet worden. Darin hatte Franz Ludwig Wilhelm von Wirsing theoretisch und praktisch den Beruf des Landwirts erlernt. Um ihn auszuüben, kaufte er 1842 »das eine Einöde bildende, 209 Morgen große, von der Stadt Ravensburg $\frac{3}{4}$ Stunde entfernte, aber auf der Stadtmarkung gelegene Hofgut Hochberg«. Das hatte einst dem Benediktinerkloster Weingarten gehört. Bis 1827 jeweils einem Lehensbauern auf Lebenszeit vergeben (Fallehen), dann (nach Beate Falk) dem damaligen Inhaber Matthäus Kesenheimer übereignet (allodifiziert) und 1828 von seinen Söhnen, Josef und Benedikt, übernommen, war das Hofgut 1829 vom letzteren an den ersteren



*Scharnhausen. Klassizistisches Lustschloß,
auf Veranlassung Herzog Carl Eugens ab 1783 erbaut, in großem Park
mit weidenden Pferden des Gestüts. Rechts Dorf und Kirche.
Im Hintergrund die Alb. Aquarell aus dem König-Wilhelm-Album 1841.*



H O H E N E I M ,
Königl. Landwirtschaftliches Institut.

Stuttgart Verlag von G. Ebner.

Hoheneim. Königl. Landwirtschaftliches Institut, um 1830. Nach der Natur gezeichnet von C. Obach. Lithographie von Fleischauer. Bei Ebner.

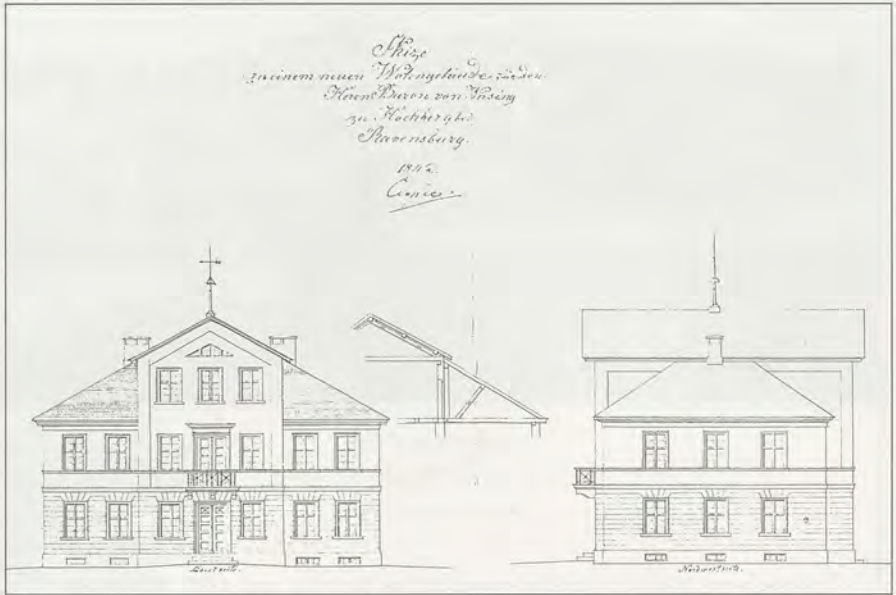
abgetreten worden. Nach 13 Jahren hatte Josef Kesenheimer schließlich den Besitz veräußert.

Von vorneherein war Wirsing »durch die Beschränktheit und minder angemessene Einrichtung des vorhandenen Wohngebäudes genöthigt«, daneben, teilweise auf dem Platz des vor 2 Jahren von Josef Kesenheimer abgebrochenen Backhauses, ein neues standesgemäßes Wohnhaus erstellen zu lassen. Dieses war für eine Küche mit Speisekammer, 9 Zimmer, drei Nebenräume, drei kleine Kammern, ein Treppenhaus, drei Flure, zwei Aborte, verteilt auf zwei Stockwerke und einen beiderseits vorspringenden Mittelbau mit Dreiecksgiebeln, einen Balkon und darunter den Haupteingang konzipiert auf einer Grundfläche von 17,40 m × 11,60 m. »Von Stadtrechts wegen« gab es gegen die Realisierung keine Einwände. Lediglich mußte die auf dem Bauplatz ruhende Zins- und Zehentpflicht mit drei Gulden abgelöst werden, zahlbar an das Königliche Kameralamt Weingarten. Das Baugesuch des Barons gelangte dann an das Königliche Oberamt Ravensburg, von dort zur Königlichen Regierung des Donaukreises mit der Empfehlung: »Dieses Gebäude wird nicht allein dem Hofgut, sondern auch nach der Lage des letztern« im Verein mit dem alten Wohnhaus mit Scheuer links der Straße von Wilhelmskirch nach

Ravensburg und den beiden Scheuern rechts davon »der Gegend zur Zierde gereichen«. Die Kreisregierung genehmigte das Vorhaben, das auch alsbald verwirklicht wurde.

Im Hofgut Hochberg bei Ravensburg kamen die Kinder von Louise Juliane und Wilhelm von Wirsing zur Welt: am 22. Dezember 1843 Ado Carl Benjamin und am 18. März 1846 Marie Louise Emilie.

Doch das Idyll währte nicht: schon am 25. Mai 1846 berichtete das Hof-



Hochberg bei Ravensburg. Bauzeichnung des Gutshauses von 1842.

domänenamt Friedrichshafen der Königlichen Hofdomänenkammer, daß man aus dem Mund des Freiherrn erfahren habe, »wie sehr entleidet ihm« sein »Besitzthum aus verschiedenen, hauptsächlich religiösen Rücksichten« sei. Darum »forderte« der zermürbte Baron das Hofdomänenamt Friedrichshafen »auf«, sein Besitzthum zu Hochberg zu besichtigen, »um es Einer Hohen [Hofdomänen-]Kammer zum Ankaufe antragen zu können«. Dabei wolle er »für den Fall eines Verkaufs gerne einen Verlust von 8000 bis 10000 Gulden (er)leiden«. Von einem Kenner des Gutes war über dessen Beschaffenheit folgendes zu hören: »Der Boden sey im allgemeinen ein guter Getreideboden, ziemlich schwer, ohne allzu thonhaltig zu seyn. Der Untergrund von gleicher Beschaffenheit mit etwas Neigung zum Undurchlassenden. Diese weniger günstige Eigenschaft werde aber verbessert durch die gegen Südost sanft abhängige Richtung der Lage. Die Gebäude seyen in sehr gutem Stande. Der Culturzustand des Guts sey schon unter dem vorigen Besitzer, einem thätigen Bauern, ein guter gewesen; v. Wirsing habe ihn noch mehr gehoben.«

Trotzdem nahm die sparsame Königliche Hofkammer unterm 19. Oktober 1846

das Schreiben des Freiherrn allzu wörtlich mit dem Angebot von 64500 Gulden für das Gut Hochberg. Schockiert stellte dieser fest: »Wäre dasselbe um 10000 Gulden höher, so wäre Aussicht zu einer Vermittlung vorhanden.« Schließlich seien ihm »schon in diesem Frühjahr von einer Gesellschaft 70000 Gulden für Hochberg geboten« worden. Diesbezüglich mache er das Hofdomänenamt darauf aufmerksam, daß er »nun in den letzten 4 Jahren an baarem Geld 20000 Gulden für das Bauwesen verwendet« habe, nicht eingerechnet »die größtentheils mit eigenem Gespann besorgte Beifuhr des Materials« und des in eigenen Waldungen gehauenen Holzes. Er habe so preisgünstig wie möglich bei »theilweise ungünstigen Verhältnissen« gebaut. Daß die dafür veranschlagte Summe »nicht zu hoch« sei, könne der frühere Bauinspektor Pichler (nunmehr Baurat in Stuttgart) bestätigen und ebenso der gegenwärtige. »Bis zu welchen ungeahnten Preißen vertheuern sich nicht in der Regel Höfe, wo die Gebäulichkeiten reparirt oder ganz neu gebaut werden müssen?« fragt Wilhelm von Wirsing in seinem Antwortschreiben vom 28. Oktober 1846. Überdies weist er auf die »vortreffliche Absatzgelegenheit« der land- und forstwirtschaftlichen Produkte, auf die Nähe Ravensburgs und der Eisenbahn hin, »durch welche nothwendig eine Ausgleichung zwischen dem im Unterland bestehenden unverhältnismäßig hohen und bei uns geringen Grund- und Bodenwerth in wenigen Jahren erfolgen muß«. Mit Sicherheit dürfe erwartet werden, »daß Hochberg in wenigen Jahren einen bedeutend höheren Kaufwerth erhalten wird«, prognostizierte er abschließend.

In Stuttgart kam am 25. November 1846 der »Kauf-Vertrag zwischen dem Freiherrn von Wirsing zu Hochberg, Oberamts Ravensburg, als Verkäufer einerseits und der Königlichen Hofdomänenkammer als Käuferin andererseits über das dem Ersteren zugehörige Gut Hochberg mit Hub auf der StadtMarkung von Ravensburg« zustande. Das Gut umfaßte: »Ein Wohnhaus mit angehängten Schweinestallungen, eine neue Scheune mit Stallgebäuden, ein älteres Scheunengebäude, ein Wasch- und Backhaus, ein Holzschopf«, alles »beisammen gelegen«, dazu »an Gärten, Wiesen, Aeckern, Gebüsch, Oedungen und Wald«, zusammen 206 Morgen 16,1 Quadratruten, und das kleinere Gut »Hub«, zu dem keine Bauten zählten, aber »Gärten, Wiesen, Aecker, Oedungen«, zusammen $97\frac{1}{8}$ Morgen, 20,4 Quadratruten, sowie »weitere Waldungen« (Nadelwald) $30\frac{1}{8}$ Morgen 44,6 Quadratruten (1 Quadratrute = 8,207 m²), also insgesamt $333\frac{3}{8}$ Morgen 33,1 Quadratruten. Der Kaufpreis betrug 72000 Gulden in bar; vereinbart wurden drei zu 4 Prozent verzinssliche Raten, zahlbar an Lichtmeß (2. Februar) 1848, 1849 und 1850; auch eine frühere Bezahlung sollte möglich sein.

Wilhelm von Wirsing zog nun mit seiner Familie nach Ludwigsburg, wo ja sein Bruder in Garnison lag. Aber Heimweh, feindselige Mitmenschen und ungewohnte Arbeit in Hochberg hatten die Gesundheit der kaum 26jährigen Baronin zerstört: am 5. Februar 1847 verschied Louise geb. von Harling, mittags um 12 Uhr, an »Zehrfieber«. Die Beisetzung fand am 8. Februar auf dem (Alten) Friedhof in Ludwigsburg statt. Erst ein und drei Jahre alt waren die Wirsingschen Kinder. Ihre Pflege und Erziehung übernahm wohl in Stuttgart, wohin auch der Witwer nachfolgte, dessen älteste Schwester, Elise von Wirsing, die in der Nähe des Vaters wohnend, bereits diesem bis zu seinem Tod den Haushalt geführt haben dürfte.

Wilhelm von Wirsing auf Schloßgut Oßweil

In Oßweil fand Wilhelm v. Wirsing beruflich ein neues Betätigungsfeld: Am 22. Mai 1849 verkaufte Schultheiß Heinrich Schneck »an Baron von Wirsing aus Stuttgart das hiesige Schloßgut, bestehend in Häuser und Gebäude«, und zwar einem steinernen, massiv gebauten Schloß (»Turm«), nebst einem Nebenhaus (»Schloßhaus«), einer Scheuer (Flurstraße 1) und einem Gartenhaus, dazu einem



Schloß Oßweil. Koblezeichnung von Richard Kiwitt 1955.

Gras- und Baumgarten, einem Küchengarten, einer Hofreite und einem Wassergraben, »alles mit einer Mauer umgeben«, um 8000 Gulden und als übliche Dreingabe beim Kauf eines Hauses 34 Gulden 20 Kreuzer »Schlüsselgeld«. Auf dem Gut haftete keine Servitut (Rechtslast), es war seither neusteuerbar und hatte außer der Staatssteuer keinerlei Lasten. Der Freiherr erhielt sofort einige Zimmer im Schloß zum Bewohnen, der seitherige Eigentümer hatte das Recht, bis Jakobi (25. Juli) in seinen seitherigen Gelassen zu bleiben, desgleichen die Mietsleute. In der Folgezeit bemühte sich Wilhelm von Wirsing, seinen neuen Besitz durch den Erwerb von Äckern und Wiesen, nicht nur auf Oßweiler Markung, zu vergrößern.

Nach langem Witwerstand fand er auch wieder eine Braut in Elise v. Hayn-Geroldseck, Tochter des »Fridrich Heinrich Elias Christian Freiherr v. Hayn,

Königlicher Kammerherr, Major und Kreisforstrath und Gutsherr in Geroldseck, (und) der Henriette Elisabeth Sibille Charlotte geb. v. König«. Geroldseck hatte im Mittelalter den auf der Burg Albeck gesessenen Grafen von Sulz als Wirtschaftshof gedient. 1688 war das längst württembergisch gewordene Schloß, eine halbe Stunde südwestlich von der Oberamtsstadt Sulz gelegen, zerstört worden. 1710 verlehnte Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg das Hofgut – damals Burgösch genannt – mit der Ruine Albeck an den Grafen Friedrich Wilhelm von Grävenitz, den späteren Oberhofmarschall und Premierminister, Bruder der Landhofmeisterin von Würben. »Die vormalige Staatsdomäne Burgösch mit Albeck« erwarb 1836 Freiherr von Hayn, der Brautvater, und ließ sie »zum adelichen Gute« unter der Benennung »Geroldseck« erheben, die »heruntergekommenen Hofgebäude abbre-



*Wappen der Freiherrn
von Hayn-Geoldseck.
Otto von Alberti, Württ.
Adels- und Wappenbuch, 1916.*



Sulz  am Neckar.

Sulz am Neckar, um 1835, mit der Ruine Albeck auf der mittleren Bergkuppe im Hintergrund. Nach der Natur gezeichnet von F. Schnorr.

chen« und neue, zeitgemäße erbauen sowie den Gesamtbesitz auf fast 503 Morgen vergrößern.

Einer nobilitierten Beamtenfamilie entstammte die Brautmutter. Ihr Bruder Wilhelm Friedrich von König, in zweite Ehe verheiratet mit Sophie Ernestine Freiin von Varnbüler zu Hemmingen, hatte 1828 von seinem zweiten Schwiegervater das



*Schloß Warthausen bei Biberach an der Riß, erbaut 1543–1571.
Wirtschaftsgebäude aus dem 18. Jb.*

von den Wöllwarth herrührende Schloßgut Fachsenfeld bei Aalen übernommen und zusammen mit seinem Bruder Carl Friedrich August 1829 das Gut Warthausen (Lkr. Biberach) vom württembergischen Staat gekauft. Ihrem Vetter Friedrich Wilhelm Ludwig von König überkam 1827 vom Onkel der vier das bereits

erwähnte Schloßgut Mauren. Sophie von König, Schwester der Brautmutter, war mit Christian Philipp von Hayn, dem Bruder des Brautvaters und Rittergutsbesitzer zu Dambach (Stödtlen/Ostalbkreis) verheiratet; ihr Sohn Wilhelm Friedrich Ernst ließ 1873/83 das Schloßchen Uhenfels (Urach-Seeburg) erbauen.

Elise (Charlotte Friederike Elisabeth Auguste Henriette Luise) v. Hayn war in Neuenstadt am Kocher am 2. Juli 1823 geboren, wo ihr Vater mit seiner Familie als Oberförster wohnte und wo auch ihre Geschwister, Wilhelm am 25. Juni 1819 und Caroline am 22. Juni 1821, zur Welt gekommen waren. Die Taufe Elises fand »zu Haus, Krankheit-Anfalls wegen, nach ärztlichem Zeugnis« am 8. August statt; 17 »Tauf-Zeugen« verzeichnet das Kirchenbuch: die Großmutter, »Frau Director König in Stuttgart« (Friederike geb. Heigelin); den Großonkel Wilhelm von König, Bankier in Amsterdam, seit 1813 Schloßgutsbesitzer zu Mauren; den Onkel, Oberjustizassessor Wilhelm Friedrich von König »nebst Frau« in Ulm; einen »Herr von König in Tharandt« bei Dresden. (Dort hatte 1811 Heinrich Cotta eine Forstlehranstalt gegründet, die 1816 zur Staatlichen Forstakademie erhoben



Herrenberg.

*Oberamtsstadt Herrenberg mit Stiftskirche um 1830. Blick ins Ammertal.
Aufgenommen von A. Gasser. Lithographie von J. Woelffle.*

wurde; da des erwähnten Friedrich Wilhelm Ludwigs von König Mutter eine geborene von Cotta war, könnte er an dieser Fachhochschule studiert haben.) Danach folgen: die Tante, »Fräulein Elise von König«; die Großmutter, »Frau Oberforstmeister von Hayn«; der Onkel, »Herr Major von Hayn«, alle von

Stuttgart; Herr Hauptmann von Hayn »nebst Frau« in Ludwigsburg; die Tante Auguste von Hayn und »Fräulein Emilie von Wucherer« aus Stuttgart und weitere. Am Schluß ist im Neustadter Taufregister vermerkt: »Dise alle [waren] abwesend, statt ihrer stand[en] der Vater und [eine] König von Gaildorf.«

34 Jahre waren seitdem vergangen. Die Vorbereitungen zur Hochzeit der »Elise« Freiin von Hayn-Geroldseck mit Wilhelm von Wirsing benötigte besondere Vorbereitungen, da die Trauung in Herrenberg (Lkr. Böblingen) von Dekan Dr. Ludwig Eduard Friedrich Ziegler (geb. 1806) vorgenommen werden sollte. Zuerst bedurfte es einer »Dispensation für die auswärtige Trauung vom Königlichen Oberamtsgericht Ludwigsburg«, die am 25. April 1857 erteilt wurde. Bereits unterm 11. April war die »Proclamation« (das Aufgebot) in Sulz und Oßweil erfolgt. In Herrenberg fand in der Stiftskirche am 12. Mai 1857 die Hochzeit statt.

Die Baronin gebar im Oßweiler Schloß am 18. Juni 1858 einen Sohn, der am 11. Juli auf den Namen Carl Friedrich Wilhelm getauft wurde. Die Patenschaft übernahmen: Freiherr Friedrich von Hayn, Königlicher Kammerherr in Stuttgart und Gutsbesitzer auf Geroldseck (Bruder Elises); Freiherr Carl von Wirsing, Königlich Sächsischer Regierungsrat in Zwickau, »an dessen Stelle Freiherr Max von Wirsing« von Canstatt; Elise von König zu Stuttgart; Auguste von Wirsing, »an deren Stelle Gräfin Luise von Grönsfeld«; Antonie von Harling zu Ludwigsburg, Schwester der verstorbenen ersten Frau Wilhelms von Wirsing, wohnhaft in der Hinteren Schloßstraße (Mömpelgardstraße) 10. Aber nach neun Wochen starb der Säugling, von »Brechrühr« heimgesucht, am 22. August 1858 und wurde am 25. auf dem Oßweiler Friedhof bestattet.



Winnenden um 1810–1820. Die Stadt von der Höhe mit der Stadt- bzw. Bernhardskirche und Schloß Winnental. Aquarell von M. Partschfeldt (?).

Sein Vater, Freiherr Wilhelm von Wirsing, folgte ihm, an Magenkrebs erkrankt, im Tode am 9. Dezember 1858; auch er fand auf dem Oßweiler Gottesacker seine letzte Ruhe am 12. Dezember 1858. Seiner Gemahlin hinterließ er den 14jährigen Stiefsohn Ado und die elfjährige Stieftochter Maria, seinen Kindern das Schloßgut Oßweil. Die vom Schicksal schwer getroffene Baronin verließ es, wohl als Ado die Volljährigkeit erlangt hatte, und übersiedelte nach Cannstatt, einen 1815–1880 bekannten Badeort, wo sie 1866 in der Waiblinger Straße 111 und 1876 in der Oberen Karlstraße wohnte. Wie oben erwähnt, wohnte dort der Bruder ihres Gemahls, Max von Wirsing, mit seiner Familie zunächst in der »Neckarstraße 1« (1855), dann in der Hofener Straße 257 (1866, 1876). Bei „Pfarrer Zellers Witwe“ nahm am 15. August 1877 Elise von Wirsing zuletzt Wohnung in Winnenden; hier starb sie, betreut von ihrer Gesellschaftsdame Wilhelmine Sprinkhardt, am 18. März 1888.

Die letzten Freiherren von Wirsing und von Harling in Ludwigsburg

Schon längst hatten »die Kinder des verstorbenen Freiherrn v. Wirsing, namens Ado Freiherr v. Wirsing, Maria Freiin v. Wirsing« – für letztere ihr Generalbevollmächtigter, Rechtsanwalt Walcher in Stuttgart, ihr verpachtetes Schloßgut Oßweil am 3. Januar 1870 an die Gemeinde verkauft, und zwar: »ein steinernes, zwei und dreistokiges, massiv erbautes Schloßwohngebäude mit gewölbten Kellern und Fruchtböden, rings vom Garten umgeben« im Schätzwert von 7000 Gulden; »eine große 2barnigte (heu- oder fruchtstockige) Scheuer mit steinernem Stock, Pferde- und Rindviehstallungen beim Schloß (5000 Gulden) und ein an die Scheuer angebauter Wagenschopf auf Freiposten« (25 Gulden); der Hofraum dabei; der Platz eines abgebrochenen Geschirrhauses; ein Gartenhaus; der Hofraum beim Schloß, die Einfahrt vom äußeren in den inneren Hofraum; der Gemüsegarten beim Schloß, neben der Scheuer und der Einfahrt; 3 Baum- und Grasgärten; ein willkürlich angebauter Obstbaumacker; ein Gemüsegarten; ein Blumenbeet; eine fast 1/4 Viertelmorgen große Parkanlage, dazu »Laubholzgebüsch«; ein »See, nun mit Holz angepflanzt«; Weg- und Gartenmauerfläche, alles zusammen: »4 1/8 Morgen 38,7 Quadratruten beim Schloß, rings mit einer Mauer umgeben«; 4 1/8 Morgen 275,5 Quadratruten Äcker in den 3 Zelgen: »Geisenek, Alldingen, Poppenweiler«; 1/2 Morgen 29 Quadratruten »Wiese in Riedlen«; auf Markung Aldingen in Zelg »Frohnaker« und »Hummel« 9 1/2 Morgen 117,4 Quadratruten Äcker. Der Kaufpreis betrug 35 625 Gulden. Vertragsgemäß mußte ein Drittel davon bei der Übernahme des Guts am 15. Februar 1870 von der Gemeinde bar bezahlt werden, der Rest in sechs Raten zu 5 Prozent Zins, beginnend vom 3. Januar 1870 an, jeweils fällig an Martini von 1870 bis 1875, desgleichen die aus dem Kauf erwachsenden Kosten, vom 1. Juli an Steuern und Abgaben und »Brandschaden vom 1. Januar 1870 an«. Die Kosten des Verkaufs wurden von den Verkäufern bezahlt. Den Vertrag bestätigten der Baron und die Baronesse, der Oßweiler Gemeinderat (Schultheiß und Ratsschreiber Knödler, Felger, Gaiser, Stahl, Langjahr, Rommel, Lindenberger) und der Bürgerschaft (Obmann Weeber, Jaiser, Leutenecker, Jung, Theurer, Nefzer). Für das Oßweiler Schloß war damit der letzte Hauch feudaler Herrlichkeit verweht.

In dem im gleichen Jahr 1870 ausgebrochenen Deutsch-Französischen Krieg



*Schlacht bei Wörth (Unterelsaß) am 6. August 1870
im Deutsch-Französischen Krieg. Sturm der Württemberger auf die Höhen
am Sauerbach. Gemälde von Bleibtreu.*



*Oberst Freiherr v. Harling verfolgte mit seinen Ulanen
vom 1. Reiterregiment den bei Wörth geschlagenen Feind, eroberte eine
festgefahrene Geschützbatterie und streifte vor Paris.*

kommandierte Franz Alexander Friedrich Freiherr von Harling, der Bruder der ersten Gemahlin Wilhelms von Wirsing, als Oberst das 1. Reiterregiment »König Karl«. Mit dem Komturkreuz des württembergischen Friedrichsordens mit Schwertern und dem preußischen Eisernen Kreuz II. Klasse ausgezeichnet, kehrte er mit seinen Ulanen aus dem Feldzug wieder in die Garnisonsstadt Ludwigsburg zurück. Hier wohnte er schon 1869 in der Asperger Straße 141 bei dem Friseur Dank zur Miete. 1872 nahm der am 7. Mai 1814 in Münchingen geborene Oberst 7. seinen Abschied, pensioniert im Rang eines Generalmajors; er starb schon am Mai 1873. 1866 hatte er »Fräulein Ida Elwire Helene von Milkau« testamentarisch zur »Universal-Erbin« bestellt.

Ohne letztwillige Verfügung verschied am 1. März 1878 seine Schwester, »das Freifräulein Antoinette von Harling«, im Beisein von »Frau Kanzleirath Elisa Bilfinger«, in ihrer Wohnung zu Ludwigsburg. Antoinettes Hinterlassenschaft teilten sich folgende Erben: 1. die Kinder ihrer Schwester Mathilde Marianne Henriette († 17. August 1849), Gattin des Hauptmanns im Königlichen Württembergischen 4. Infanterieregiment Bernhard Max von Schmidt († 7. Januar 1853); Marie, verheiratet mit Major von Alberti im Königlichen Grenadierregiment »Königin Olga« in Stuttgart, und Wilhelm; 2. Carl Graf v. Sponeck, Premierleutnant im Badischen Dragonerregiment „Markgraf Maximilian« Nr. 21 in Bruchsal, der einzige Sohn ihrer verstorbenen Schwester Sophie Therese, Gemahlin des Grafen von Sponeck, Kammerherr in Karlsruhe; 3. schließlich ihre Nichte Marie geb. Freiin von Wirsing, Gattin des Freiherrn Ferdinand von Wintzingerode, Königlich Preußischer Regierungsrath in Stolberg und Werth, und deren Bruder, »Freiherr Ado von Wirsing zu Teplitz in Böhmen«. Dieser hatte am 27. September 1873 in Dresden Bianka Erdmuthé Julie Leopoldine von Schlieben, geb. 27. Juni



*Wappen der Familie Wintzingerode.
Otto von Alberti, Württ.
Adels- und Wappenbuch, 1916.*



*Wappen der Familie von Schlieben
mit Helmdecken in Blau
und Gold.*

1848 in Dubrau, zur Frau genommen; ihre Tochter Helene Bianka Erdmuthe wurde am 6. Dezember 1876 in Teplitz geboren.

Von der Erblasserin gelangten Fahrnis im Wert von 1795,72 Mark in Gold und Wertpapieren zur Verteilung. Davon erhielt Ado von Wirsing 8400 Gulden Württembergischer Staatsobligationen (da erst 1875 die Goldmark-Währung im Deutschen Kaiserreich eingeführt worden war, lauteten die Wertpapiere noch auf die bis dahin gültige Gulden-Währung), 1400 Gulden Obligationen der K. K. Österreichischen Staatseisenbahngesellschaft und Herzoglich Nassauische Obligationen sowie 1900 Mark in Obligationen der Württ. Hypothekenbank, des Württ. Kreditvereins und des »Capitalistenvereines«, alle drei in Stuttgart, sowie »Anteilscheine des Frankfurter Hypothekenrenditvereins«. Marie von Alberti erhielt eine nachträglich vorgefundene goldene Uhrkette, zu 7,50 Mark taxiert. Vom Verkauf nicht verlangter Fahrnisstücke wurden 73 Mark Erlöst. »Sodann wurde an Bekannte der Erblasserin, Dienstboten und Hausarme von den Erben 245,38 Mark verschenkt.« Das entsprach üblicher Tradition.

Freiherr Ado von Wirsing starb am 15. August 1913 in München, seine Gemahlin folgte ihm am 13. Januar 1926.



SCHÖNST-GELEGENE GARTENSTADT BEI MÜNCHEN

München-Solln. Partie bei der Kirche.

Dankenswerte Hilfe erfuhr der Verfasser in: Altshausen, Archiv des Hauses Württemberg (Eberhard Fritz); Dresden, Sächsisches Hauptstaatsarchiv (Dr. Groß); Herrenberg, Ev. Kirchenregisteramt (J. Seitz); Korntal-Münchingen, Stadtarchiv (Lothar Sigloch); Ludwigsburg, Ev. Kirchenregisteramt (Krambeer), Stadtarchiv (Wolfgang Läßle), Standesamt (Schwarz); Ludwigsburg-Oßweil, Ev. Pfarramt (Manfred Rohloff); Münchingen, Ev. Pfarramt (Haag-Seyfang); Ostfildern, Stadtarchiv (Jochen Bender); Ravensburg, Stadtarchiv (Beate Falk); Regensburg, Kirchenbucharchiv; Stuttgart, Hauptstaatsarchiv (Merk, Dr. Theil), Ev. Kirchenregisteramt (Schwarz), Landeskirchliches Archiv (Dr. Hermann Ehmer), Stadtarchiv (Dr. Rolf); Sulz, Stadtarchiv (Paul R. Müller); Vaihingen a. d. E., Stadtarchiv (Behr); Winnenden, Stadtarchiv (Dr. Schurig), Standesamt.

Marbacher Frauenschicksale um 1900*

von Hermann Schick

Während des ganzen 19. Jahrhunderts galt es als höchstes Ziel für eine Frau, einen Mann zu kriegen, Kinder zu gebären und aufzuziehen und in der Führung eines ordentlichen Haushaltes ihre Befriedigung zu finden. Dabei war zur Erreichung dieses Zieles jede Aktivität von seiten der Frau verpönt, scheu und zurückhaltend hatte sie zu warten, bis einer kam und um sie warb. Geschah dies nicht, wurde sie nicht erwählt, so blieb ihr nur das Schicksal der sogenannten alten Jungfer, die gesellschaftlich immer Außenseiterin war. Schlimm an diesem Zustand war vor allem, daß es für Frauen nahezu keine Möglichkeit gab, sich in einem Beruf auszuzeichnen und ohne Rückhalt einer Familie ihren Unterhalt zu verdienen. Nur als Dienstmagd konnte sie ihr Leben fristen. Kein Wunder also, daß etwa in der Marbacher Lokalzeitung immer wieder Sammlungen für »bedürftige Honorariontöchter« angekündigt wurden. Das waren Frauen, die von ihren Familien nicht unterstützt werden konnten, die aber wegen ihrer bürgerlichen Vorurteile auch nicht als Hausgehilfinnen in Stellung gehen wollten. Erst mit der Industrialisierung wurde dies anders, aber der Arbeit in der Fabrik mochten solche Frauen auch nichts abgewinnen, und hier am Ort hatten sie auch kaum Gelegenheit dazu.

Aus diesem Grunde ist es besonders bemerkenswert, daß um die letzte Jahrhundertwende herum gleich vier Frauen in Marbach aktiv waren, die ohne die Sicherheit einer bürgerlichen Ehe ihren Weg gingen. Mit ganz unterschiedlichen Voraussetzungen waren sie bemüht, sich auf dem einmal gewählten Gebiet zu bewähren und ihre Arbeit zur allgemeinen Zufriedenheit zu tun. Der Arbeit dieser Frauen soll hier nachgegangen werden.

Nur eine von ihnen stammte aus Marbach, und auch nur sie hat ihr ganzes Arbeitsleben hier verbracht. Die drei anderen kamen von auswärts, und sie blieben auch unterschiedlich lange Zeit hier, zwischen drei und siebzehn Jahre. Gemeinsam ist ihnen also ihre Selbständigkeit, ihre Ehelosigkeit und der Umstand, daß sie eben Frauen waren. Von den dreien, die Marbach wieder verlassen haben, ließen sich nur unbedeutende Spuren ihrer späteren Tätigkeit finden. In einem Falle konnte nicht einmal ein genaues Todesdatum ermittelt werden. Die Namen der vier Frauen sind Emma Arnold, Johanna Mellinger, Friederike Pfuderer und Emma Tafel.

Emma Arnold – die erste Frau im Marbacher Gemeinderat

Bei der Gründung des Deutschen Reiches 1871 war für den Reichstag das allgemeine Wahlrecht, das bisher nur für den Norddeutschen Bund gegolten hatte, auf alle männlichen Deutschen ausgedehnt worden. Den Frauen blieb die Teilnahme an Wahlen bis zum Sturz der Monarchie verwehrt. Bis zum Reichsvereins-

* Leicht überarbeitete Fassung eines Vortrags von dem Marbacher Schillerverein am 21. März 1995.

gesetz von 1908 durften Frauen in den meisten deutschen Bundesstaaten nicht einmal Mitglieder von politischen Parteien sein oder auch nur an politischen Versammlungen teilnehmen. In Württemberg war man in dieser Hinsicht zwar großzügiger, aber auch hier war die Zahl der Frauen in den Parteien verschwindend gering; selbst in der fortschrittlichen SPD betrug ihr Anteil 1909 nicht mehr als zwei Prozent.

Die politische Gleichstellung der Frauen brachte 1919 auch solche Politiker in Verlegenheit, die sich bisher recht energisch für das Frauenwahlrecht eingesetzt hatten. Denn dies bedeutete nicht nur das Recht zur Wahl, es bedeutete in gleicher Weise auch das Recht zur Kandidatur, und wo eine Frau kandidieren wollte, erforderte dies zuallererst den Verzicht eines Mannes. Manchem Patriarchen fiel dieser Gedanke schwer, so mancher hatte sich wohl gedacht, man werde zu Hause den Frauen sagen, wo sie ihr Kreuz hinmachen sollten, und damit sei die Sache erledigt. Daneben gab es für die politisch interessierten Frauen noch ein weiteres Hindernis, nämlich die mangelnde Bereitschaft vieler Geschlechtsgenossinnen, weibliche Kandidaten zu wählen. Zu fest steckte die überkommene Vorstellung noch in den Köpfen, daß die Politik Sache der Männer und der Haushalt Sache der Frauen sei.

Es wäre ein Wunder, wenn Marbach in dieser Hinsicht eine Ausnahme gemacht hätte. Für die Gemeinderatswahl am 18. Mai 1919, die erste nach dem Ende der Monarchie, stellten vier Gruppen insgesamt 43 Kandidaten auf, 42 Männer und eine Frau. Ihr Name stand auf dem Wahlvorschlag der national-konservativen Württembergischen Bürgerpartei. Letztere appellierte deshalb auch im Wahlkampf an die Wählerinnen, nun, da sie das Wahlrecht hätten, sollten sie auch Gebrauch davon machen und die Kandidatin Emma Arnold wählen. Die Propaganda hatte

M a r b a c h.

Geschäftsübernahme und -Empfehlung.

Der geehrten Einwohnerschaft von Marbach und Umgebung zeige-ich
 hiemit ergebenst an, daß ich das von mir seither betriebene

Putzgeschäft

an Fräulein **Emma Arnold** käuflich übergeben habe. Für das mir seither
 in so reichem Maße geschenkte Vertrauen danke ich bestens und bitte, das-
 selbe auch auf meine Geschäftsnachfolgerin übertragen zu wollen.

Achtungsvoll
Pauline Laubengaiet.

Auf Obiges Bezug nehmend, erlaube ich mir, mein Lager in

Putz-, Kurz-, Woll- und Weißwaren

zu empfehlen. Es wird mein Bestreben sein, die werthe Kundschaft gut und
 billig zu bedienen.

Achtungsvoll
Emma Arnold.

Postillon vom 15.7.1907: Anzeige von Emma Arnold.

Erfolg, und am 18. Mai 1919 wurde die Putzmacherin Emma Arnold für drei Jahre in den Gemeinderat gewählt. Wer war diese Frau?

Geboren wurde sie am 20. Februar 1876 in dem Weiler Siegelbacher Hof, einem Teilort von Möckmühl, zweieinhalb Kilometer westlich der Muttergemeinde mit damals 55 Einwohnern. Sie war das jüngste Kind des Bauern Gottlieb Arnold und seiner Ehefrau Christiane geb. Kaiser. Von ihren zehn Geschwistern waren sechs im ersten Lebensjahr gestorben. Sonst ist über ihr Leben bis zu ihrem Zuzug nach



Gebäude Marktstraße 25.

Marbach nichts bekannt, obwohl wir davon ausgehen können, daß sie in Möckmühl die siebenjährige Volksschule besuchte. Irgendwo muß sie auch so viele Kenntnisse in Putzmacherei erworben haben, daß sie dann in Marbach einen Laden übernehmen konnte.

Wie es dazu kam, läßt sich nicht mit letzter Klarheit ermitteln. Der Zuzug von Emma Arnold nach Marbach wurde am 1. Juli 1907 auf dem Rathaus registriert. In das Verzeichnis der Gewerbetreibenden wurde sie am 6. Juli aufgenommen, und

am 15. Juli empfahl sie in einer Anzeige im POSTILLON ihr Lager in Putz-, Kurz-, Woll- und Weißwaren. Das Geschäft hatte sie von Pauline Laubengaier übernommen, wie gleichfalls in der Zeitung zu lesen war. In den folgenden Monaten sah sie sich in Marbach nach einem passenden Haus um und fand es in dem des Bortenmachers Albert Schäfer neben dem Rathaus (heute Marktstraße 25). Schäfer, der u. a. fünf Jahre lang Feuerwehrkommandant gewesen war und später vier Jahre lang dem Kriegerverein vorgestanden hatte, kränkelte seit Jahren und verkaufte sein Haus am 24. Oktober 1907 an Emma Arnold. Darauf meldete sie am 1. November ihren Betrieb erneut an. Sie konnte in Marbach durchaus auf Kundenschaft hoffen, denn noch lockten auswärtige Kaufhäuser nicht in dem Maß wie heute, und der Bedarf wurde weitgehend am Ort gedeckt.

Über den geschäftlichen Erfolg der Emma Arnold wissen wir nichts. Aber wir können davon ausgehen, daß sie sich in dem folgenden Jahrzehnt Ansehen und Achtung erworben hat, sonst wären nicht einige konservative Kommunalpolitiker auf die Idee gekommen, gerade sie auf die Kandidatenliste für die erste Gemein-

Württ. Bürgerpartei, Ortsgruppe Marbach.

Zur Gemeinderatswahl.

Wir haben uns frühzeitig auf tunlichste Ausschaltung politischer Gegensätze hingearbeitet. Die Leitung der D. d. P. hat für dieses ehrliche Streben wenig Verständnis gehabt. Wir bedauern, daß dadurch Männer, welche das allgemeine Vertrauen der Bürgerschaft genießen, gerade heute zu vielen Bürgern in Gegensatz treten. Nur auf vielseitiges Drängen haben wir uns zur Einreichung eines Wahlvorschlages entschlossen. Wir empfehlen durchweg Bewerber, welche frei sind von dem Verdacht, einen Sitz im Gemeinderat zu suchen. Wir allein schlagen eine Frau vor. Das Frauenwahlrecht ist für uns nicht ein politischer Anhängelschild. Wir sind der Ueberzeugung, daß gerade in der Gemeindepolitik und bei der immer noch bestehenden Zwangswirtschaft, deren Wirkungen in erster Linie unsere Hausfrauen spüren, die Interessen derselben am besten von einer Frau vertreten werden.

Wir fordern zur regen Benützung unseres Wahlvorschlages mit ausgiebiger Stimmenhäufung (Kumulierung) auf und geben denselben nochmals bekannt:

Arnold Emma, Fräulein,
Brüchner Wilhelm, Bäckermeister,
Geiger Karl, Defabrikant,
Kienzle Paul, Oberamtskierarzt,
Proll Heinrich, Schlossermeister,
Linf Gottlob, Landwirt.

*Postillon vom 18. 5. 1919: Wahlauf Ruf der Württ. Bürgerpartei
zur Gemeinderatswahl.*

deratswahl in der Republik zu setzen. Wie schon gesagt, war sie die einzige Frau, die kandidierte. Zwar gab es bei der Deutschen Demokratischen Partei, also bei den Liberalen, zwei Frauen im Ortsvorstand, aber auf einer Liste erschienen diese nicht. Wir können den Mut von Emma Arnold nicht genug bewundern, mit dem sie es wagte, in ein bisher Frauen völlig verschlossenes und nur von Männern beherrschtes Gebiet einzudringen. Die Kandidaten auf der Liste der Bürgerpartei waren neben ihr Oberamtstierarzt Kienzle, Schlosser Kroll, Landwirt Link, Bäcker Brückner und Ölfabrikant Geiger. Die Bürgerpartei ging ein Wahlbündnis ein mit dem Bauern- und Weingärtnerbund, und auf der gemeinsamen Liste stand Emma Arnold sogar an erster Stelle. Das deutet nicht nur auf hohes Ansehen, sie muß auch einen untadeligen Ruf gehabt haben. Für die Wählerschaft war ihre Kandidatur dennoch so ungewöhnlich, daß sie nur mit der niedrigsten Stimmenzahl von 356 zum Zuge kam. Immerhin, ihr Einsatz hatte sich gelohnt.

Über den Anteil der Gemeinderätin Arnold an den Beratungen des Gremiums ist wenig bekannt. Es gab damals keine Wortprotokolle, nur in Ausnahmefällen wurden einzelne Redebeiträge gekennzeichnet. Außerdem war die Berichterstattung über die Sitzungen in der Zeitung knapp und fehlte 1921 ganz. Von den 16 Ratsmitgliedern hatten sechs dem alten Gemeinderat angehört, was ihnen natürlich einen beträchtlichen Vorsprung an Kenntnissen und Erfahrung verschaffte. Dies alles läßt vermuten, daß Emma Arnold nicht zu den herausragenden Persönlichkeiten dieser Wahlperiode gehörte. Die Aufgaben waren auch besonders schwer: der Übergang von der Ausnahmesituation des Krieges in die Normalität des Friedens war zu bewerkstelligen; dazu kam die Entwicklung neuer, republikanischer Verhaltensweisen; und schließlich wurde beides erschwert durch die schlechte wirtschaftliche Lage und die immer rascher fortschreitende Geldentwertung. Bei der Einteilung der Ausschußarbeit wurden ihr Sitze in der sogenannten allgemeinen Versorgungskommission und in der Wohnungskommission zugewiesen. Besonders die letztere hatte eine außerordentlich undankbare Aufgabe, denn der Mangel an Wohnraum war groß, und die rechtlichen Möglichkeiten der Einflußnahme waren gering. Im September 1920 wurde Frau Arnold zusätzlich als Vertrauensperson des Gemeinderates für das Jugendamt benannt. Soziale Aufgaben wurden schon immer gern in weibliche Hände gelegt. Nur einmal hören wir von einer Reaktion auf ihre Tätigkeit, als es im Zeitungsbericht über den Abschluß eines Kurses in Säuglings- und Kinderpflege hieß: »Fräulein Gemeinderätin Arnold, die sich um das Zustandekommen der Kurse eifrig bemüht hat, wurde der Dank der Anwesenden ausgedrückt.« Es gab also durchaus Leute, die ihr Wirken zu würdigen wußten.

Persönliche Äußerungen von Emma Arnold haben sich nicht erhalten. Lediglich aus einem Zeichen können wir schließen, daß die gemeinderätliche Aufgabe sie mit Stolz und Selbstbewußtsein erfüllt hat. Seit sie in Marbach war, hatte sie nie an der bürgerlichen Gewohnheit teilgenommen, zum Jahreswechsel eine sogenannte Neujahrswunschenthebungskarte zu lösen und auf diesem Weg Glückwünsche auszusprechen. Doch in den Jahren ihrer Gemeinderatstätigkeit, von 1919 bis 1922, erscheint auch ihr Name auf der Liste, die der POSTILLON jährlich veröffentlichte.

Nach drei Jahren mußte die Hälfte der 1919 gewählten Räte ausscheiden, damit künftig jeweils der halbe Gemeinderat nach drei Jahren gewählt werden konnte. Zu den Ausscheidenden gehörte auch Emma Arnold, die sich erneut zur Wahl stellte.

Und wieder war sie die einzige Frau unter allen Bewerbern. Am Tag vor der Wahl erschien noch eine Anzeige, unterzeichnet mit »mehrere Frauen«. Darin hieß es: »Wählt die seitherige, vortrefflich bewährte Gemeinderätin Fräulein Emma Arnold. Wir sind es unseren Interessen schuldig, daß eine Frau der Stadtverwaltung angehört. Macht ausnahmslos von Eurem Wahlrecht Gebrauch«. Die Liste war den Unterzeichnerinnen wohl gleichgültig, auf die Frau kam es an. Doch die Wählerinnen verweigerten die Solidarität, Emma Arnold reichte es nicht, und erst 46 Jahre später nahm wieder eine Frau am Ratstisch in Marbach Platz.

Frauen Marbachs!

Wählt die seitherige vortrefflich bewährte Gemeinderätin

Fräulein Emma Arnold.

Wir sind es unseren Interessen schuldig, daß eine Frau der Stadtverwaltung angehört.

Macht ausnahmslos von Eurem Wahlrecht Gebrauch.

Mehrere Frauen.

Postillon vom 9. 12. 1922: Wahlwerbung für Emma Arnold.

Ob Emma Arnold eine gute Geschäftsfrau war, wissen wir nicht. In den Jahren des Ersten Weltkriegs war für sie sicher nicht viel zu verdienen. Aus uns unbekanntem Gründen trat sie im Herbst 1919 in Verhandlungen wegen des Verkaufs ihres Hauses und gab ihr Geschäft auf 1. Februar 1920 ab an Sofie Ehrlein, die um 26000 Mark auch das Gebäude erwarb. Dieser Schritt erwies sich schnell als verhängnisvoll, denn die Kaufsumme, von deren Zinsen sie unter Vorkriegsbedingungen ganz gut hätte leben können, schmolz in der Inflation der nächsten beiden Jahre dahin wie Schnee an der Sonne. Wir sollten uns jedoch davor hüten, ihr deshalb mangelnde Weitsicht vorzuwerfen. Niemand hatte bis dahin einen derartigen Währungszerfall erlebt, deshalb hatte auch niemand Vorsorge getroffen.

Der Verlust hat Emma Arnold schwer getroffen. Weil sie sehen mußte, wie sie zurecht kam, richtete sie an den neuen Gemeinderat ein Gesuch auf Teilnahme am Nutzungsbürgerrecht. Dies hätte ihr Anteil gegeben an den jährlichen Brennholzuweisungen aus dem Stadtwald, die mit dem Bürgerrecht verbunden waren. Der Antrag wurde am 5. Januar 1923 abgewiesen mit der Begründung, nach Artikel 22 des Gemeindeangehörigkeitgesetzes von 1885 seien nur Männer zu den persönlichen Gemeinudenutzungen zugelassen. Zwar hatte Artikel 109 der Weimarer Verfassung bestimmt: »Männer und Frauen haben grundsätzlich die gleichen Rechte und Pflichten. Öffentlich-rechtliche Vorrechte oder Nachteile der Geburt sind aufzuheben« – aber in der Wirklichkeit des Alltags war man noch lange nicht soweit. Bedrückend an dem Beschluß ist der Umstand, daß die Räte in voller

Kenntnis der wirtschaftlichen Schwierigkeiten ihrer ehemaligen Kollegin der Antragstellerin dennoch nicht helfen wollten.

Zwei Jahre blieb Emma Arnold noch in Marbach; dann zog sie nach Stuttgart, just in dem Augenblick, als sie nach dem Ausscheiden eines Mitgliedes in den Gemeinderat nachrücken sollte. Ob sie in Stuttgart Zuflucht suchte bei ihrer ältesten Schwester, die dort verheiratet war, konnte nicht festgestellt werden. Ihr weiteres Schicksal kann man anhand von Melderegistern nur erahnen. Am 17. September 1948 wurde sie in Isny im Allgäu polizeilich gemeldet. Aus der Adresse läßt sich erschließen, daß sie in der dort vom Stuttgarter Bürgerhospital unterhaltenen geriatrischen Klinik untergebracht war. Ab 1. April 1951 war sie dann in Wüstenrot gemeldet, und am 23. April 1956 starb sie in Schwäbisch Hall. Der Eintrag im dortigen Sterbebuch enthält den einzigen Hinweis auf eine Erwerbstätigkeit nach dem Weggang von Marbach mit der Berufsbezeichnung kaufmännische Angestellte.

Für die Stadtgeschichte ist Emma Arnold doppelt bedeutsam. Sie war die erste Frau im Marbacher Gemeinderat und war dies erstaunlicherweise als Vertreterin der bei jener Wahl konservativsten Liste. Daß sie als Frau nicht viel Solidarität erfahren hat, sehen wir an ihrem Scheitern bei der folgenden Wahl und an der Verweigerung der Teilnahme an der Hardtwaldnutzung. Emma Arnold ist daneben ein konkretes Opfer der großen Inflation von 1923, die das mittlere Bürgertum in Deutschland ruinierte und auch sie an den Bettelstab brachte. In Marbach sollten wir sie nicht vergessen.

Johanna Mellinger – die erste Archivarin im Schillermuseum

Am 15. Oktober 1909 wurde auf dem Rathaus in Marbach der Zuzug der ledigen Bibliothekarin Johanna Mellinger registriert. Sie war am 31. Oktober 1883 in Mannheim geboren und gab als bisherigen Wohnsitz München an. Ihre Eltern waren Julius und Klara Mellinger, die inzwischen nach Stuttgart übergesiedelt waren. Der Vater war Kaufmann und Teilhaber an einer nicht näher bekannten Firma. Über ihre Schulbildung schrieb Johanna Mellinger, sie habe in Stuttgart die neunklassige höhere Töchterschule durchlaufen und fügte in Klammer hinzu: Königin-Olga-Stift. Im Jahre 1900 sei sie in das Königin-Charlotte-Gymnasium eingetreten und habe im März 1906 am Königlichen Karls gymnasium die Reifeprüfung bestanden. Offenbar konnte diese Prüfung an der Mädchenschule nicht abgelegt werden.

Obwohl Frauen seit 1904 auch an der Landesuniversität in Tübingen zum Studium zugelassen waren, so studierte Johanna Mellinger dennoch in München. Der Grund dafür dürfte darin gelegen haben, daß in Tübingen damals noch jeder einzelne Dozent seine Zustimmung geben mußte, wenn eine Frau seine Vorlesungen besuchen wollte. (Frauen auf dem Katheder waren noch völlig unbekannt.) Sie belegte die Fächer Germanistik, Geschichte und Philosophie und hörte bei den angesehensten Vertretern ihrer Fächer wie den Germanisten Franz Muncker und Hermann Paul. Nach sechs Semestern verließ Johanna Mellinger München und trat die Stelle einer Bibliothekarin am Schillermuseum an, die vor ihr die Theologen Adolf Dörrfuß und dann Karl Seilacher innegehabt hatten.

Ein Jahr später, am 15. Oktober 1910, reichte sie in München ihre Doktorarbeit ein, wobei wir natürlich nicht wissen, wie weit diese schon während ihres Studiums

gediehen war und wieviel sie daran in ihrem ersten Marbacher Jahr noch zu arbeiten hatte. Schon am 17. November, nach einer für heutige Verhältnisse ganz unglaublich kurzen Frist, bestand sie die mündliche Prüfung, doch durfte sie den Titel erst führen, als sie die vorgeschriebenen Pflichtexemplare gedruckt abgeliefert hatte, weshalb das Lokalblatt am 26. November 1910 berichtete, Fräulein Mellinger sei in München zum Dr. phil. promoviert worden. Das Thema ihrer Dissertation lautete: »Wielands Auffassung vom Urchristentum mit hauptsächlicher Berücksichtigung seines Romans Agathodämon«; gedruckt wurde sie bei der Marbacher

*** Marbach, 26. Nov. Wie uns mitgeteilt wird, wurde Frä. Mellinger, Archivarin am Schillermuseum, von der philosophischen Fakultät der Universität München die Doktorwürde verliehen.**

Postillon vom 26. 11. 1910.

Druckerei Remppis, worin wir einen Hinweis dafür sehen können, wie sehr die Verfasserin nach einem Jahr in Marbach schon Wurzeln geschlagen hatte. Das Ziel ihrer Arbeit beschrieb sie folgendermaßen: *»Diese . . . will dazu beitragen, die falschen und oberflächlichen Urteile über Wieland, die heute noch bei der Mehrheit kursieren, wenigstens nach einer Seite hin richtig zu stellen.«*

In dem handschriftlichen Lebenslauf, den Johanna Mellinger zu ihrer Doktorprüfung einreichte, schrieb sie über ihre Zukunftsabsichten, sie gedenke noch einige Zeit in Marbach zu bleiben, um sich dann auf das Staatsexamen in der philosophischen Fakultät vorzubereiten. Sie hatte also ursprünglich den Schuldienst als Berufsziel vor Augen. Daraus ist dann nichts geworden.

Die Marbacher Stelle ist im Jahre 1904 geschaffen worden, um dem ebenfalls neu eingestellten Museumsleiter Otto Güntter für die Ausstellung zum Schillerjahr 1905 eine Hilfskraft zur Seite zu stellen. Leider haben sich über Johanna Mellingers Aufgaben und Pflichten keine Aufzeichnungen erhalten. Wir haben aber den Dienstvertrag ihres Vorgängers und können annehmen, daß auch für die Nachfolgerin ähnliche Bestimmungen galten. Die Arbeit dauerte von neun bis zwölf und von 15 bis 18 Uhr sechsmal in der Woche. Dafür erhielt er sein Gehalt von 2000 Mark im ersten Jahr, was ein wenig unter dem eines Reallehrers lag. Immerhin gab es einen dreiwöchigen Jahresurlaub, aber wenn der Archivar Marbach über Nacht verlassen wollte, mußte er dies dem Stadtschultheißen als dem 2. Vorsitzenden des Schwäbischen Schillervereins melden. *»Ungedruckte Manuskripte, Briefe etc.«* durfte er *»niemand vorzeigen, ohne dazu in jedem einzelnen Fall vorher die besondere Erlaubnis des Museumsvorstands eingeholt zu haben.«*

In Marbach wohnte Johanna Mellinger in der Strohgasse bei dem alten Gemeinderat Spoun, der lange Jahre Stadtpfleger gewesen war. Als junge Dame aus bürgerlichem Haus wußte sie, was sich gehörte und hatte auch ihre Doktorarbeit ihren Eltern gewidmet. Schon wenige Wochen nach ihrer Ankunft löste sie auf dem Rathaus eine Neujahrswunschenthüllungskarte, womit sie nicht nur den Marbacher Honoratioren eine Höflichkeit erwies, sondern auch deutlich signalisierte, daß sie sich zugehörig fühlte. Sie hat auch schnell Anschluß gefunden, und wenn wir

berücksichtigten, daß nur die besonders auffallenden Aktivitäten den Weg in die Zeitung fanden, dann muß sie sehr rasch im Marbacher Leben integriert gewesen sein. Ein Beispiel: im Jahre 1911 wurde die Silberhochzeit des Königspaares im ganzen Land gefeiert; für die Marbacher Festveranstaltung hatte Oberpräzeptor Kleinknecht eine Szene verfaßt, in der Johanna Mellinger als Muse auftrat. Sie erlöste an jenem Abend auch sieben Mark durch den Verkauf von Blumen und Postkarten und hatte schon bei der vorangegangenen Haussammlung 29,90 Mark zusammengebracht, die wohltätigen Einrichtungen zufließen sollten. In den beiden folgenden Jahren beteiligte sie sich bei den Schillerfeiern; 1912 rezitierte sie einen Monolog aus »Wallensteins Tod«, im Jahr darauf spielte sie in einer Szene aus »Wilhelm Tell« die Bertha von Bruneck.

Nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs verlagerte sich ihre Aktivität auf den karitativen Bereich. Die zunehmende Not der Kriegsjahre ließ die Bibliothekarin ihre Stelle schließlich ganz aufgeben. Am 1. März 1918 berichtete der POSTILLON, Fräulein Dr. Mellinger trete, ihrer inneren Neigung folgend, in den sozialen Frauendienst über. Was genau darunter zu verstehen ist, ließ sich bis jetzt nicht feststellen. Auf jeden Fall fand im Gasthof zur Post ein Abschiedsabend statt, zu dem sich laut Zeitung ein großer Freundes- und Bekanntenkreis mit Stabsarzt Dr. Reuß und Stadtschultheiß Forstner an der Spitze einfand. Die Anwesenheit gerade dieser beiden Männer deutet darauf hin, daß Johanna Mellinger sich schon bis dahin im pflegerischen Bereich engagiert hatte. Kunstvoll verschachtelt berichtete der POSTILLON: *»Anerkennung und freundliche Dankesworte mit Hervorhebung der Beliebtheit und großen Wertschätzung wie der Verdienste um die Schillerverehrung und auf dem Gebiete der öffentlichen Fürsorgemaßnahmen der Kriegszeit kamen zu beifällig aufgenommenem Ausdruck mit den besten Wünschen für die Zukunft.«*

Mit diesem Abschied von Marbach verlieren wir beinahe die Spur von Johanna Mellinger. Ihr Aufenthalt in den folgenden Jahren ist nicht bekannt. Erstmals erscheint sie wieder im Stuttgarter Adreßbuch von 1929 bei ihrer Mutter, mit der sie von 1934 bis zu deren Tod in den 1940er Jahren in Stuttgart zusammenlebte. Von 1941 an gebrauchte sie auch die Berufsbezeichnung Bibliothekarin, doch hat sich ihr Arbeitsplatz bis jetzt nicht finden lassen. Im Alter von 69 Jahren verließ sie Stuttgart und zog in ein Altersheim nach Murrhardt, wo sie noch bis 1971 lebte. Sie hat Marbach wenige Jahre vor ihrem Tod noch einmal besucht, doch hat sich über diesen Besuch nichts erhalten.

Für Marbach besteht ihre Bedeutung darin, daß sie als erste Frau eine akademische Stelle im Museum bekleidet hat und daß sie neben ihren Berufspflichten noch Zeit fand, für andere da zu sein.

Friederike Pfuderer – die erste Leiterin des Marbacher Kindergartens

Friederike Pfuderer wurde am 10. Dezember 1848 in Marbach geboren als Tochter des Schuhmachers Johann Friedrich Pfuderer und seiner Ehefrau Dorothea Friederike geb. Mäule. Die Mutter war sieben Jahre älter als ihr Mann, hatte erst mit 40 Jahren geheiratet, und so wuchs das Mädchen ohne Geschwister auf. Außer den Namen der Paten und dem Tag ihrer Konfirmation (dem 6. April 1862) ist aus ihrer Jugend nichts bekannt. Sie hat wohl die Volksschule besucht, ob sie

irgendwo im Dienst gewesen ist, wissen wir nicht. Im Zusammenhang mit ihrer Bewerbung wird sie als begabt und fromm bezeichnet, auch habe sie Kinderstunden gehalten.

Als im Jahre 1874 die Pläne für einen Kindergarten Gestalt annahmen, wurde auch die Frage nach einer Kindergärtnerin aktuell. Zwar gab es seit 1855 eine Ausbildungsstätte für Kinderschwestern in Großheppach, aber dorthin wollten sich die Marbacher Initiatoren nicht wenden, wohl auch aus finanziellen Gründen. Statt dessen erließ man im Lokalblatt einen Aufruf, in dem es hieß: »Um zu einer geeigneten Lehrerin zu kommen, ergeht hiermit ein Aufruf an die weibliche Einwohnerschaft, daß solche, die Liebe und Geschick zur Kinderpflege bei sich finden und in der Lage wären, die Stelle einer Kinderlehrerin zu übernehmen, sich melden. Die Meldung kann geschehen bei einem der beiden Geistlichen innerhalb der nächsten acht Tage.« Welche Frau also glaubte, die Anforderungen zu erfüllen, die konnte sich bewerben, ohne daß sie irgendwelche Vorbildung nachzuweisen brauchte.

Friederike Pfuderer hat sich offenbar auf diese Ausschreibung gemeldet und wurde eingestellt. Die junge Frau, gerade 25 Jahre alt, muß die Herren des Komitees überzeugt haben, denn schon drei Wochen später las man in der Zeitung: »eine Lehrerin, die wir für tauglich halten nach Gesinnung und Fähigkeiten ist gewählt«. Die Reihenfolge ist bezeichnend, denn die berufliche Qualifikation kommt erst an zweiter Stelle. Allerdings sind pädagogische Ziele anfangs auch nicht recht auszumachen. In den »Bestimmungen, welche über die Kleinkinderschule vereinbart worden sind« wurde diese in Punkt 1 folgendermaßen definiert: »Die Kleinkinderschule ist eine Anstalt zur Bewahrung der ihr anvertrauten Kinder und zu der ihrem Alter entsprechenden Beschäftigung derselben.« Entsprechend schwankend ist auch die Bezeichnung für die Einrichtung. Im POSTILLON wurde hauptsächlich die Bezeichnung Kleinkinderschule und dazu Kinderlehrerin verwendet. Der Trägerverein nannte sich Kleinkinderpflege-Komitee, weshalb auch der Name Pflegerin auftaucht. Die Hauptsache aber war die Aufbewahrung.

Weil Friederike Pfuderer eine spezielle Ausbildung nicht nachweisen konnte, konnte sie auch keine finanziellen Forderungen stellen und mußte mit dem zufrieden sein, was den Herren vom Komitee angemessen erschien. Sie wurde angestellt für ein Jahresgehalt von 120 Gulden; im Vergleich dazu erhielt der Lehrgehilfe der Volksschule 303 Gulden und 30 Kreuzer und der erste Schulmeister 750 Gulden. Nach vier Erhöhungen und der Währungsumstellung auf Mark und Pfennig betrug ihr Jahreseinkommen ab 1881 306 Mark – einschließlich 30 Mark Heizungsentschädigung und sechs Mark Weihnachtsgeschenk. Um diese Zeit, das stellte der Gemeinderat 1886 fest, konnte eine erwachsene Tagelöhnerin in der Landwirtschaft mit einem Jahresverdienst von etwa 300 Mark rechnen. Erst 1902 erfolgte eine weitere Gehaltserhöhung um fünf Mark monatlich auf 360 Mark Jahreseinkommen. Im Dachgeschoß des 1879 erbauten Kindergartens in der heutigen Steinerstraße war für die Kinderlehrerin eine kleine Dienstwohnung vorgesehen.

Einen Einblick in Art und Umfang ihrer Tätigkeit gewinnen wir aus einer »Instruction über Pflichten und Rechte der Kinderlehrerin« aus dem Jahre 1880. Die ersten beiden Paragraphen befassen sich mit den Aufgaben der Kinderlehrerin; § 1 lautet: »Die Lehrerin ist verpflichtet, innerhalb der festgesetzten Zeit ihre ganze

Aufmerksamkeit der Pflege der Kinder zu widmen, alle hierin hinderliche Nebenbeschäftigung zu vermeiden, die Stunden pünktlich einzuhalten.« Wendet sich dieser Paragraph gegen das leidige Thema der Nebenbeschäftigung, so umschreibt der nächste den stofflichen Umfang der Kindergartenarbeit: *»Bei der Beschäftigung der Kinder vermeidet sie jeden Übergriff in das Lerngebiet der Volksschule, sie ist bestrebt zu ihrer Unterhaltung und Beschäftigung den Kindern das zu bieten, was eine verständige und fromme Mutter ihren Kindern in der Familie zu bieten sucht.*« Kein Wort also von Lernzielen, keine Auflistung von Fertigkeiten, die den Kindern vermittelt werden sollten, darüber hatte man sich, mindestens in Marbach, noch keine Gedanken gemacht. Es gab auch keine Begrenzung der Kinderzahl, es müssen meist so um die 60 gewesen sein. Die Stellung der Kindergärtnerin entsprach auch in ihren weiteren Aufgaben ungefähr der einer Dienstmagd, denn in § 10 lesen wir: *»Dieselbe ist verpflichtet, an allen Tagen, an welchen Nachmittagschule gehalten worden ist, nach Verfluß der Schulzeit das Lokal pünktlich auszukehren, dann und morgens vor Ankunft der Kinder die Bänke abzustäuben (die nassen Auswaschungen werden durch anderweitige Hilfe besorgt). Winters ist auch die Heizung Angelegenheit der Lehrerin.*« Sie hatte also nicht nur pädagogische Pflichten, sondern abgesehen von der Grobreinigung war sie einfach für alles zuständig; sie mußte auch wöchentlich von jedem Kind fünf Pfennige Schulgeld einziehen und dem Kassier des Trägervereins abliefern.

Lob und Anerkennung wurden Friederike Pfuderer während der Zeit ihrer Tätigkeit von der Elternschaft und vom Trägerverein reichlich ausgesprochen, aber materiell hat sich dies für sie kaum ausgewirkt. Zwar hat das Komitee 1898 den Beitrag für eine höhere Stufe ihrer Altersversicherung in Höhe von acht Mark und 32 Pfennig pro Jahr übernommen, aber wie die sonstigen Ehrengaben, von denen wiederholt die Rede ist, ausgesehen haben, wissen wir nicht.

Von Lob allerdings, von Anerkennung und Dank der offiziellen Stellen ist so oft die Rede, daß man geradezu froh ist, daß sich auch ein Beschwerdebrief erhalten hat, der beweist, daß Tante Riekele, wie sie von den Kindern genannt wurde, auch ein Mensch aus Fleisch und Blut war. Im Mai 1883 schrieb Schreinermeister Layher an den »hochgeehrtesten Herrn Helfer Löckle«, also an den damaligen zweiten Pfarrer. Er klagte, daß Friederike Pfuderer seine Frau in der Stadt herum eine verlogene Person nenne, was ihm wieder hinterbracht worden sei. Offenbar hatte die Schreinersfrau behauptet, die Kinderlehrerin habe ihren Sohn geschlagen, was von jener bestritten wurde. Für den Wiederholungsfall drohte Layher mit einer Klage beim Amtsgericht, ob wegen Kindsmißhandlung oder wegen Verleumdung wird nicht ganz klar. Außerdem behauptete er, Friederike Pfuderer habe auch schon früher die Unwahrheit gesagt und sei bei den Eltern wenig beliebt. Offenbar ärgerte ihn dazu auch die Protektion, die ihr Apotheker Dr. Rieckher, ein Mitglied des Komitees, zuteil werden ließ. Die Reaktion des Pfarrers hat sich leider nicht erhalten.

Nach der Jahrhundertwende klagte sie über die Last des Putzens und erreichte 1904 eine Befreiung von dieser Verpflichtung. Sie stand damals im 56. Lebensjahr und war nach den Vorstellungen und der Lebenserwartung der Zeit eine alte Frau. Drei Jahre später, im Jahre 1907, schied sie nach 33 Jahren auf 1. August aus ihrem Amt. Daraufhin richtete der Verein an die Stadt die Bitte, Friederike Pfuderer entweder eine Rente oder doch eine größere Gabe zu bewilligen. Der Gemeinderat lehnte ab und genehmigte gerade 30 Mark. Das Komitee nahm dies mit Verwun-

derung zur Kenntnis, konnte sich selbst aber auch nicht zu einer noblen Geste durchringen. Der Vorsitzende hatte zunächst an 300 Mark gedacht, wagte aber jetzt nur 170 Mark zu beantragen, damit zusammen mit der städtischen Gabe wenigstens 200 Mark erreicht wären. Aber so viel wollten die Komiteemitglieder, die gerade den Erweiterungsbau des Gemeindehauses zu finanzieren hatten, nicht ausgeben, und so beschlossen sie ein Geschenk von 100 Mark. Der Vorsitzende stimmte schließlich auch dafür, wodurch dann wenigstens die Einstimmigkeit des Beschlusses erzielt wurde.

Die Reaktion Friederike Pfuderers ist nicht bekannt. Aber nach heutigen Maßstäben sind die Beschlüsse ausgesprochen kleinlich und zeigen, daß man mit Worten schnell zur Hand war, daß die Arbeit dieser Frau aber letztlich doch nicht die Anerkennung fand, die sie verdient gehabt hätte. Sie lebte noch fast 20 Jahre und starb in Marbach am 25. Februar 1926. In der Zeitung erschien eine Todesanzeige, unterzeichnet von zwei entfernten Verwandten. Obwohl die letzten Kinder, die sie betreut hatte, nicht viel über zwanzig waren, fand sich niemand, der einen Nachruf oder einen Beerdigungsbericht in die Zeitung gesetzt



Marbach, den 26. Februar 1926.

Trauer-Anzeige.

Allen Bekannten geben wir die traurige Nachricht, daß gestern Donnerstag nachmittag unsere liebe Tante



Friederike Pfuderer

frühere Kinderschwester
im Alter von 77 Jahren sanft in dem Herrn entschlafen ist.

Die trauernden Hinterbliebenen
Fritz Widmayer
Paul Hägele mit Frau.

Beerdigung Sonntag, 28. Februar, nachmittags
3 Uhr.

Marbacher Zeitung vom 26. 2. 1926: Todesanzeige für Friederike Pfuderer.

hätte. Hier aber soll an sie erinnert werden, weil sie als eine mutige Frau sich einer unbekannteren Aufgabe stellte und 33 Jahre lang ihre Pflicht tat zum Wohle der Marbacher Kinder.

Bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts gab es als öffentliche Schulen für Mädchen fast nur die Volksschule. An Gymnasien und Realschulen waren sie nicht zugelassen. Wer seinen Töchtern daher eine über dem damaligen Volksschulniveau liegende Bildung geben wollte, mußte sie entweder in eine der wenigen Privatschulen schicken, oder er mußte sie privat unterrichten bzw. unterrichten lassen. Dies war wohl der Grund, weshalb der seit 1895 in Marbach amtierende Dekan Richard Färber 1898 eine Lehrerin anstellte, die seine beiden Töchter im Elternhaus privat unterrichten sollte.

Der Name der Lehrerin war Emma Tafel, und sie stammte aus Stuttgart. Dort war sie am 19. April 1875 geboren als siebtes Kind des Revisors Julius Tafel und seiner Ehefrau Ludovike geb. Bandel. Der Vater war schon 1884 gestorben, und die Witwe hatte vier unmündige Kinder zu versorgen. Emma Tafel hat sich später als geprüfte Lehrerin bezeichnet, sie dürfte also das mit dem Stuttgarter Katharinenstift verbundene Seminar für Lehrerinnen an Mädchenschulen besucht haben. Sie hatte französische und englische Sprachkenntnisse und legitimierte sich bei ihrer Anmeldung in Marbach durch einen Reisepaß. Dies legt die Vermutung nahe, daß sie mindestens einen der beiden Sprachbereiche auch besucht und ihre Fertigkeiten dort erprobt hat.

Am 1. November 1898 meldete Emma Tafel sich auf dem Rathaus in Marbach an, und sie begann wohl auch gleich mit ihrer Arbeit im Dekanat, das sich zu jener Zeit im heutigen Pfarrhaus Strohgasse 13 befand. Eine Unterkunft mietete sie im Hause des Kaufmanns Richter in der Marktstraße, wo sich noch heute das Modehaus Richter befindet. Die Öffentlichkeit erfuhr von ihrer Tätigkeit spätestens im folgenden Frühjahr, als der POSTILLON am 14. März meldete, in der Höheren Privattöchterschule Marbach beginne ab Ostern ein neuer Kurs und einige Mädchen im Alter von sechs bis zwölf Jahren könnten noch eintreten. Auf

Höhere Privattöchterschule Marbach.

In den an Ostern beginnenden **neuen Kurs** können noch einige Mädchen von 6–12 Jahren eintreten. Auch können konfirmierte Mädchen an einigen Fächern teilnehmen.

Anmeldungen werden im Lauf dieser Woche entgegengenommen im
Dekanat Marbach.

Postillon vom 14. 3. 1899: Werbung für die Höhere Privattöchterschule.

wessen Initiative diese Anzeige zurückzuführen ist, ob auf die Lehrerin oder den Dekan, läßt sich nicht mehr feststellen. Sicher ist dagegen, daß an dem Unterricht im Dekanatshaus schon damals nicht nur die beiden Töchter des Dekans teilnahmen. Die Bezeichnung »Höhere Privattöchterschule« war eigentlich Etikettenschwindel, denn nach dem Gesetz über die höheren Mädchenschulen vom Jahre 1877 setzte diese Bezeichnung eine neunjährige Schulzeit bis zum 16. Lebensjahr voraus. In den späteren Jahren hat man deshalb in Marbach auf den Zusatz »höher« verzichtet.

Es war Emma Tafels eigener Entschluß, die gar zu abhängige Stellung im Hause des Dekans aufzugeben und die Schule ab Herbst 1899 in eigener Regie weiterzuführen. Ganz unabhängig konnte sie dies allerdings nicht tun, es mußte ein Kuratorium gebildet werden, das die wirtschaftliche und rechtliche Seite regelte. Vermutlich hat ihr aber schon der Umzug in Räume, die sie selbst von ihrem Hauswirt gemietet hatte, ein gewisses Maß an Freiheit gegeben. Nach ihrer eigenen Vorbildung war Emma Tafel für die Marbacher Aufgabe überqualifiziert, deshalb



Haus Richter, Marktstraße.

bot sie am 23. September 1899 auch einen Kurs an in französischer Konversation für erwachsene Mädchen, d. h. für solche, die konfirmiert waren und damit ihrer Schulpflicht genügt hatten, die aber noch etwas mehr für ihre Bildung tun wollten.

Dem POSTILLON bot die Verlegung der Schule in die Marktstraße Gelegenheit, diese etwas ausführlicher vorzustellen und dabei auch die Qualitäten der Lehrerin hervorzuheben. Von ihrer Geschicklichkeit ist die Rede und von ihrer unermüdlichen Tätigkeit sowie von der ungeteilten Anerkennung der Eltern. Es ist

also kein Wunder, daß die Zeitung der Schule wünschte, es möge ihr seitens der Gemeinde ein wachsendes Interesse und Wohlwollen entgegengebracht werden.

Um diese Zeit war die Zahl der Schülerinnen auf acht gestiegen, nach so kurzer Anlaufzeit konnte man damit zufrieden sein. Auf lange Sicht war jedoch das Unternehmen nicht sehr erfolgversprechend. Deshalb hat Emma Tafel auch sofort zugegriffen, als zwei Monate später, im Dezember 1899, an der höheren Mädchenschule in Tübingen eine Stelle ausgeschrieben war. Aus ihrem Bewerbungsschreiben geht hervor, daß sie die erforderliche Qualifikation besaß, eine Prüfung nachweisen konnte. Ihre bisherige berufliche Tätigkeit, so schrieb sie, umfasse drei Jahre als Erzieherin und ein Jahr als einzige Lehrerin an einer Familienschule, womit die Marbacher gemeint gewesen sein muß. Der Unterschied zwischen den beiden Stellungen dürfte nicht groß gewesen sein, er mag im Alter der Kinder bestanden haben oder in ihrer Zahl. An einer öffentlichen Schule habe sie bis jetzt noch nicht unterrichtet. Von sonstigen Beschäftigungen wies sie auf methodische und pädagogische Fragen, mit denen sie sich befaßt habe; weil sie auch lange Sprachstudien betrieben habe, würde sie auch gerne Sprachstunden erteilen. Diese Bewerbung kann dem Dekan nicht gerade willkommen gewesen sein, aber er hat ihr doch eine Empfehlung beigefügt, in der er die junge Lehrerin aus seiner Sicht charakterisierte. Sie sei tüchtig und habe in den Elementarfächern und in den Sprachen erfolgreichen Unterricht erteilt. Gut sei sie im Rechnen und im Zeichnen sowie in Geschichte, Geographie und Literatur. Einen gewissen Mangel sah er im Schönschreiben. Eher ins Persönliche ging der Satz: »*Sie versteht die Kinder in Respekt zu versetzen, weniger dieselben zu ermuntern und zu gewinnen.*« Die Mädchen dürften sie als »streng« bezeichnet haben, ihre Urenkelinnen von heute hätten sie vermutlich »autoritär« genannt. An der Disziplin war demnach nichts auszusetzen, doch es fehlte ihr wohl die Fähigkeit, ihre Schülerinnen zu motivieren und aufzubauen. Dekan Färber war, so schloß er, mit großem Bedauern bereit, die Lehrerin ziehen zu lassen. In Tübingen entschied man sich jedoch anders, Emma Tafel blieb in Marbach.

Im März 1900 wurden wieder Schülerinnen aufgenommen, und damals lockte man unentschlossene Eltern mit dem Hinweis, eine Aufnahme finde künftig nur alle zwei Jahre statt. Dem Brauch der Zeit folgend, veranstaltete die Lehrerin auch öffentliche Prüfungen, zu denen durch den Kuratoriumsvorsitzenden in der Zeitung eingeladen wurde. Aus dem Jahr 1901 gibt es vorbereitende Hinweise dem Dekan gegenüber, wie er bei der Prüfung vorgehen solle; auch Emma Tafel wollte offenbar Pannen vermeiden.

An den Bemühungen, die Schule durch städtische und staatliche Zuwendungen auf eine solidere Basis zu stellen und ihr die Anerkennung als höhere Schule zu verschaffen, war die Lehrerin nicht beteiligt. Man hat sie offenbar auch nicht ausführlich unterrichtet, sonst hätte sie nicht 1901 ein diesbezügliches Protokoll ausdrücklich zur Einsichtnahme anmahnen müssen. Eine staatliche Anerkennung in dem gewünschten Sinn konnte übrigens nicht erreicht werden. Die Aufsicht über die Schule blieb bei dem für die Volksschulen zuständigen Bezirksschulamt. Deshalb konnte der Lehrerin die Marbacher Zeit auch nicht auf ihr ruhegehaltstfähiges Dienstalter an einer höheren Mädchenschule angerechnet werden.

Auch mit dem Schulraum gab es Verdruß, die Räume im Richterschen Hause wurden auf Schuljahresende 1901 gekündigt. Zum Abschied verfaßte Emma Tafel ein Gedicht, das darauf hindeutet, daß der Lärm der Mädchen zu groß war, zumal

in dem Hause noch der 73jährige Vater des Hausbesitzers lebte. Das Gedicht wurde im POSTILLON veröffentlicht, und einige Strophen seien daraus zitiert:

*»Doch schaut euch wohl noch einmal um
Und grüßt das helle Zimmer!
Wir kommen, sind die Ferien um,
Zum Haus am Markte nimmer.*

*Habt Dank, die ihr uns Herberg' gabt
Mit Freundlichkeit bis heute!
Habt Dank, die ihr ertragen habt
Geduld'gen Sinns die Meute.*

*Kein kleines Ding! Gehn Stund um Stund
Der Kinderfüßlein viele.
Das war ein Lärmen oft zu bunt
Beim Turnen wie beim Spiele.*

*Oft zog es auch im Hause, ach!
Weil wir die Tür nicht schlossen.
Wir bitten euch. Tragt uns nicht nach,
Womit wir euch verdrossen!*

*...
Ihr tragt wahrhaftig keine Schuld!
Euch danken wir mit Freude.
Für Eure Freundschaft und Geduld,
Haußherr und Hausfrau beide . . .«*

Die Lehrerin hat sicher alle die Beschwerden auffangen müssen, die wegen des Verhaltens der Schülerinnen lautgeworden sind. Es waren die zeitlos üblichen Kleinigkeiten, wie ja auch aus dem Gedicht hervorgeht. Am Ende hatten sich diese aber doch summiert und zu der Kündigung geführt.

Emma Tafel bemühte sich um einen Unterrichtsraum im Schulhaus, mußte dann aber mit Räumen in der heutigen Wildermuthstraße 16 zufrieden sein. Dort ging es aber nur ein Dreivierteljahr gut, dann wurde der Schule zu Beginn des Jahres 1902 erneut gekündigt.

Wenig später, am 30. Januar 1902, bat Emma Tafel um ihre Entlassung auf 1. April. Sie wurde jedoch schon vorher krank, und am 22. Februar 1902 wurde ihr Wegzug nach Stuttgart, Hasenbergsteige 15, ins Marbacher Melderegister eingetragen. Sie hat in Stuttgart aber keinen selbständigen Haushalt geführt, denn sie erscheint nicht im Adreßbuch der Stadt. Eine Tante väterlicherseits, Frau Baurat Tafel aus Cannstatt, schickte drei Tage später ein ärztliches Attest an das Kuratorium, in dem von bedrohlicher Herzerweiterung mit Klappenfehler und fieberhaftem Lungenkatarrh gesprochen wird. In dem Begleitbrief hieß es über die Patientin: *» . . . sie liegt, seit sie hier angekommen ist, so schwer krank darnieder, daß wir ernstlich um ihr Leben zitterten. Sie hätte ja bis zum letzten Atemzug in ihrer anstrengenden Stellung fortgemacht, wenn wir nicht darauf bestanden hätten, noch den letzten Rest von Gesundheit zu retten . . . ob sie je wieder leistungsfähig werden*

wird, müssen wir Gott in die Hand legen . . .« Bezeichnend für den Stil der Zeit nannte die Tante ihre fast 27 Jahre alte Nichte dem Kuratorium gegenüber »ein gewissenhaftes Mädchen«. Es kam ihr gar nicht in den Sinn, daß es sich dabei um eine junge Frau handelte, die längst hätte verheiratet sein können. Die Tante kümmerte sich also um Emma Tafel, und wir fragen uns, weshalb diese nicht zu ihrer Mutter gegangen ist. Vermutlich war jedoch jene damals schon krank, denn spätestens 1904 kam sie in das psychiatrische Landeskrankenhaus Schussenried, wo sie 1908 starb.

Von Emma Tafels weiteren Schicksalen konnte ich bis jetzt nirgends etwas in Erfahrung bringen. Sie hat mit Sicherheit 1917 noch gelebt, dürfte aber noch vor Ende des Zweiten Weltkriegs gestorben sein, weil danach die Standesämter der Geburtsorte bei Todesfällen wieder benachrichtigt wurden. Für Marbach bleibt sie wichtig als die Gründerin der Privattöchterschule und als erste Frau überhaupt, die hier wissenschaftlichen Unterricht erteilt hat. Und sie hat gezeigt, daß man durch Unterrichten schon damals seine Gesundheit ruinieren konnte.

Vier Frauen – vier Schicksale

Gemeinsam ist allen, daß sie es nicht leicht gehabt haben, daß ihnen Steine in den Weg gelegt wurden, daß ihre Leistung allenfalls in Worten Anerkennung fand, nicht aber in Taten. Mit zwei Einsichten, die aus diesen Lebensläufen zu gewinnen sind, möchte ich schließen. Erstens sehen wir, daß jene Frauen ihre Zeit gewiß nicht als gut empfunden haben, daß wir also nicht sehnsüchtig zurückblicken sollten auf eine vermeintlich gute alte Zeit, die es nie gab, denn jede Zeit hat ihre eigenen Sorgen und Plagen. Und zweitens können wir feststellen, daß zwar noch immer nicht überall die volle Gleichstellung von Frau und Mann erreicht ist, daß aber Fortschritte feststellbar sind; es gibt tatsächlich Dinge, die eine Wendung zum Besseren nehmen.

Quellen

Für alle vier Schicksale wurden die Gemeinderatsprotokolle der Stadt Marbach und die Lokalzeitung DER POSTILLON (ab 1925 MARBACHER ZEITUNG) ausgewertet. Darüber hinaus wurden benützt für

Emma Arnold

Standesamt Möckmühl (Familienregister), Stadtarchiv Marbach (Liste der neuzugezogenen Personen, Liste der Gewerbesteuerpflichtigen, Grundbuchauszüge), Einwohnermeldeämter Isny, Wüstenrot und Schwäbisch Hall; Beschreibung des Oberamts Neckarsulm, 1881.

Johanna Mellinger

Stadtarchiv Marbach (Liste der neuzugezogenen Personen), Einwohnermeldeämter Mannheim und Murrhardt, Archiv der Ludwig-Maximilians-Universität München (Lebenslauf, Promotionsurkunde), Deutsches Literaturarchiv (Dienstvertrag Seilacher); » . . . helfen zu graben den Brunnen des Lebens«, Ausstellungskatalog Nr. 8 der Universität Tübingen, 1977; Otto Günther: Mein Lebenswerk, 1948; J. Mellinger: Wielands Auffassung vom Urchristentum mit hauptsächlicher

Berücksichtigung seines Romans Agathodämen (Diss.), Marbach, 1911; Adreßbücher der Stadt Stuttgart.

Friedrike Pfuderer

Kirchenregisteramt Marbach, Archiv der evang. Kirchengemeinde Marbach (Nr. 384 b, Kleinkinderschule, Protokollbuch des Kleinkinderpflegekomitees).

Emma Tafel

Stadtarchiv Marbach (Liste der neuzugezogenen Personen), Stadtarchiv Stuttgart, Einwohnermeldeämter Stuttgart und Ulm, Evang. Kirchenregisteramt Stuttgart. Archiv der Evangelischen Kirchengemeinde Marbach (Nr. 383, Privattöcherschule Marbach).

Abbildungen der hier beschriebenen Marbacher Frauen konnten nicht ermittelt werden. Vielleicht kann ein(e) Leser(in) weiterhelfen?

»Unser Leben war schwer und eintönig.«

Erinnerungen eines ehemaligen Zwangsarbeiters aus der Ukraine

von Wasilij Kowalenko

Vorbemerkung

Die politische Wende und der Fall des Eisernen Vorhangs brachte für die Menschen in den ehemaligen Ostblockstaaten auch die Reisefreiheit mit sich.

1991 kam aus der Ukraine Wasilij Kowalenko zum ersten Mal zu Besuch nach Ludwigsburg. Von November 1942 bis zum Kriegsende 1945 war er als Zwangsarbeiter bei der hiesigen Spezialmaschinenfabrik »Hestika« beschäftigt. Bei einem seiner Besuche versprach er, seine Erinnerungen an die Zwangsarbeitszeit niederzuschreiben und dem Historischen Verein zur Veröffentlichung in den Ludwigsburger Geschichtsblättern zur Verfügung zu stellen. Seine 1994 in russischer Sprache verfaßten Aufzeichnungen, die hier leicht gekürzt wiedergegeben werden, wurden von Frau Olga Stroh übersetzt und von Stadtarchivar Wolfgang Läßle für den Druck vorbereitet.

Wolfgang Läßle

Lebenslauf

Ich, Wasilij Samuelowitsch Kowalenko, wurde am 22. Juli 1925 im Dorf Starije Sanschary, Ukraine (nach dem Krieg in »Reschetnjaki« umbenannt), geboren. Mein Vater, Samuel Demjanowitsch Kowalenko, geboren 1895, war Schreiber der Gebietsverwaltung, später Rechnungsführer beim Dorfsowjet. Meine Mutter Efrosinja Iwanowna, geb. Klimenko, kam ebenfalls 1895 zur Welt; von Beruf war sie Haushälterin.

1932 wurde ich eingeschult. In Starije Sanschary ging ich auf die Mittelschule und beendete 1941 die 8. Klasse. Bei Ausbruch des Krieges 1941 gehörte unser Dorf zum Kampf- und später zum deutschen Besatzungsgebiet. Bis 1942 mußte ich hier als Hilfsarbeiter im früheren Kolchos arbeiten. Ende Oktober 1942 wurde ich dann als Zwangsarbeiter nach Deutschland in die Stadt Ludwigsburg verschleppt. Zurück blieben mein Vater, meine drei kleinen Geschwister und meine Tante (Schwester meiner Mutter). Meine Mutter war bereits 1940 gestorben. Unsere Tante Darja Iwanowna Klimenko, geb. 1897, sorgte für uns wie eine Mutter. Sie hatte ein ruhiges Wesen und war nicht verheiratet.

Durch die Zwangsverschleppung nach Deutschland war ich in Ludwigsburg bei der Spezialmaschinenfabrik »Hestika« als Hilfsarbeiter verpflichtet worden. 1945 wurde ich zunächst von den Amerikanern nach Linz gebracht, wo mich Soldaten der Roten Armee in Empfang nahmen. In Wien überprüften mich dann sowjetische Behörden für meine spätere Verwendung. Schließlich mußte ich in die Rote Armee

einrücken, in der ich bis 1947 im Nordkaukasus bei einem Militärbautrupps diente. Im selben Jahr kehrte ich zu meiner Familie nach Starije Sanschary zurück. Noch kurz etwas zu meinem Vater. Er diente als Frontsoldat von 1941 bis 1945 ebenfalls in der Roten Armee, kehrte aus dem Krieg zurück, verstarb aber bereits 1947 an einer Lungenentzündung.

Nach meiner Entlassung aus der Roten Armee verbrachte ich noch zwei Monate in unserem Hause, um mich letztlich von all den erlebten Strapazen zu erholen. Mein Ziel war jetzt Odessa, wo ich in einem Automontagebetrieb als Dreher und Schleifer arbeitete, schließlich wollte ich beruflich all das unter Beweis stellen, was ich in Deutschland gelernt hatte. Damals holte ich an einer Abendschule mein noch fehlendes 9. Schuljahr nach, das ich infolge des Kriegsbeginns 1941 nicht mehr abschließen konnte. Danach besuchte ich das Erdöltechnikum bis 1953. Anschließend arbeitete ich in Kasachstan als Mechaniker an der Rohölleitung von »Emba-Orsk«, gelegentlich auch als Lokomotivführer. 1954 wurde ich auf die Insel Peschnoj im Norden des Kaspischen Meeres versetzt, wo ich als Mechaniker und Stellvertreter des Direktors des dortigen Erdöldepots tätig war. Weitere berufliche Stationen waren die Tätigkeiten als Obergeringieur-Mechaniker bei der Rohölleitung »Kujbyschew- Saratow« von 1955 bis 1962. Anschließend war ich Oberingenieur bei der Rohölleitung »Druschba«.

1962 verehelichte ich mich in Kujbyschew mit Maria Michailowna Tschelesnowa, einer 1933 geborenen Russin aus dem Gebiet Uljanowsk. Meine Frau arbeitete ebenfalls beim Erdölunternehmen »Druschba«. Wir haben zwei gemeinsame Kinder: die Söhne Igor und Michael, die 1956 und 1960 geboren wurden.

1966 wurde ich in der Stadt Brody (Westukraine) zum Leiter des dortigen Erdölunternehmens ernannt, trat der Kommunistischen Partei bei und wurde an das Erdölinstitut für leitendes Personal nach Ufa beordert. 1977 hat man mich beim Bau der Rohölverbindung »Snigirowka-Odessa« mit der Verwaltung der Pridneprowsk-Rohrleitungsmagistrale betraut. Schließlich kehrte ich 1979 nach Brody zurück, und arbeitete dann in der Wohnungsverwaltung der Stadt Lwow als Direktor des dortigen staatlichen Wärmeversorgungs-Unternehmens. 1982 nahm ich an Studienkursen der Wohnungs-Kommunalwirtschaft für leitende Angestellte der Stadt Kiew teil. 1984 trat ich in den Ruhestand. Danach hatte ich noch Gelegenheit, als Meister für Gas- und Elektroeinrichtungen zu arbeiten. 1993 wurde ich ehrenamtlicher Berater zum Laden von Feuerlöschern bei der örtlichen Feuerwehr.

Erinnerungen

... unter breit verzweigten Bäumen fließt still der Fluß Worskla. Die alten Weiden neigen ihre Zweige über das Wasser. An beiden Ufern des Flusses breiten sich durch Überschwemmung bewässerte Wiesen aus. Entlang des Flusses, in der Ebene, auf den malerischen, sanften Hügeln, erstreckt sich das Dorf Starije Sanschary. 20 Kilometer flußaufwärts liegt die bekannte Stadt Poltawa. Diese Stadt ist dadurch berühmt, daß hier im Sommer 1709 die russischen Truppen unter Zar Peter I. die Armee des schwedischen Königs Karl XII. schlugen. In dieser berühmten Schlacht nahmen auch Kosaken aus Poltawa teil, die den Schweden, als diese Poltawa besetzt hielten, empfindliche Schläge zufügten. Damals dienten meine

Vorfahren im Kosakenregiment von Poltawa, deren Schwadronen alle Dörfer bis an die äußersten Grenzen von Poltawa besiedelten. Aus diesem Grunde zählt man unsere Familie zu den Kosaken.

Vor der Oktoberrevolution bestand die Familie meiner Mutter aus elf Personen; sie besaß 59 Hektar Land. Nach der Revolution wurde das Land konfisziert. Von der Sowjetmacht bekam meine Familie eine Parzelle von elf Hektar zugewiesen, d. h. also einen Hektar pro Person. Zur Verwandtschaft väterlicherseits gehörten



Unsere Familie 1931; v. l. mein Bruder Pawel, mein Vater, ich, meine Mutter mit meinem jüngsten Bruder Alexander.

neun Personen. Sie besaßen aber keinen Grund und Boden. Nach der Revolution erhielt auch diese Familie ihren Anteil. 1930 besaß mein Vater sechs Hektar Land und seine Familie bestand aus sechs Personen, von denen drei Kleinkinder waren. Mein Vater arbeitete im Amtsbezirk als Schrift- und Rechnungsführer und bearbeitete sein Stück Land. Zu Beginn der Kollektivierung, 1928, war die Landwirtschaft der Familie meiner Mutter so groß geworden, daß sie als Kulaken enteignet und die ganze Familie umgesiedelt wurde. Das Gutshaus wurde Eigentum der Kolchose. Auch unsere Familie trat der Kolchose bei, und brachte Pferde, Kühe

und sämtliche landwirtschaftlichen Geräte ein. Von da an arbeitete mein Vater nur noch im Dorfsowjet (des Amtsbezirks); auch meine Mutter mußte in der Kolchose, 120 Tage pro Jahr, arbeiten.

Vater und Mutter hatten beide in ihrer Kindheit die vierklassige Schule ihrer Kirchengemeinde besucht und waren gebildete Menschen. Außerdem hatte meine Mutter nach der Schule noch drei Jahre lang in einer Schneiderwerkstatt Nähen gelernt. Meine Mutter beendete ihre Lehre mit Auszeichnung und erhielt als Geschenk das »Evangelium« in kirchenslawischer und russischer Sprache. Mein Vater arbeitete sein ganzes Leben lang als Schreiber und erledigte auch im Kantorat alle Arbeiten, die mit dem Schriftverkehr zu tun hatten.

1932 war in der Ukraine ein gutes Erntejahr, sowohl für Korn als auch für andere landwirtschaftliche Produkte. Alle Einzelbauern mußten die staatlich geforderten Getreidemengen abliefern. Aber nach der zuerst erhobenen Norm wurden von der Regierung noch zwei weitere Getreideablieferungen gefordert. Mein Vater lieferte alles ab, was gefordert wurde. Im Spätherbst überprüfte eine Kommission, wieviel Korn den Bauern noch geblieben war. Der größte Teil des den Leuten noch verbliebenen Getreides wurde beschlagnahmt. Auch zu uns kam die Kommission. Sie nahm fast alles mit und ließ unserer sechsköpfigen Familie nur 60 Kilogramm Korn zurück. Dieser Rest konnte höchstens für anderthalb Monate reichen. Im Winter 1933 mußte unsere Familie hungern, wie die meisten anderen Dorfbewohner auch. Als das Frühjahr kam, waren die weniger wohlhabenden Bauern völlig ausgehungert, ja sie waren vor Hunger aufgedunsen. Die Schwächeren, Älteren und die Kinder starben. Ganze Familien verhungerten. Die Behörden organisierten primitive Beerdigungen, oftmals ohne Särge. Von der Kolchose wurde einfach nur ein Pferdekarren geschickt, der die Bauernhöfe abklapperte, und, wenn es dort Tote gab, wurden sie auf den Karren geworfen und auf den Friedhof gebracht, wo sie in ein Massengrab kamen. Vor allem zu Beginn des Frühjahrs, als es noch nichts Grünes gab, raffte der Hunger die Leute dahin. Zu diesem Zeitpunkt nahmen die noch am Leben gebliebenen Bauern alles, was man irgendwie essen konnte. Sie gingen in alle Häuser, wo die Bewohner verstorben waren, und suchten sie nach irgend etwas Eßbarem ab. Sie nahmen auch die Sachen mit, die von den Verstorbenen zurückgeblieben waren.

1932, mit sieben Jahren, war ich in die I. Klasse der Grundschule eingetreten. Ich war ein Jahr früher als andere Kinder eingeschult worden, da ich sehr wißbegierig war und nicht hinter den älteren Kindern zurückstehen wollte. Den Unterricht fand ich sehr interessant. Als Dorfbewohner trugen wir Kinder während der ganzen warmen Jahreszeit keine Schuhe, einfach deshalb, weil wir keine hatten. Unsere Eltern konnten uns keine kaufen, und das hielten wir für ganz normal. Den ganzen Sommer verbrachten wir am Fluß oder auf der Straße, auf einer unbefestigten Landstraße, die von einer dicken schwarzerdigen Staubschicht überzogen war. Wir spielten auf der Straße und warteten darauf, daß, in eine Staubwolke gehüllt, einer der wenigen Lastwagen von der Kolchose kommen würde. Die Älteren unter uns waren darauf erpicht, sich an die Laderampe des Lastwagens dranzuhängen, um ein Stück mitzufahren. Der Unterricht in der Schule begann im Herbst, und das Besondere daran war, daß der Lehrer viel über Kolchosen, Klein-, Mittel-, Großbauern und Popen erzählte und uns gleichzeitig Lesen und Schreiben beibrachte. Der Lehrer erklärte uns, wie schlecht es wäre, das Korn nicht dem Staat abzugeben, sondern es heimlich zu



Unser Haus in Starije Sanscharj, wo ich geboren wurde. Das Haus, gebaut aus Lehm und Holz mit einem Blechdach, hatte vier Zimmer.

behalten und zu verstecken. In unserer Klasse hing an jeder Wand die Losung auf einem roten Kattunstreifen. Sie war mit Großbuchstaben geschrieben. Ich werde sie mein Leben lang nicht vergessen: »Entlarve die Verbrecher, die das Korn verstecken«. Auf diese Art und Weise wurde der Klassenhaß auf Kulaken und Großbauern geschürt. Das war uns natürlich damals keineswegs bewußt, wir fanden es aber zumindest interessant.

Ende 1932, Anfang 1933 erfuhr mein Vater, daß in der großen Industriestadt Charkow, die 120 km von uns entfernt war, ein Laden eröffnet worden war, der Wertsachen ankaufte. Der Laden hieß »Handelssohn«. In diesem Geschäft konnte man Erzeugnisse aus Edelmetall und Edelsteinen gegen Nahrungsmittel eintauschen. Meine Eltern besaßen zwei goldene Eheringe, und meine Mutter hatte außerdem noch Ohrringe. Bis zum Frühjahr fuhr mein Vater dreimal nach Charkow in diesen Laden. Zuerst brachte er nur einen Ring hin und kam mit fünf kleinen Broten zurück. Das reichte unserer Familie für einen ganzen Monat zum Leben. Der Vater schnitt einmal pro Tag für jeden ein (gleich großes) Stückchen ab, und der Rest wurde in einer Truhe unter Verschuß aufbewahrt. Mit diesem Brot hielten wir uns über Wasser, bis es wärmer wurde und die ersten Blätter und das Gras wieder wuchsen.

Ich war der älteste Sohn der Familie. Im Frühjahr 1933 machte ich mir mit meinen Altersgenossen primitive Angeln und ging an den Fluß, um Fische zu fangen. Wir fingen irgendwelche rotflossigen Fische, die wir an Ort und Stelle aßen, roh und ohne Salz. Außerdem schickte uns die Mutter aus, um Blätter

abzureißen und sie in einem Sack zu sammeln. Wenn wir einen Sack voll Blätter hatten, trugen wir ihn heim. Mutterheizte den Ofen mit Stroh an, erwärmte ihn ein wenig und trocknete die Blätter auf dem Ofen. Danach wurden sie zerrieben und ein Teig daraus gemacht, in den noch Getreideabfälle, Kleie und Holzmehl kamen. Aus diesem »Teig« buk Mutter grüne, sehr schlecht schmeckende Fladen, die wir selbstverständlich alle afaßen, da der Hunger uns keine andere Wahl ließ.

Im Frühjahr begann die Arbeit in der Kolchose. Die Felder mußten bestellt werden. Die noch am Leben gebliebenen, völlig unterernährten Menschen fanden sich zur Arbeit ein. In der Kolchose kochte man zu Mittag in einem großen gußeisernen Topf eine dünne Suppe aus Kartoffeln und Hirse. Jeder, der arbeitete, erhielt davon einen Schöpflöffel. Manchmal kam es vor, daß ein wenig Suppe für uns Kinder übrigblieb. Dann kam der Frühling 1933. Gemüse und Obst wurden reif, eine gute Ernte wuchs heran, und die Kolchosebauern hatten wieder etwas zu essen. Der Hunger war vergessen. Von diesem Zeitpunkt an wurde das Leben im Dorf wieder besser. 1940 verstarb meine Mutter mit 45 Jahren. Zurück blieben mein Vater und wir vier Geschwister im Alter von 4 bis 15 Jahren. So lebten wir bis zum Kriegsausbruch 1941. Der 22. Juni 1941, ein Sonntag, sollte alles verändern. Um 12 Uhr mittags hörten wir über den Radioempfänger, daß der Krieg begonnen hatte. Mein Vater wurde sofort zur Armee einberufen. Wir Kinder waren nun allein. Zu uns kam unsere Tante Dascha, die Schwester unserer Mutter. Mit ihr lebten wir nun während der Okkupationszeit.

Bereits vor der Besetzung waren alle älteren Schüler zu Arbeiten im Kolchos herangezogen worden. Die Lage an der Front wurde immer bedrohlicher. Die Deutschen kamen schnell voran und hatten bald die ganze Ukraine erobert. Normalerweise war der 1. September der erste Schultag, doch Unterricht fand nicht mehr statt. Die Deutschen waren bereits am Dnjepr, als die Dorfbewohner evakuiert wurden. Das gesamte Vieh wurde nach Osten getrieben. In manchen Ortschaften begann man sogar, das Getreide zu verbrennen, um es nicht in die Hände des Feindes fallen zu lassen. Am 12. September bekamen wir eine Vorladung vom Wehrmeldeamt beim Dorfsowjet. Als wir schließlich am nächsten Morgen dorthin kamen, waren die Behörden bereits fluchtartig abgerückt. Telefonleitungen waren entfernt worden, die Telefonapparate hatte man mitgenommen.

Die Dorfbewohner waren ihrem Schicksal überlassen. Das Motto der Stunde war: »Rette sich wer kann«. Sie plünderten die Lebensmittelläden. Ein paar Tage wußten wir nicht, was an der Front geschah. Mitte September kamen dann die ersten Autos der Roten Armee. Soldaten begannen Verteidigungslinien am Fluß Worskla anzulegen. Sie huben Schützengräben aus, brachten Maschinengewehre in Stellung und erwarteten so den Feind. Den ganzen Tag und die Nacht über war es im Dorf ruhig. Nur im Westen hörte man dumpfe und bedrohliche Töne. Am Morgen war es besonders still geworden. Die Spannung unter den sowjetischen Soldaten wurde immer größer. Auch bei der Bevölkerung war das nicht anders. Wir versammelten uns im Keller. Jeder der Anwesenden wußte, daß bald etwas Schreckliches passieren würde. Die älteren Kinder waren die ganze Zeit über noch auf dem Hof. Von unserem Bauernhof konnte eine Holzbrücke gut eingesehen werden. Es erschienen dann Rotarmisten, die die Brücke mit Treibstoff begossen und sie anzündeten. Die ganze Zeit über saßen wir dann alle im Keller und warteten, was uns das Schicksal bringen würde.

Plötzlich konnte man von oben eine für uns unverständliche, fremde Sprache

hören. Jemand versuchte, die Holzdecke zu unserem Keller zu öffnen. Als die Luke einen Spalt breit offen war, sah ich als erstes ein Gewehr mit Bajonett, das ein graugrün uniformierter deutscher Soldat mit sich führte. Der Soldat versuchte, die Luke weiter zu öffnen. Schließlich forderte er uns alle auf, nach draußen zu gehen. Doch keiner wagte es, als Erster zu gehen. Eine alte Frau schließlich, die sich zunächst kurz bekreuzigte, war die Erste, die auf einer Leiter nach draußen kletterte. Nach und nach kamen dann alle Insassen des Kellers, 17 Personen, dem Befehl nach. Ich war der Letzte, der aus diesem Versteck hervorkam. Wir standen alle nebeneinander. Zwei deutsche Soldaten bewachten uns, ein weiterer überzeugte sich, ob sich im Keller noch Menschen befanden. Die Kellerluke wurde jetzt geschlossen. Er lenkte sichtbar seine Aufmerksamkeit auf mich, da ich groß war. Vielleicht glaubte er, daß ich Soldat gewesen war. Er nahm mir meine Kopfbedeckung ab, um sich davon zu überzeugen, ob ich einen kahl geschorenen Kopf hatte. Generell waren nämlich sowjetische Soldaten kahlgeschoren. Danach deutete einer der Soldaten mit Gesten an, daß für uns alles vorbei sein würde und wir alle nach Hause gehen könnten.

Eine Weile war es ruhig, doch dann hörte man wieder deutsche Kommandos: Zwei deutsche Soldaten brachten fünfzehn gefangene Rotarmisten zum Wasserbrunnen in unseren Hof. Wegen dieses Anblicks dachte ich mir, daß es zu keiner Abrechnung kommen würde. Ich faßte dadurch Mut, wurde ruhiger und vertrauter. Aus dem Haus brachte ich einen Becher, zog aus dem Brunnen den Eimer und gab den Gefangenen zum Trinken. Dann wurden sie fortgeführt und der Abend brach an. In östlicher Richtung, dort wo Poltawa liegt, konnte man von fern vereinzelte Schüsse hören. Das war nun der Beginn der Besetzung unseres Dorfes durch die deutsche Wehrmacht. Nach dem Abendessen bereiteten wir uns auf die Nacht vor. Uns ins Bett zu legen, erschien uns zu gefährlich. Wir schliefen deshalb auf dem Fußboden. Die erste Nacht nach der Okkupation verlief ruhig. Der Morgen war frisch, das Leben normalisierte sich. So begann der 18. September, der erste Tag nach der Besetzung.

Ich ging mit den Nachbarskindern an den Fluß. Am Ufer, zwischen den Bäumen, konnte man viele Schützengräben erkennen. Ganz in der Nähe hatten sich bereits ein paar ältere Dorfbewohner versammelt. Diese Menschen bargen gefallene Rotarmisten, die noch in den Schützengräben lagen, legten sie der Reihe nach auf den Boden und versuchten, sie zu identifizieren, indem sie bei den Gefallenen nach Papieren suchten. Neben all den Toten sah man verstreut Waffen liegen. Es war ein entsetzlicher Anblick. Nur gefallene deutsche Soldaten waren nicht zu sehen. Wir begriffen, daß nun die Frontlinie weiter in Richtung Poltawa vorgerückt war. Inzwischen beerdigten die Dorfbewohner die Toten in einem Massengrab auf dem Friedhof. Auf dem Schlachtfeld fand man dann noch zehn weitere Rotarmisten, die verwundet waren; man brachte sie in ein leeres Haus. Um sie kümmerten sich dann Frauen, die ihnen die Verbände wechselten sowie Essen und Trinken gaben. Da die Deutschen aus unserem Dorf abgezogen waren, normalisierte sich unser Leben weiter. Man ging wieder seinen gewohnten Aufgaben nach.

Die Dorfbewohner ernteten das Getreide. Nach ca. zwei Wochen kamen wieder Deutsche mit einem Dolmetscher ins Dorf. Wir versammelten uns in der Dorfmitte. Die Deutschen ordneten an, die Getreideernte zu beenden und das bisher geerntete Korn abzuliefern. Der Kolchos war in einen »öffentlichen Hof« umbenannt worden. Die Deutschen bestimmten einen Dorfältesten. Das war ein Mann

aus den Reihen der Dorfbewohner, ein Invalide mittleren Alters, der nicht zur Armee einberufen worden war. Man erklärte uns, daß auch der Schulunterricht wieder beginnen würde: Doch nicht vollständig. Beispielsweise fand der Unterricht in der 9. Klasse noch nicht statt. Schließlich begann ich im früheren Kochos zu arbeiten, was letztlich der Beginn meines Arbeitslebens war. Wir schälten Körner, Sonnenblumen und Mais. In unser Dorf kehrte allmählich wieder das Vieh zurück, das beim Heranrücken der Deutschen in die hinteren Linien vertrieben worden war. Auch Menschen kamen zurück, die in die Armee einberufen worden und in deutsche Gefangenschaft geraten waren, ohne allerdings groß an den Kämpfen teilgenommen zu haben.

Es kam der Winter 1941/42. Die Arbeit im ehemaligen Kolchos kam fast zum Erliegen. Schnee fiel. Es mußte die wichtige Straße Kremenschug-Poltawa vom Schnee geräumt werden. Leute wurden aufgefordert, bei diesen Arbeiten mitzuhelfen. Auch ich erhielt eine Vorladung für diese Arbeiten. Es formierten sich bereits Polizisten, die nur an den weißen Armbinden zu erkennen waren, nicht aber an der Kleidung. Es waren weitgehend Burschen aus unserem Dorf, die mit sowjetischen Beutegewehren bewaffnet waren. Beim Schneeräumen war auch ich eingesetzt. Wegen des harten Frosts und der anstrengenden Arbeit wollte ich aber nicht mitmachen. Ich ging nach Hause. Doch bereits am nächsten Tag kamen Polizisten in unser Haus, um mich festzunehmen und zum Dorfrathaus zu bringen. Dort hatte man mich zur Strafe eine Nacht lang in ein dunkles und kaltes Zimmer gesperrt. Seitdem kam ich meiner Arbeit wieder regelmäßig nach. So verging der Winter, die Frühjahrs- und Sommerzeit; ich mußte bei öffentlichen Arbeiten mitarbeiten. Ganz normal lebten die Menschen in unserem Dorf. Es gab nichts Außergewöhnliches. Nur selten hörten wir Rundfunksendungen aus Moskau. Unseren Radioapparat hatten wir seinerzeit nicht abgegeben, obwohl wir das hätten tun sollen.

1942 wurde ich nach Deutschland zur Zwangsarbeit verschleppt. Ende Oktober bekam ich eine Vorladung, bei der man mitteilte, Lebensmittel für eine fünftägige Reise nach Deutschland bereitzuhalten. Der Abreisetag war bereits festgelegt worden. Unsere Tante Dascha hatte mir einen Stoffrucksack genäht, in dem ich dann die wenigen Habseligkeiten, die Lebensmittel und einige Kleidungsstücke einpackte. Morgens, in aller Frühe, es war noch dunkel, versammelten wir uns beim Dorfrathaus. Verwandte und Eltern waren gekommen, um uns zu verabschieden. Das Ganze wurde von Polizisten und dem Dorfältesten organisiert und überwacht. Unser Gepäck warfen wir auf bereitstehende Leiterwagen. Wir waren gut gelaunt, aufgeregt, denn es war ja eine Fahrt ins Ungewisse. Etwa um 7 Uhr machten wir uns dann auf den Weg. Einige mit Gewehren bewaffnete Polizisten begleiteten uns. Wir waren etwa 30 Männer und Frauen. Bis zum Gebietszentrum waren etwa 17 km zurückzulegen. Gepäck war nicht zu tragen, da wir es ja auf den Leiterwagen verfrachtet hatten. Ungewißheit und schlechtes Wetter begleiteten uns. Es war unangenehm kalt, nieselte und die Luft war feucht. Am Bahnhof stand bereits unser Zug mit sieben geschlossenen Güterwaggons und einem Passagierwagen. Die Waggons wurden nun beladen. In jeden kamen ca. 50 Menschen. Sitze oder Liegebetten gab es nicht. Jeder suchte sich deshalb einen Platz, auf dem er sitzen und schlafen konnte. An den noch breitgeöffneten Waggontüren preßten sich Menschen, die sich alle noch verabschieden wollten. Nur ich war allein, denn Tante Dascha mußte mit meinen Geschwistern zu Hause bleiben.

Gegen 14 Uhr begann die Fahrt in Richtung Westen. Der Zug fuhr mit hoher Geschwindigkeit. Wir machten es uns im Innern des Waggons, so weit dies möglich war, bequem. Manche aßen etwas. Stunden vergingen. Wir versuchten uns aufzuwärmen, indem wir dicht zusammensaßen. Wärmer war es natürlich denjenigen, die sich von vorne herein wärmere Kleidungsstücke angezogen hatten. Es nieselte nach wie vor und es war kälter geworden. Am Abend hielt plötzlich unser Zug. Man befahl uns auszusteigen. Man begriff schnell, warum. Alle konnten ihre menschlichen Bedürfnisse erledigen. Es war dabei streng verboten, unter die Waggons oder zur Seite zu treten. Keiner hätte es wohl gewagt, unter dieser strengen Bewachung zu fliehen. Die Türen wurden schließlich wieder verriegelt und die Fahrt fortgesetzt. Der Tag neigte sich dem Ende zu und die Spannung ließ nach. Aus den Fenstern unserer Waggons konnten wir Lichter einer größeren Stadt sehen. Ich wußte bald, daß wir über den Dnjepr fuhren.

Die Fahrt wurde jetzt immer beschwerlicher. Vier Tage und Nächte verbrachten wir nun schon auf dem Boden des Güterwaggons, und das bei unangenehmer Kälte. Unsere Lebensmittelvorräte wurden langsam knapp. Wir fuhren durch eine interessante, aber waldlose Landschaft. Rundherum sah man frisch geackerte Felder, auf denen teilweise bereits die Wintersaat weithin sichtbar war.

Die Neugier der ersten Reisetage war einer Apathie, dem Gefühl der Hilflosigkeit, gewichen. Was blieb, war die Schwermütigkeit, die uns befallen hatte. Erst jetzt begriff ich, welch tiefen Eingriff die gegenwärtige Situation in unser Leben gebracht hatte. Ich dachte unwillkürlich an Vater, Tante und meine Geschwister. Meine Seele war voller Wehmut und Trauer.

Wir fuhren durch die Tschechoslowakei und dann kam schließlich Deutschland, unser vermeintliches Ziel. Endlich erreichten wir Stuttgart und kamen dort in ein umzäuntes Lager mit Holzbaracken. Das Lager war in verschiedene Zonen eingeteilt. In jeder Zone waren verschiedene Nationalitäten untergebracht. Gleich neben uns befanden sich Polen.

Wir luden unser Gepäck ab, erst dann bekamen wir endlich nach langer Zeit einen Teller heiße Suppe und ein Stück Brot. Zum erstenmal und nach einer so langen, beschwerlichen Reise konnte ich endlich wieder auf einer Pritsche schlafen, fernab von störendem Schienenschlag. Der Schlaf in der Baracke war wesentlich angenehmer. Es war wärmer als in den Güterwaggons.

Am nächsten Morgen hatten wir anzutreten, um uns auf Grund vorliegender Listen überprüfen zu lassen. Alle waren anwesend. Schließlich bekamen wir eine Tasse Kaffee und ein Stück Brot. Im Moment hatten wir nichts zu tun, nutzten aber die Gelegenheit, um Beobachtungen anzustellen. Insbesondere fiel uns eine Gruppe Polen auf, mit denen wir aber nicht sprechen durften. Gleich nach dem Frühstück konnte man sich, getrennt nach Männern und Frauen, waschen oder duschen. Nach langer Zeit wieder einmal dieses Gefühl genießen können, sauber zu sein. Wir konnten auch unsere Kleidung reinigen. Welch ein schönes Gefühl. Mittags gab es dann Suppe und Brot, abends Kaffee.

Am nächsten Morgen, gleich nach dem Frühstück, war Morgenappell. Wir mußten mit unseren Sachen antreten. Anhand einer Liste wurde die Vollständigkeit der Anwesenden überprüft. Kurz danach erschienen einige Deutsche mit einem Dolmetscher. Wir wurden dann für die künftigen Arbeiten eingeteilt.

Am Anfang gab es große Gruppen mit bis zu ca. 40 Leuten, die dann fortgebracht wurden. Die folgenden Gruppen waren kleiner. Die Gruppe, der ich

zugeteilt war, bestand aus sieben Männern und einer Frau. Wir wurden zu einem Lkw gebracht. Die Frau durfte neben dem Fahrer Platz nehmen. Die Deutschen fuhren in einem Pkw. Der Lkw fuhr voraus. Wie fuhren nicht sehr lang; ca. 30 bis 40 Minuten. Schließlich kamen wir vor einem großen Tor an und fuhren in einen Hof. Unsere Gruppe stand dann neben einem Backsteinhaus, in dem wir wohnen sollten. Zu unserer Gruppe gesellte sich noch eine Person, die etwas russisch sprach. Es stellte sich heraus, daß es ein Kroat war. Da gerade Mittagszeit war, bekamen wir eine Suppe, Kartoffelpüree und ein Stückchen Brot. Wir aßen alle in einem Raum des Erdgeschosses. An zwei langen Bänken hatten wir genügend Platz. Der Dolmetscher war uns danach behilflich, vier Stockbetten aufzubauen. In einem Raum im Erdgeschoß stand ein Heiz- und Kochofen, auf dem wir uns künftig unser Essen zubereiten sollten. Der Kroat sagte uns, daß wir zusammen mit ihm zur Arbeit gehen könnten. Um 5 Uhr morgens hatten wir aufzustehen, um 5.30 Uhr gingen wir dann gemeinsam zur Arbeit.

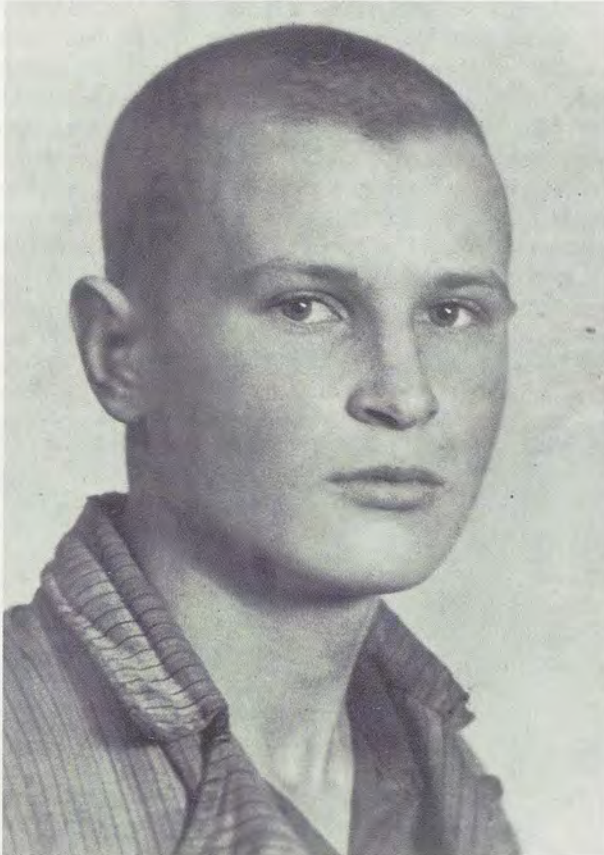
Bereits um 20 Uhr gingen wir schlafen. Bettwäsche und Decken waren nicht vorhanden. Wir mußten uns mit unserer Kleidung zudecken. So schliefen wir dann bis 5 Uhr morgens, bis der Kroat uns weckte. Etwa 40 Minuten später standen wir vor unserer zukünftigen Arbeitsstätte, an der in großen Buchstaben »Spezialmaschinenfabrik Hestika« angebracht war [damalige Wilhelm-Murr-Str. 73, heute: Hoferstr.].

Uns hatte ein großer stämmiger Mann mittleren Alters durch den Betriebshof zu einem Gebäude geführt. Wir kamen in den 1. Stock, in ein Zimmer, wo ein Tisch und zwei Bänke standen. Hier richteten wir es uns gemütlich ein. Begrüßt wurden wir von einer Frau in mittleren Jahren, die unser Mädchen, Nadja Tschernjak, mitnahm. Kurze Zeit später kamen beide mit einem Tablett zurück, auf dem ein Topf, Teller und Tassen standen sowie Weißbrote lagen. Die Brote wurden verteilt. Die Frau goß ein braunes Getränk in die Tassen und verabreichte jedem von uns eine Sacharintablette. Der Kroat sagte uns, daß diese Essensportion für einen Tag gedacht sei. Mittagessen würden wir extra erhalten. Nach unserem kurzen Frühstück, von dem noch ein Teil dann für das Abendessen übrig blieb, wurden wir durch die Betriebsräume geführt. Nadja blieb bei der Frau zurück. Im Betriebsraum, den wir gerade besichtigten, standen zahlreiche Drehbänke. Es war ein großer Raum, ca. 60 m lang, wo rege Betriebsamkeit herrschte. Männer mit blauen Arbeitsanzügen standen an den Maschinen.

Am Ende des Raumes befand sich eine Glaswand, hinter der Männer und Frauen saßen, ich vermutete Chefs und Meister. Drei Männer traten zu uns, die ich kurz skizzieren möchte. Der eine war groß, schlank und hatte einen grauen Arbeitsmantel an, der andere, mittelgroß mit dunklen Haaren, hatte eine Prothese und eine Krücke; er trug einen beigen Arbeitsmantel. Der dritte und letzte Herr, der sich vorstellte, war groß und stämmig; er hatte ebenfalls einen Arbeitsmantel an. Dieser Mann war es auch, der als erster dann das Gespräch mit uns begann.

Aufgrund der Äußerlichkeiten war bereits klar, welche Rangfolge jeder Mann in diesem Betrieb innehatte. Durch die Übersetzung des Kroaten hatten wir erfahren, daß letzterer der eigentliche Chef dieser Fabrik war; er hieß Karl Hees. Der zweite, der Herr mit der Prothese, war Friedrich Hees und Direktor; der dritte im Bunde war der Meister, sein Name war Wiesenauer. Man wies uns darauf hin, daß wir allen Anweisungen der Chefs Folge leisten mußten. Werkstattleiter war Herr Fiedler.

In Begleitung von Meister Wiesenauer, Herrn Fiedler und dem Kroaten sind wir dann an die Drehbänke geführt worden. Der Kroatte erklärte die Funktionen der Drehbänke, ihre Bedeutung und Sicherheitsstrukturen. Zuletzt zeigte man uns noch einen kleineren Raum, in dem wir einen sehr üblen Geruch wahrnehmen konnten; ich vermutete, daß hier bestimmte Teile chemisch nachbehandelt wurden. Auf diese Weise lernte ich diese Fabrik kennen, in der ich vermutlich für längere Zeit arbeiten mußte.



*Das bin ich. Mein erstes Foto nach der Ankunft in Deutschland.
Aus Hygienegründen hat man mir die Haare abrasiert.
Die Bekleidung brachten wir von zu Hause mit.*

Nach den allgemeinen Unterweisungen führte uns der Meister an unsere neuen Arbeitsplätze. Wir sollten von den deutschen Arbeitern lernen, die bereits an den Drehbänken beschäftigt waren. Eine Reihe von Drehbänken und Werkzeugmaschinen waren jedoch nicht besetzt. Vermutlich waren die Arbeiter, die an den jetzt freien Plätzen gearbeitet hatten, zur Wehrmacht einberufen worden. Das war also

der Beginn unserer Arbeit mit den deutschen Kollegen, die uns im übrigen freundlich empfangen hatten.

Ich wurde einem Arbeiter zugewiesen, der gleichzeitig zwei Schleifmaschinen bediente. Er zeigte mir einen Knopf, auf den ich drücken sollte, sobald der Schleifvorgang abgeschlossen war. Ich hatte rasch begriffen und versuchte mich so schnell wie möglich einzuarbeiten. So vergingen die ersten Arbeitsstunden. Gegen 12 Uhr mittags brachte uns Nadja das Mittagessen; sie servierte uns eine Suppe und Kartoffelpüree in dem Raum, wo wir gefrühstückt hatten. Es war wohl eine Art Kantine. Die Mittagspause dauerte eine halbe Stunde. Am Ende des Arbeitstages mußten die Drehbänke von Spänen gesäubert werden, die dann nach draußen auf den Hof gebracht und in einen besonderen Behälter geworfen wurden. Gegen 18 Uhr war Arbeitsende. In Begleitung des Kroaten gingen wir in unsere Unterkunft.

Wir waren so müde, daß wir uns ungewaschen sofort schlafen legten, wußten wir doch alle, daß wir wieder sehr früh, um 5 Uhr morgens aufstehen mußten. Nur am Sonntag hatten wir frei. Am Samstag mußte nur bis 15 Uhr gearbeitet werden. Der Sonntag bescherte uns etwas mehr Freiheit, da wir nicht so früh aufstehen mußten. Wir verrichteten verschiedene Hausarbeiten und reinigten unsere Wäsche. So ging der erste Sonntag in der für uns noch so fremden Stadt vorbei . . .

Wochen vergingen und überraschend kamen an einem Sonntagnachmittag Herr Fiedler und der Kroat; sie luden uns ein, gemeinsam mit ihnen in die Stadt zu gehen. Wir alle waren erstaunt, die Straßen und Häuser nun bei Tageslicht betrachten zu können. Bei dieser Gelegenheit stellten wir fest, daß wir in der Seestraße 61 wohnten.

Wir gingen durch einige Straßen ins Stadtzentrum und schließlich weiter in einen schönen Park mit einer riesigen Schloßanlage, die wir allerdings nur von außen besichtigten. Unterwegs fotografierte man uns auf einer Treppe. Bei dieser Gelegenheit bemerkten wir, wie uns die Leute anschauten. Doch gab es leider keine Kontakte zu ihnen. Wir bedauerten das. Ludwigsburg gefiel uns, hatten wir doch solch eine Stadt noch nicht gesehen, da wir aus einem ländlichen Gebiet kamen.

Nach dem Spaziergang wurde es uns erst so richtig deutlich, wie fremd wir hier waren und daß sich unser Schicksal letztlich an den künftigen Kriegsereignissen orientieren würde. Es blieb uns nichts anderes übrig, als abzuwarten und unsere Arbeit so zu machen, wie sie von uns verlangt wurde. Uns war aufgefallen, daß die Deutschen nicht weniger arbeiteten als wir. Im Gegenteil, die Arbeiter waren sehr pünktlich und gewissenhaft, beispielsweise gab es bei ihnen keine Zigarettenpausen. Erstaunlich war auch, daß jeder Arbeiter zwei Spinde hatte, in denen er jeweils seine Arbeits- und Straßenkleidung aufbewahren konnte. Jeden Montag zogen die Arbeiter sauber gewaschene und gut gebügelte, akkurat ausgebesserte Arbeitsanzüge an. Bei Arbeitsbeginn waren sämtliche Betriebsräume bereits gut vorgeheizt. Es gab auch kaltes und warmes fließendes Wasser. Grundsätzlich wurde mit Steinkohle geheizt.

Um 6 Uhr morgens war Arbeitsbeginn; zu diesem Zeitpunkt standen bereits alle Arbeiter an ihren Drehbänken. Die Tür öffnete sich und Karl Hees, der Chef, trat in den Betriebsraum, gut gekämmt, sauber rasiert und in einem tadellos gebügelten weißen Arbeitsmantel. Er ging durch die Reihen der Arbeiter, gab ihnen Anweisungen, befragte sie nach ihren Problemen und ging schließlich wieder in sein Büro zurück.

Als nächster kam Friedrich Hees, der Direktor unserer Fabrik, der, wie ich

bereits berichtete, durch eine Prothese leicht gehbehindert war. Des öfteren inspierte er gemeinsam mit den Meistern Wiesenauer und Bergdolt den Betriebsraum. Er gab Ratschläge, und informierte sich über die Probleme der Arbeiter. Der Werkzeugmeister, Herr Fiedler, kümmerte sich um die Instandsetzung aller Werkzeuge, schliff Meisel und Bohrer und stellte letztlich Werkzeuge auf seiner Drehbank selbst her. Die Arbeit war stets anstrengend. Für uns war es anfangs schwer, sich an den Arbeitsrhythmus zu gewöhnen.

Im 1. Stockwerk arbeiteten Frauen an Schreibtischen und es standen auch Tische für die einzelnen Meister bereit. Im 2. Stockwerk saßen dann der Chef und der Direktor. Durch diese Konstellation konnten sich Büroangestellte und Arbeiter stets gut beobachten. Nicht weit vom Büro entfernt lag ein Werkraum, in dem auch Schüler der Oberstufe eine Art Schlosserlehre absolvierten, die sie dazu befähigte, einfache Schlosserarbeiten für die Fabrik auszuführen.

Ab und zu kam der Fabrikchef auf den Hof, ging in die nahegelegene Garage, um mit seinem schwarzen Auto wegzufahren. Er lenkte sein Auto stets selbst. Wir lernten bei unserer Arbeit immer hinzu, so daß wir nach einer gewissen Zeit auch einfache Arbeiten an der Drehbank selbständig ausführen konnten. Langsam lernten wir auch etwas die deutsche Sprache. Einfache Wörter, die wir zu einfachen Sätzen formulierten, erlaubten uns, erste sprachliche Kontakte zu unseren deutschen Arbeitskollegen zu knüpfen. Diese wiederum fragten uns, woher wir kamen, was wir bis zum Kriegsanfang gemacht hätten und andere persönliche Dinge.



Ende 1942 in Ludwigsburg. 1. Reihe v. l.: Dimitrij Madshar,
Alexej Kaniwez, Nadja Tschernjak, ich;
2. Reihe v. l.: Petr Moros (aus Starije Sanschary), Fedor (Nachname unbekannt),
Iwan Dementij (Ukrainer aus Starije Sanschary), Wassilij Leschenko.

Bis zum Winter hatten wir uns einigermaßen eingelebt, uns an die Arbeitsweise gewöhnt. Einmal, nach der Arbeit, führte uns unser Meister zu einem Lagerraum, in dem riesige Mengen von Altkleidern bereitlagen, von denen wir einige heraus-suchen durften, denn es war ja Winter und es wurde stets kälter. Auch Schuhe durften wir mitnehmen. Schuhe für den Betrieb bekamen wir zusätzlich, die mit einer dicken Holzsohle versehen waren. Der Winter war da, doch durch unsere Arbeit ging die Zeit schnell vorüber. In unserem Haus zog ein weiterer Arbeiter ein, ein Jugoslawe, der dann im Betrieb die Position eines Vorarbeiters einnahm. Er wohnte im Zimmer des Kroaten und hieß Eugen Katona.

Unser Leben verlief in ganz normalen Bahnen, nur mit dem Essen waren wir nicht ganz zufrieden. Oft war es ohne Geschmack und sehr kalorienarm. Allerdings waren wir nicht verwöhnt. Wir alle hatten schon einige Hungerperioden in unserer Heimat überlebt. Die Abende verbrachten wir weitgehend in unserer Unterkunft, wo wir Haushaltsarbeiten verrichteten und die Wäsche und Kleidung in Ordnung brachten. In der Freizeit sangen wir gemeinsam Lieder und lasen die wenigen Bücher, die wir mitgebracht hatten. Eines Tages erhielten wir von unserem Leiter eine Gitarre, auf der wir dann versuchten, uns das Gitarrenspiel beizubringen.

So verging die Winterzeit und die Arbeit wurde zur Routine. Auf die gleiche Weise hatten wir uns daran gewöhnt, abends nicht aus dem Haus gehen zu können, denn das große Tor zu unserer Wohnung wurde vom Jugoslawen stets abgeschlossen. Jeder erhielt nun ein bestimmtes Stoffabzeichen, an dem man die Herkunft des Arbeiters ablesen konnte. Dieses Zeichen bestand aus einem ca. 8 mal 8 cm großen blauen Stoffquadrat, weiß umrandet, mit den Buchstaben »OST«. Wir alle waren verpflichtet, dieses Abzeichen auf der linken Seite der Oberbekleidung zu tragen. In der Öffentlichkeit waren wir stets in Begleitung des Jugoslawen. Ein gelbes Zeichen mit einem »P« in Orange mußten beispielsweise Polen tragen. Die übrigen Arbeiter anderer Nationalitäten trugen keine Erkennungszeichen. Unser Leben war schwer und eintönig. Im Frühjahr 1943 kamen noch zwei Mädchen aus Weißrußland, die auch in der Fabrik arbeiteten. Sie zogen in das Zimmer von Nadja.

Es kamen nun ständig neue Arbeiter anderer europäischer Nationalitäten hinzu. Franzosen, Slowenen, Holländer, ein Belgier und ein Grieche. All diese Neuan-kömmlinge wurden im Männerzimmer des 1. Stockes unseres Hauses unterge-bracht. Diese Leute arbeiteten wie wir an den Drehbänken in der Fabrik. Für uns war es eigenartig, daß sie mit den Deutschen gemeinsam in der Kantine essen durften. Sie bekamen Essensmarken und Geld. Abends konnten sie ohne Beglei-tung in die Stadt gehen.

Im weiteren Verlauf des Frühjahrs 1943 begannen nun in verstärktem Maße die Luftangriffe der alliierten Bomberverbände. Wir stellten fest, daß diese Anflüge meist in der Dämmerung stattfanden. Verdunklung war nun erste Bürgerpflicht geworden. Verdunklungspapier mußte man ganz dicht am Fenster anbringen, so daß kein Lichtschein nach außen dringen konnte. Beim Herannahen der alliierten Bomberverbände wurde stets Alarm durch eine Sirene ausgelöst. Wir machten uns dann immer große Sorgen. Weithin sichtbar und hörbar waren die Explosionen der abgeworfenen Bomben. Doch gab es auch Abwehrfeuer, das erst verstummte, wenn die Bomberflotten wieder zurückgefliegen waren. Entwarnung wurde durch einen lang anhaltenden Sirenenton gegeben. Wegen der zahlreichen Bombardie-



Ein gemeinsames Foto am Haus Seestraße 61, Sommer 1943.

*1. Reihe v. l.: Nadja Tschernjak, ich, ein Mädchen aus Weißrußland,
Iwan Dementij, ein Mädchen aus Weißrußland, Eugen Katona (unser Leiter);
2. Reihe v. l.: ein Ukrainer aus Starije Sanschary,
Fedor (Nachname unbekannt), Petr Moros.*

rungen auf deutsche Städte trafen auch wir Vorkehrungen, uns gegen diese Angriffe aus der Luft zu schützen. Wir begannen, einen ganz primitiven Bunker im Hof zu bauen, für den wir im Boden ein Viereck ausgruben, das mit Balken und einem Erdwall überdeckt wurde. Ein primitiver Schutz für ca. 20 Menschen.

Bei Fliegerangriffen benutzten wir nun immer diesen Bunker und hofften, dadurch wenigstens einen kleinen Schutz zu haben. Gleichzeitig begann man mit dem Bau eines größeren Luftschutzbunkers in unserer Fabrik. Im Vergleich zu unserem Bunker war er wesentlich tiefer ausgegraben, mit Beton ausgegossen und einer Stahlarmierung stabilisiert. Ein noch viel größerer Bunker war für die Ludwigsburger Bevölkerung im Salonwald geplant. Doch Ludwigsburg war bis jetzt von größeren Angriffen verschont geblieben. Wir glaubten, daß die bisherigen Angriffe erst den größeren Städten und den Industrieanlagen galten.

Beim Krankenhaus sah man viele verletzte Soldaten, wenn man im Schloßgarten spazierenging. Diese zahlreichen verwundeten Soldaten mit Krücken und auf Fahrstühlen waren nicht zu übersehen. Es war ein schrecklicher Anblick.

Im Sommer 1943 spürte man eine gewisse Lockerung der bisherigen Verhaltensweisen. Am Sonntag durften wir ohne Aufsicht in der Stadt und im Schloßgarten spaziergehen. Ich kann mich noch an den Turm der Emichsburg erinnern, von dem wir einen sehr schönen Ausblick hatten. Darunter lag ein kleiner See, an

dem einige Franzosen Frösche fingen. Man sagte uns, daß es eine spezielle französische Delikatesse sei. Im Sommer 1943 hatten wir auch einmal die Gelegenheit, an den Neckar zu kommen. Der Fluß liegt sehr schön, besonders die Flußseite mit den Weinbergen. Diese Gelegenheit nutzen wir natürlich, um zu baden.

Ich hatte Arbeiten an verschiedenen Schleifmaschinen und der Drehbank zu erledigen. Man mußte auf diesen Maschinen sehr genau arbeiten. Es kam dabei auf ein Hundertstel-Millimeter an, so daß man manchmal auch Ausschuß produzierte. Daß dann unser Meister nicht gerade begeistert war, versteht sich von selbst. Er rügte uns dann. In einem Fall gab er mir auch einmal eine Ohrfeige für einen groben Fehler, den ich begangen hatte.

In unserer Unterkunft hatte sich eine gewisse Vertraulichkeit gebildet. Es war sehr international geworden. Man sprach wohl deutsch, doch hin und wieder unterhielt man sich dann auch französisch, mit Händen und Füßen. Besonders gefielen mir zwei Franzosen, die sehr lustig waren. Es waren Brüder, die Jean und Daniel Carminati hießen. Ein weiterer Franzose war etwas ernster und älter. Er konnte Geige spielen, so daß wir oft lustige Abende hatten. Bei uns waren auch Holländer. Einer von ihnen hatte sich etwas die russische Sprache angeeignet. Er wurde schließlich mein Freund. Vor dem Krieg war er bei der holländischen Botschaft in Moskau beschäftigt. Wir gingen zusammen oft in der Stadt spazieren.

Es war wohl auch ganz selbstverständlich, bei einer gewissen Vertrautheit aus dem eigenen Leben zu erzählen, von seiner Familie, den Verwandten und anderem mehr. Lui wollte irgendwann einmal in die Schweiz fliehen, doch waren viele Probleme zu überdenken. Die Flucht blieb letztlich nur eine Idee. Während unseres ganzen Zwangsaufenthaltes in Deutschland sind wir mit Lui ein einziges



Dieses Bild malte ich im Winter 1943. Man sieht unsere Stockbetten. Die Matratzen wurden mit Holzspänen gefüllt. Bettwäsche gab es nicht.

Mal unerlaubt und ohne Wissen der Firmenleitung mit dem Zug nach Stuttgart gefahren. In Stuttgart und während der Fahrt mit dem Zug waren wir nicht aufgefallen. Vermutlich hatte sich kurz vor Kriegsende die allgemeine Ordnung bereits sehr gelockert. Allerdings hatte ich mein Stoffabzeichen abgetrennt.

Zeitungen bekamen wir nicht zu Gesicht. Nur ganz wenige Informationen sickerten durch. So wußten wir, daß die Alliierten zwischenzeitlich eine zweite Front aufgebaut hatten. Man spürte deutlich, daß sich vieles zu Ungunsten der Deutschen veränderte. Bomben fielen vereinzelt auf Ludwigsburg. Nicht weit entfernt war das Lazarett, das auf dem Dach mit einem großen Roten Kreuz gekennzeichnet war, um so vor einem eventuellen Bombenangriff geschützt zu sein. Wir fühlten uns in unserem primitiven Bunker nicht mehr sicher, so daß wir bei Fliegeralarm an die Stadtgrenze oder den großen Bunker im Salonwald flohen. Bei jedem Luftangriff bebten die Bunkerwände, verschiedentlich waren auch Brände zu sehen. Eine für mich bleibende schlimme Erinnerung ist, daß bei einem dieser Luftangriffe, einen halben Meter von unserem Bunker entfernt, eine Luftmine explodierte. Wir hatten dabei großes Glück, denn bei einem Volltreffer wären alle Bunkerinsassen tot gewesen.

Es war Herbst 1944 geworden und zum ersten Male sahen wir britische und französische Kriegsgefangene, die Trümmer wegräumen mußten. Auch sowjetische Kriegsgefangene sah man neuerdings. Im Vergleich zu den englischen und französischen waren sie sehr heruntergekommen, schmutzig und verwahrlost. Die Engländer und Franzosen hatten hingegen noch ordentliche Uniformen an.

Es gingen Gerüchte um, daß die Deutschen beim Rückzug alle Zwangsarbeiter töten würden, was sich natürlich auch in unseren Köpfen festsetzte. Was würde nun mit uns passieren? Wir fühlten uns hilflos und seelisch auf dem Tiefpunkt. Verglichen wir nun unsere Situation mit der der sowjetischen Kriegsgefangenen, so war unsere Lage dennoch vergleichsweise besser.

In unserem Fabrikraum wurde eines Tages eine automatische Werkzeugmaschine aufgestellt, die ein deutscher Arbeiter bediente. Wir waren darüber verblüfft, daß diese Maschine gleichzeitig 18 verschiedene Arbeitsgänge bearbeiten konnte. Auch ich wurde an dieser Werkzeugmaschine angeleitet und arbeitete dann mit ihr bis Kriegsende.

Es war Winter 1944 geworden und wir spürten, daß es der letzte Kriegswinter sein würde. Spärliche Informationen erhielten wir darüber, daß möglicherweise die Rote Armee bereits auf deutschem Territorium kämpfte. Vom Westen stießen die Alliierten vor, so daß zwei Fronten Deutschland zu besiegen drohten. Der Kriegsausgang war jetzt nur noch eine Frage der Zeit. Unsere Fabrik war bisher von Zerstörungen verschont geblieben, weshalb auch weitergearbeitet werden konnte. Die Disziplin wurde aber überall lockerer.

Am Rande der Stadt befanden sich hinter Stacheldrahtverhauen mehrere größere Lager, in denen viele unserer Landsleute leben mußten. Hier waren auch Franzosen und Polen eingesperrt. Diese Menschen arbeiteten ebenfalls in Fabriken. Seit kurzem war es uns erlaubt, mit ihnen zu sprechen. Gewohnt hatten sie in großen Sälen mit Stockbetten. Ihr Leben war nach meiner ersten Einschätzung und dem was ich gesehen hatte, viel schwerer, als das unsrige. Diese Menschen durften auch nicht das Lager verlassen. Erst sehr viel später, gegen Kriegsende, hatte man diesen Menschen erstmals gestattet, an den Wochenenden die Stadt zu besuchen. Wir trafen ständig Gruppen dieser Leute, mit denen man sich dann unterhalten konnte.

Im Frühjahr 1945 nahmen die Luftangriffe, wohl auch wegen der kürzeren Anflugwege, zu. Spürbar freundlicher wurde das Verhalten der Deutschen uns gegenüber. Ich persönlich bekam eine Einladung von einem deutschen Arbeiter. An seiner Lebensweise war ich sehr interessiert und deshalb nahm ich seine Einladung auch an. Als ich dann bei der besagten Adresse erschien, wurde ich sehr freundlich empfangen. Seine Familie lebte in einer sehr gemütlichen Wohnung. Es war alles sehr ordentlich und sauber. Die Zimmer waren dekorativ tapeziert. An



*Iwan Dementij, Olga Kostjutschenko, ein Mädchen
aus dem Kursker Gebiet, und ich.*

den Wänden hingen Bilder und in der Wohnung standen schöne Möbel. Man hatte mich zum Mittagessen eingeladen, es war gut. Während des Essens unterhielten wir uns; ich mußte dabei feststellen, daß der Gastgeber ein Hobbykünstler war. Er malte Ölbilder. Wir verabschiedeten uns als Freunde. Seine Malerei hatte mir sehr gefallen und noch heute erinnere ich mich gern an seine Landschaftsbilder.

Zu diesem Zeitpunkt kamen dann auch Landsleute aus den Lagern von Stuttgart,

Asperg und Ebingen nach Ludwigsburg. Es war schön, auch Altersgenossen aus meinem Dorf zu treffen, die ich mehrere Jahre nicht gesehen hatte.

Wir fühlten, daß sich die Fronten näherten und das Ende des Krieges nicht mehr fern sein würde. Wir wußten nicht, wo die alliierten Armeen standen, doch glaubten und meinten wir, daß sie bereits tief nach Deutschland eingedrungen waren.

Wir gingen, wie gewöhnlich, zur Arbeit. Der früheren Spannung, wie sie einstmals vorhanden war, folgte eine allgemeine Lockerung im menschlichen Zusammenleben. Man spürte, daß die Deutschen wußten, daß der Krieg für sie verloren war. Man konnte nicht umhin, im Inneren des Herzens zu triumphieren, sich von der Belastung freizumachen, durch deutsche Gewalt von der eigenen Familie weggerissen worden zu sein.

Als wir um 19 Uhr heimkamen, war es noch hell; man verbot uns jetzt nicht mehr, in der Stadt bis zur Dunkelheit spazierenzugehen. Wir hatten bei dieser Gelegenheit auch Mädchen kennengelernt, die bei deutschen Familien Dienst tun mußten. Manchmal überraschten sie uns mit süßen Leckereien, z. B. mit Apfelmarmeladekuchen, der mir besonders geschmeckt hat; eine seltene Kostbarkeit, die wir sonst noch nie bekommen hatten. Bescheiden, ja anspruchslos, lebten die Deutschen während des Krieges. In einer bei unserer Unterkunft gelegenen Bäckerei konnten neuerdings Deutsche und Ausländer mit Essensmarken Weißbrot oder Kuchen mit Marmelade kaufen. Man war jetzt nicht mehr so hungrig, vielleicht auch deshalb, weil man den einen oder anderen bescheidenen Leckerbissen zu essen bekam. Unsere Arbeit war jetzt weitgehend darauf ausgerichtet, Trümmer wegzuräumen. Bomber flogen jetzt nicht nur nachts. Wir wurden auch bei Arbeiten an der Eisenbahnlinie in der Umgebung von Ludwigsburg eingesetzt. Durch Angriffe waren sehr viele Eisenbahnwaggons und Schienen beschädigt worden. Bei dieser Gelegenheit sahen wir erstmals Russen in deutschen Uniformen. Am Ärmel waren diese Soldaten mit den kyrillischen Buchstaben »POA« gekennzeichnet. Wir erfuhren, daß es Soldaten der »russischen Befreiungsarmee« waren, die seinerzeit vom sowjetischen General Wlassow rekrutiert und gegründet worden war. In Ludwigsburg waren sehr viele deutsche Soldaten zu sehen, auch Verwundete, mehr und mehr aber auch russische Soldaten in deutschen Uniformen, die an der Westfront gekämpft hatten.

Im März 1945 wurde das politische und militärische Klima härter. Man fühlte, die Front war näher gerückt. Ostarbeiter wurden ab sofort wieder strenger bewacht. Es war eine allgemeine Nervosität spürbar. Doch nach meinem Empfinden waren das nur Äußerlichkeiten. Im Grunde genommen fühlten wir uns jetzt freier. In der Fabrik wurde kaum noch gearbeitet. Im April waren vermehrt Anflüge der alliierten Luftstreitkräfte zu registrieren. Sie flogen in großen Höhen und man hatte das Gefühl, daß von deutscher Seite keine Gegenwehr mehr vorhanden war. Man spürte, daß sich die Front näherte und Angriffe vereinzelt dem Bahnhof und Fabriken galten. Gerüchte kursierten in der Stadt, daß SS-Leute die Ostarbeiter umbringen würden. Das beste war wohl, abzuwarten.

Es kam zu ersten Auflösungserscheinungen in der Stadt. Hektik war an der Tagesordnung. Ausländer liefen in Gruppen herum. Die Straßen waren voll von Militärautos, Soldaten, Offizieren und Volkssturm, die alle etwas von einer gewissen Auflösungserscheinung ausstrahlten. Absolute Nervosität überall. Ein weiteres Gerücht war, daß die Frontlinie bereits zehn Kilometer von der Stadt entfernt verlaufen würde. Man hörte Geschützlärm. Doch in der Stadt war von Kämpfen

nichts zu spüren; es war eine Lazarettstadt, die doch wohl vom Gegner geschont werden sollte? Wie man hörte, sollte die Stadtverwaltung evakuiert worden sein, wodurch die Stadt ihrem Schicksal überlassen war. Polizisten trugen Rote-Kreuz-Armbinden. Offensichtlich hatte das gesamte Militär die Stadt verlassen. Es war Samstag, der 21. April 1945. Der Morgen war sehr ruhig gewesen. Wir gingen wie gewöhnlich in die Fabrik. Wir beobachteten, wie in den Geschäften Brot, Milch und andere Lebensmittel ohne Essensmarken ausgegeben wurden. An anderen Plätzen wurden hektisch Kleidungsstücke aus den Läden getragen.

In der Fabrik frühstückten wir. Arbeiter waren nicht mehr anwesend. Der Direktor schaute kurz vorbei, ohne viel zu sagen. Jeder war jetzt irgendwie auf sich selbst gestellt. Wir gingen in die Stadt, keiner hinderte uns daran. Wir kamen am Bahnhof vorbei, wo wir holländische und französische Kameraden antrafen. Plötzlich sahen wir die ersten Besatzungstruppen. Fast wild aussehende Gestalten. In Tarnuniformen stürmten sie in die Stadt. Gezielt näherten sie sich auch unserer Gruppe, zogen dann aber weiter. Unsere zehnköpfige Gruppe versuchte die Soldaten durch Schreien zu begrüßen, doch sie beachteten uns nicht weiter. Wir gingen zur Stuttgarter Straße in die Nähe des Schloßgartens. Nirgends waren Schüsse zu hören. Die Stadt hatte sich nicht verteidigt, hatte sich kampflös ergeben. Deutsche Soldaten waren nicht mehr zu sehen. Die einströmenden fremden Soldaten hatten inzwischen ein leichtes Maschinengewehr auf der Straße aufgestellt. Wir Ausländer umkreisten diese Soldaten und versuchten sie wortreich und laut zu begrüßen. Die Soldaten wollten uns vertreiben, schafften es aber nicht. Auf der Straße fuhren zahlreiche Militärautos, deren Aufschriften wir entnehmen konnten, daß Ludwigsburg von den Franzosen besetzt worden war.

Das Zuchthaus wurde geöffnet. Viele Sträflinge liefen mit ihren gestreiften Anzügen umher und wußten nicht, was sie tun sollten. Aus großer Freude heraus versuchten sie dann, die französischen Soldaten zu umarmen, um so ihrem Glück und ihrer wiedergewonnenen Freiheit Ausdruck zu verleihen. Einige ehemalige Sträflinge nahmen Gewehre von Soldaten an sich. Vielleicht war es eine Art Siegesrausch. Sie wollten bei der Besetzung der Stadt mithelfen.

Aus einer Seitenstraße fuhr ein Auto auf die Stuttgarter Straße zu. Am Steuer saß ein deutscher Polizist, noch in voller Uniform. Auf dem Hintersitz befand sich eine junge Frau mit sehr vielen Koffern, wahrscheinlich war es die Tochter. Mit Gewehren bewaffnete Soldaten liefen zum Auto, um es aufzuhalten. Der Polizist schien über das ganze Geschehen um ihn herum ziemlich verdutzt zu sein. Einer der Soldaten stieß ihm mit seinem Gewehr in die Seite. Das Übliche wohl, was bei einer Gefangennahme folgt. »Hände hoch«. Man spürte, wie dieser Polizist vor Angst erstarrete. Schließlich stieg er aus dem Wagen. In diesem Moment entriß ihm ein Franzose die Pistolentasche. Die Soldaten durchsuchten weitere Taschen des Polizisten, fanden aber nichts. Man führte ihn zur Seite. Keiner hatte die im Wagen sitzende junge Frau beachtet. Doch dann stiegen zwei Soldaten in den Wagen ein, lächelten die junge Frau an, die aber das Auto verlassen wollte. Mit Gesten versuchten dann die Soldaten, die Frau zum Bleiben zu bewegen. Einer der Soldaten wollte das Auto starten, doch es klappte nicht. Erst als der Polizist technische Hilfe gab, sprang der Motor an. In all dieser fröhlichen Erregung lief ich von einer Menschengruppe zur anderen; ich konnte kaum glauben, daß nun alles vorbei war.

Nur wenige Deutsche waren auf der Straße. Die Ausländer beherrschten das



Die Seestraße von Sueden. Rechts das Gebäude Nr. 61. Foto um 1950.

Straßenbild. Niemand arbeitete mehr. Wir gingen zu unserer Fabrik, da dort Lebensmittelvorräte zu vermuten waren und uns Nadja Essen gekocht hatte. Holländer und Franzosen hatten irgendwo einen Eimer voll Wein aufgetrieben, den wir dann tranken. Da wir Alkohol nicht mehr gewohnt waren, waren wir sehr bald betrunken. Am nächsten Morgen frühstückten wir, anschließend gingen wir in die Stadt, da wir ja nicht mehr zu arbeiten brauchten.

An uns fuhren ständig Soldatengruppen vorbei; niemand interessierte sich aber für uns. Gegen Abend hielten wir uns in einem großen Ostarbeiterlager auf, wo bereits viele französische Soldaten waren. In diesem Lager waren auch viele Mädchen inhaftiert, die sich in zahlreichen Sprachen unterhielten. Am Abend hatte man dann spontan einen Tanzabend organisiert. Ein Massenaufgebot an Menschen. Irgendwo spielte auch ein Orchester. Die Menschen fielen sich in die Arme: Viele dieser jungen Leute waren betrunken; sie tanzten alle im Hof, im Schein des Lichts aus den Baracken. Die Verdunklung war ja jetzt aufgehoben und wir kamen erst sehr spät nach Hause.

Gleich in der ersten Woche unseres freien Lebens waren wir ungezwungen mit unseren ausländischen Landsleuten ausgegangen. Unsere Freunde gingen in die Läden, um Lebensmittel zu beschaffen, die sie dann kurz nach Kriegsende »kostenlos« von den Deutschen bekamen. Ganz in der Nähe war ein großer Weinkeller, aus dem wir uns dann bedienten. In diesen Tagen wurde viel gegessen und getrunken, wohl auch eine Folge davon, daß dieser Krieg nunmehr vorbei war und wir bald wieder nach Hause fahren würden. Einige Tage später erreichte uns die Nachricht, daß sich Alliierte und Rotarmisten im besiegten Deutschland getroffen hatten. Unsere große Sorge war nun, wie kommen wir nach Hause?

Nach ein paar Tagen schon machten sich Holländer und Franzosen auf den Weg,

um so schnell wie möglich nach Hause zu gelangen. Man hatte extra für die Rückführung Flugzeuge bereitgestellt, um diese Menschen in ihre Heimatländer zu bringen. Auch mein Freund Lui Meerschaat beabsichtigte, nach Holland zu gehen. Er hatte mir vorgeschlagen, mit ihm zu gehen, doch ich hatte großes Heimweh und lehnte deshalb ab. Mit Wehmut verabschiedeten wir uns schließlich voneinander, auch von unseren anderen Freunden, Franzosen, Jugoslawen und Griechen, die alle in ihre Heimat zurückkehrte. Nur wir blieben allein zurück.

Wenige Tage später erhielten wir die Nachricht, daß auch wir wieder in unsere Heimat zurückkehren könnten. Wir sollten uns an einem bestimmten Ort in der Nähe von Stuttgart sammeln. Auf einem zweirädrigen Karren, den wir organisiert hatten, transportierten wir unsere geringe Habe zum Sammelplatz. Allerdings gab es auch Landsleute aus der Ukraine, die nicht wieder in ihr Land zurückkehren wollten. Keiner hätte sie hierzu gezwungen. Fast einen ganzen Tag benötigten wir, um zum Sammelplatz zu gelangen. Hier fanden sich auch viele andere Sowjetbürger ein. Der Sammelplatz war in einem Kasernengelände. Hier wurden wir auf richtigen Betten mit Wäsche untergebracht. Das Ganze bewachten amerikanische Soldaten, die ständig Kaugummi kauten; alles hochgewachsene Kerle mit Helmen. Hier sah ich das erste Mal in meinem Leben einen farbigen Soldaten. Mit großem Interesse beobachtete ich ihn. Ich führte sogar ein Gespräch. Mir schenkte er einen Kaugummi und eine Zigarre.

In diesem Lager waren alle sehr gespannt, was die Zukunft bringen würde. Gefangene Offiziere der Roten Armee hatten dort gearbeitet. Einige von ihnen versuchten, sich ihre früheren Uniformen und Schulterstücke wiederzubeschaffen.

Man bemühte sich, uns auf dem Laufenden zu halten, wozu Versammlungen abgehalten wurden. Schon bald, so wurde uns gesagt, sollten wir der Roten Armee übergeben werden. Täglich gab es eine Art Formalausbildung, bei der wir lernten, richtig in Gruppen anzutreten und zu marschieren. Man hatte eine regelrechte Tagesordnung aufgestellt. Nach der Morgengymnastik gab es Frühstück und im weiteren Verlauf des Tages fanden verschiedene Veranstaltungen statt, z. B. Vorlesungen, Konzerte, Tanzabende, Treffen mit ehemaligen Kriegsgefangenen. Das Leben im Lager war militärisch organisiert. Dreimal täglich gab es eine Mahlzeit, die aber ziemlich bescheiden ausfiel. Der größte Teil unserer Mahlzeiten bestand aus Dosenessen. Jeder von uns erhielt von den Amerikanern einen Karton, in dem sich Dinge befanden, die wir in unserem Leben noch nie gesehen hatten: Kekse, Kakao, Sprossen, Schokolade, Rinderschmorbraten mit Schinken u. a.

Eines Tages wurde unser Lager bzw. der Versammlungssaal in einen Clubsaal umgewandelt. An den Wänden hingen auf einmal Bilder von Lenin, Stalin und Thälmann. Der Bühne gegenüber wurden Stuhlreihen aufgestellt. Wir sollten wohl an die Verhältnisse in unserem Land gewöhnt werden. In diesem Saal versammelten sich abends ehemalige Kriegsgefangene, Soldaten und Offiziere. Einige trugen Zivilkleider, andere eine Art paramilitärische Uniform. Sie trugen selbstbewußt Waffen, Revolver oder Dolche an den Gürteln. Manche hatten auch Waffen in den Taschen. Im Clubhaus gab es viele gut angezogene Mädchen, die sich mit den anwesenden, meist angetrunkenen Männern unterhielten. Überall sprach man über den gerade zu Ende gehenden Krieg, die Vergangenheit und die Zukunft. Amerikaner waren ebenfalls anwesend, die uns argwöhnisch anschauten. Einige Tage später erzählte uns ein ehemaliger sowjetischer Kriegsgefangener, ein Marine-Invalide, daß z. Zt. der Endkampf um Berlin stattfinden und dann der Krieg

endgültig vorbei sein würde. Kurze Zeit später bestätigte uns dann ein sowjetischer Oberst, daß Deutschland nun endgültig kapituliert hätte. Unsere Rückkehr wurde nun zur Gewißheit. Bei einer der Veranstaltungen wurden wir aufgefordert, uns am nächsten Tag für die Rückkehr in die Heimat bereitzuhalten. Ich war bei der ersten Hundertschaft. Es wurde angeordnet, nicht mehr als 20 kg Privatgepäck mitzuführen. Mitnehmen durfte man private Dinge und Lebensmittel. Ich besaß eine amerikanische Lebensmittelkiste, meine Notizen und einige Kleider, insgesamt also einen Koffer und eine Tasche.

Kreis/Stadt	Ludwigsburg	Nation	Russland
Name	Kowalenko, Wasilij		
Geb.-Tag u. Ort	22.7.25, Stary-Senshary		
Gef.-N. u. Arb.-N.		Relig.	Fam.-St.
Beruf	Hilfsarbeiter		Kinder
Anmeldung	Arbeitgeber u. Wohnort		Abmeldung
9.11.42	Bestika, Maschinenfabrik, Ludwigsburg, Seestr. 61.....		31.3.45
	Neuer Wohnort unbekannt.		

Gestorb. in:

Todesursache

Begräbnisort

Arb.- Akten	Betr.	Gericht u. Str.	Gesund	Kranken- Ka.	Kreis- pol.	Nachl.	Sozial- vers.	Statist.	Stand	Wirt- schaft
ja	ja						ja			

W. H. 9370. O/0992.

Die im Stadtarchiv Ludwigsburg aufbewahrte Arbeitskarte
von Wasilij Kowalenko.

Morgens holten uns fünf große amerikanische Militärlaster mit Zeltplanüberdachung ab. Wir fuhren bis Linz in Österreich, wo wir abends ankamen. In einer Kaserne wurden wir bereits erwartet. An der Wache stand ein Rotarmist mit Gewehr und aufgepflanztem Bajonett. Wir stiegen von den Autos. Ein Offizier und ein Hauptfeldwebel erschienen. Anhand einer Liste wurden wir einzeln aufgerufen. Die leeren amerikanischen Lkws fuhren dann wieder weg. Uns hingegen führte man in die Kaserne. Zu diesem Zeitpunkt wußten wir noch nicht, daß wir am anderen Tag von Linz nach Wien marschieren mußten. In einer Woche war dieser für uns alle sehr beschwerliche Weg dann endlich beendet. In Wien kamen uns bereits die ersten Rotarmisten entgegen, die uns an die Schwarzmeerküste am Fuße des Kaukasus brachten, wo wir in einer Militärbauabteilung dienen mußten, um zerstörte Städte wieder aufzubauen. Die Zugfahrt von Wien bis zum Kaukasus, die sehr anstrengend war, dauerte einen ganzen Monat lang.

Schülerkanoniere aus Ludwigsburg im Bombenkrieg 1943–1945*

von Gerhard Würth

»Wenn man auf einen historischen Zeitraum von 50 Jahren wechselvoller Geschichte zurückblickt, sind letztlich die Erinnerungen geblieben, die sich in ganz besonderer Weise eingepägt haben. Unsere Jugendzeit fiel in die schrecklichsten Jahre dieses Jahrhunderts. Der gravierendste Einschnitt in unser damals junges Leben war der frühzeitige Schulabgang mit der gleichzeitigen Einberufung als Luftwaffenhelfer.

Am 15. Februar 1993 jährt sich zum 50. Mal der Tag, an dem der Jahrgang 1926/27, damals Schüler der 6. Oberschulklasse, das Elternhaus mit einer Wehrmachtsbaracke tauschen mußte. Wie der Schriftsteller Günter de Bruyn in seiner Autobiographie »Zwischenbilanz« formulierte, waren wir »praktisch Soldaten, amtlich noch Schüler, die nicht vereidigt, sondern nur dienstverpflichtet wurden, weshalb der Einberufungsbefehl auch Heranziehungsbescheid hieß. Die gesetzliche Rechtfertigung dieses Militärdienstes für Kinder bot eine Notdienstverordnung von 1938«. Nach weiteren Jahren Kriegseinsatz und Kriegsgefangenschaft sind die meisten mehr oder weniger angeschlagen heimgekehrt. Nicht alle kehrten zurück. Alles Alte und Neue mußten wir erst begreifen lernen. Das Leben ging weiter, und die zurückliegenden Jahre waren Herausforderungen für uns alle. ...«

Das war der Wortlaut einer Einladung anlässlich des 50. Jahrestages der Einberufung des ersten Luftwaffenhelferjahrganges am 15. Februar 1943.

Die Flakhelfergeneration hat nach 1945 kaum mehr Resonanz gefunden. Die in der Kriegsgeschichte wohl einmalige »Aktion Schülerklau« blieb nahezu unerwähnt und drohte auch vergessen zu werden. Die Älteren unter uns haben ja alle ihr eigenes Erleben vom Krieg und vom Soldatsein. Ich will keine Kriegsgeschichten und Soldatengeschichten wiedergeben, vielmehr versuchen, ein wahres Geschichtsbild einer jungen Generation zu geben, dann ein Bild jener Zeit zu zeichnen und auch Jugenderlebnisse in den Vordergrund zu stellen, und das aus einer Zeit, da jugendlicher Mut, jugendliche Begeisterungsfähigkeit, vielleicht auch jugendliche Ideale und Ängste schändlich ausgenutzt, ja mißbraucht wurden.

In diesen Jahren vollzieht sich ja ein Generationswechsel. Bei unserer Generation setzt sich das Bild des Krieges aus dem Erleben zusammen, und so wird eine Distanz von 50 Jahren ein letzter Zeitpunkt oder der letzte Zeitpunkt für uns, das damalige Geschehen, das ja längst Geschichte geworden ist, noch einmal vor Augen zu führen, darzulegen, vielleicht verständlich zu machen, um das Erlebte zu bewahren. Geschichte läßt sich ja bekanntlich am ausdrucksvollsten wiedergeben, wenn das Geschehen individuell erlebt und gesehen wird. Manfred Rommel,

* Vortrag am 9. Februar 1995 vor dem Historischen Verein Ludwigsburg.

Stuttgarts Oberbürgermeister, selbst Flakhelfer in jener Zeit, sagte einmal bei einer Buchveröffentlichung: *»Es läßt sich manches aus der Geschichte lernen, auch aus der Geschichte der Flakhelfer. Geschichte muß man kennen, sonst lehrt sie nichts.«*

1939, als der Krieg ausbrach, war ich 13 Jahre alt gewesen und ich höre heute noch die Worte meiner Tante, einer Kriegerwitwe aus dem Ersten Weltkrieg: *»Bub«,* sagte sie, *»für diesen Krieg bist du zu jung, dich braucht man Gott sei Dank nicht mehr.«* Drei Jahre später und nicht ganz zwei Jahre nach der Konfirmation war ich dann zusammen mit meinen Schulkameraden dabei.

Bevor wir aber nun in medias res gehen, erachte ich es für wichtig und notwendig, ein kurzes Wort zur britischen Luftkriegführung zu sagen, denn dieser Luftkrieg hatte ja bekanntlich seine Vorgeschichte. Diese Vorgeschichte wurde anlässlich der Denkmalehrung für Sir Arthur Harris, 1992, in einer Beilage der FAZ von einem Günther Gillissen sehr ausführlich behandelt, was ich jetzt versuche, in wenigen Sätzen wiederzugeben:

Im Gegensatz zu den Landmächten auf dem Kontinent, wie etwa Frankreich, Deutschland, die Sowjetunion, die eine taktische Luftstreitmacht hauptsächlich zur Kampfunterstützung der Bodentruppen unterhielten, hat die britische Führung nach den Erkenntnissen aus dem Ersten Weltkrieg die Royal Air Force als eine eigenständige Streitmacht neben der British Army und der Royal Navy aufgestellt, und zwar mit einem eigenen Kampfauftrag, nämlich dem Kampfauftrag der Strategischen Luftkriegführung. Dieser Strategische Luftkrieg trifft den Gegner hinter seiner aufgestellten Streitmacht mit Angriffen auf die Hauptstädte und die Industriezentren. Die Konsequenz dieser Überlegung war ein kürzerer Weg zum Ziel, ohne dabei aufwendige Materialschlachten, so wie im Ersten Weltkrieg, führen zu müssen.

In der ersten Luftkriegsphase bis 1941 begann das Bomberkommando der RAF sehr bald mit planmäßigen Angriffen auf Verkehrs- und Industriezentren inmitten der deutschen Städte, die aber mit den damaligen Mitteln der Zielfindung und Zielerkennung fast zwangsläufig die umgebenden Wohngebiete treffen mußten. Nach verlustreichen Tagesoperationen hatte sich die britische Luftwaffe frühzeitig auf Nachteinsätze umgestellt, und daran hielt sie auch im wesentlichen bis Kriegsende fest. Da diese Angriffe aber vom Ergebnis her nicht die erhoffte Wirkung zeigten, entschloß sich die britische Führung, nachdem zwischenzeitlich die viermotorigen Langstreckenbomber mit großer Reichweite, einer hohen Tragfähigkeit und neuen Navigationssystemen zur Verfügung standen, zum *»area bombing«*, also dem Flächenbombardement, um damit die Treffsicherheit zu erhöhen, und was damit verbunden ist: mit größeren Schäden im Zielgebiet. Dies war damals der Anfang der systematischen Zerstörung der deutschen Städte. Die sich daraus entwickelnde beiderseitige Kriegspropaganda und die gegenseitigen Vergeltungsorgien sind von untergeordneter Bedeutung.

Der Auftakt zum Städteterben war das Flächenbombardement auf Lübeck am 28. März 1942. Dies war übrigens die erste Amtshandlung des damals neu eingesetzten Luftmarschalls Sir Arthur Harris. Mitte April 1942 wurde Rostock durch Flächenbombardement völlig zerstört. Es folgte am 30. Mai 1942 der Angriff auf Köln mit der bis dahin größten Bomberflotte der Geschichte mit über 1000 Bombern. Auf diese Entwicklung der strategischen Luftoffensive der RAF mußte natürlich von seiten der Reichsluftverteidigung reagiert werden.

Das Jahr 1943 ging ins fünfte Kriegsjahr. Keiner von uns Schülern dachte damals an die weiteren schrecklichen Aussichten des Krieges, und niemand von uns ahnte in der damaligen Situation, trotz der Niederlage von Stalingrad, die bevorstehende Wende des Kriegsgeschehens. Noch beeindruckten die Worte des Reichsmarschalls Göring: *»Wanderer kommst du nach Stalingrad, / so verkündige dorten, / du habest uns hier liegen gesehen / wie das Gesetz es befahl.«*

Noch waren wir Kinder jener Zeit, fühlten uns wohl im häuslichen Kreis und waren von der Familie umsorgt. Gleich der Februar 1943 war dann sehr ereignisreich und brachte einige Überraschungen. Ein Bild zur damaligen Zeit geben uns die Schlagzeilen der Ludwigsburger Zeitung aus jenen Tagen. Am 4. Februar 1943 schrieb sie: *»Helden von Stalingrad rufen zur Tat / Sie wiesen uns den Weg zum Sieg / Bis zum letzten Atemzug blieb die unsterbliche 6. Armee ihrem Fahneneid treu.«*

Am 19. Februar 1943 lesen wir: *»Volk steh auf und Sturm brich los / Gewaltige, mitreißende Volkskundgebung im Berliner Sportpalast / Dr. Goebbels als Sprecher der ganzen Nation / Wir sind entschlossen, unser Leben mit allen Mitteln zu verteidigen / Der totale Krieg ist das Gebot der Stunde.«*

Übrigens war dies die Rede, in der es hieß: Wollt ihr den totalen Krieg? Alles schrie damals: Ja. Am 25. Februar 1943 standen als Schlagzeilen:

»Europas Zukunft wird im Osten entschieden / Proklamation des Führers zur Gründungsfeier der Partei in München / Unser Glaube und unser Fanatismus sind stärker denn je / Wir werden die Macht der jüdischen Koalition zerschlagen / Kampf bis zum endgültigen Sieg.«

Gerade in jenen Tagen im Februar 1943 wurden im ganzen damaligen Reichsgebiet die Oberschüler des Jahrganges 1926/27 in das Kriegsgeschehen einbezogen. Die rechtliche Grundlage dazu nannte sich: **3. Verordnung zur Sicherstellung des Kräftebedarfs für Aufgaben von besonderer staatspolitischer Bedeutung** (Abb. 1).

Und was schrieb die Ludwigsburger Zeitung zu jenem Ereignis? Am 12. Februar 1943 hieß es dort:

Deutsche Jugend im totalen Einsatz. »Nachdem der Einsatz aller deutschen Männer und Frauen an kriegswichtiger Stelle vor wenigen Tagen durch Gesetz festgelegt wurde, wird nunmehr auch die Jugend nicht zurückstehen. Die höheren Schüler sollen Gelegenheit zum Einsatz als Luftwaffenhelfer erhalten. – Mit dem Kriegseinsatz der deutschen Jugend ist ein weiterer Schritt zur totalen Mobilisierung aller Kräfte des deutschen Volkes getan.«

Am 15. Februar 1943 konnte man lesen: *»Schüler des Jahrganges 1926/27 als Helfer der Luftwaffe / Elternversammlung im Ratskellersaal / Schulunterricht wird trotzdem weitergeführt.«*

Die Kornwestheimer Zeitung schrieb am 20. Februar 1943 unter ihrer jeweils zum Wochenende erschienenen »Wochenplauderei« unter anderem:

»Und die Schulbuben aus den mittleren und höheren Schulen dürfen sich zur Heimatluftwaffe als Helfer melden. Stolz sind die Jungens und eifrig, das kann man sich ja denken. Da wird dann manche wertvolle Kraft abgelöst werden können und wird für andere Zwecke frei werden, für die jugendliche Begeisterung und Feuereifer allein nicht genügt, sondern die größere Körperkraft ausschlaggebend ist.«

In Wirklichkeit aber hatte die »Aktion Schülerklau« bei uns in der damaligen Mörike-Oberschule folgenden Verlauf: Eines Morgens zur Pause, es muß nach heutigen Überlegungen Montag, der 8. Februar 1943 gewesen sein, wurden wir von

Heranziehung von Schülern zum Kriegshilfeinsatz der deutschen Jugend in der Luftwaffe

An
Herrn / ~~Walter~~ ~~Frantz~~ ~~von~~ Karl H e n n

in Ludwigsburg
Stuttgarterstr.10

(als Erziehungsberechtigten des nachstehend genannten Schülers)*)

Die deutsche Jugend der höheren und mittleren Schulen wird dazu aufgerufen, in einer ihren Kräften entsprechenden Weise bei der Luftverteidigung des Vaterlandes mitzuwirken, wie dies in anderen Ländern schon lange geschieht. Schüler bestimmter Klassen der genannten Schulen sollen als Luftwaffenhelfer für Hilfsdienste bei der Luftwaffe eingesetzt werden.

Hierfür wird der Schüler Helmut H e n n
geboren am 2.4.1928 der Mürike - Ober - Schule
in Ludwigsburg

auf Grund der Notdienstverordnung vom 15. Oktober 1938 (Reichsgesetzbl. I S. 1441) bis auf weiteres zum langfristigen Notdienst herangezogen und der Luftwaffe zur Dienstleistung zugewiesen.

Er hat sich am 18. Dezember 1943 um 9.00 Uhr in seiner Schule
am Schulort oder in dessen unmittelbarer Umgebung **).

Die Schüler werden geschlossen der Einsatzstelle zugeführt.

Dieser Heranziehungsbescheid ist mitzubringen ***).

Die umstehenden »Anordnungen« sind genau zu beachten.

Ludwigsburg, den 17. DEZ. 1943



Der Polizeidirektor

In Vertretung:
Polizei-Oberinspektor
(Unterschrift des Polizei-Präsidenten, Polizei-Direktors,
Oberbürgermeisters oder Landrats)

*) Bei Heimschülern, die im Heim wohnen, ist eine zweite Ausfertigung des Heranziehungsbescheids an den Leiter der Schule zu richten unter Streichung der eingeklammerten Zeile.

**) Nichtzutreffendes ist zu streichen. Als Einsatz außerhalb des Schulortes gilt jeder Einsatz, der außerhalb des Gemeindebezirkes des Schulortes bzw. weiter als eine Verkehrsstunde von der Schule entfernt erfolgt.

***) Bei Heimschülern ist auf der für den Erziehungsberechtigten bestimmten Ausfertigung des Heranziehungsbescheids diese Zeile zu streichen, da der Schulleiter diese Weisung für den Schüler erhält.

Abb. 1: Heranziehungsbescheid (für den 2. Luftwaffenhelfer-Jahrgang)

unserem Rektor, Prof. Kaeser, in den Physiksaal bestellt. Der hat dann kurz und bündig erklärt: »Nächsten Montag holt euch die Flak.« Dann sagte er noch: »Ich gebe Ihnen einen väterlichen Rat, besorgen Sie sich umgehend ein Vorhängeschloß.« Das war's, mehr sagte er nicht. Es war wohl anzunehmen, daß er zu diesem Zeitpunkt selbst nicht mehr wußte. Anschließend an diese Worte des Herrn Professor brach ein ungeheures Jubelgeschrei aus. Es kann aber heute gesagt werden, daß nicht jeder von uns innerlich triumphierte und auch ernstere Gedanken zur Überlegung anstanden. Hinter diesem Jubelgeschrei verbargte sich die kuriose Meinung, endlich die Schule vergessen zu können und dabei zu sein bei den großen Ereignissen der Zeit – und das war der Beginn eines tragischen Irrtums, in den wir alle verfallen waren. Der Schulunterricht war natürlich für diesen Tag gelaufen. Ohne Erlaubnis abzuwarten, gingen wir alle schnell nach Hause. Mit den knappen und präzisen Worten des Rektors hatten wir dann unsere Eltern zu informieren, die über die dürftige, aber weittragende Nachricht mehr als überrascht waren, weshalb auch mein Vater zu der für Freitag im Ratskellersaal angesetzten Elternversammlung ging. »Auch die Jungens selbst«, so schrieb damals die Ludwigsburger Zeitung, »durften an der Kundgebung teilnehmen.« Wie ich mich entsinne, sind nur wenige dieser Einladung gefolgt. Hier ein Auszug aus der Ludwigsburger Zeitung:

»Letzten Freitag veranstalteten die Ludwigsburger Oberschulen für Jungen im Saal des Ratskellers eine Elternversammlung für die Erziehung der männlichen Jahrgänge 1926/27, die auf Verordnung des Führers als Luftwaffenhelfer einberufen werden. – Schulleiter Kaeser begrüßte die Anwesenden in knappen Worten und verwies auf den Aufruf des Führers. Im Kampf um Leben, Freiheit und Zukunft stehen wir heute im totalen Krieg. – Der Schulleiter betonte weiter, daß auch in Zukunft der größte Wert auf eine sorgfältige Erziehung der Schüler gelegt werde, denn mehr denn je habe man erkannt, wie wichtig ein reiches Wissen für den Menschen selbst und für den Bestand der Nation ist. – Im Auftrag des leider verhinderten Kreisleiters wandte sich Kreisamtsleiter Abschnittsleiter Stahl an die Eltern und Jungen. Nachdem der Redner dann noch näher auf die Art des Einsatzes als Luftwaffenhelfer eingegangen war, verlas er die genauen Verordnungen vom 15. Oktober 1938, die nun heute in Kraft treten werden. – Ein gemeinsames Lied und musikalische Darbietungen des Bannorchesters unter Leitung von Siegfried Uhl trugen dazu bei, die Kundgebung über das Alltägliche hinauszuhoben.«

Wie befohlen, hatten wir uns am Montag, 15. Februar 1943, in der Frühe auf dem Schulhof zu stellen, in HJ-Uniform und mit Koffer. Es war genau angegeben, was wir an Hemden, Wäsche, Socken und anderen Dingen mitzunehmen hatte. Von seiten der Schule gab es keinerlei Verabschiedung. Auch keine Lehrer waren anwesend, nur Prof. Kaeser tauschte mit dem militärischen Abholkommando Personallisten aus, dann kam die Vollzähligkeitskontrolle und schließlich das Kommando: Koffer aufnehmen, rechts um, ohne Tritt marsch – und wer ahnte das damals schon, daß dieses Kommando Signal war für den Beginn eines anderen Lebens, ein Leben mit dem Verzicht auf unsere gerade angebrochene Jugend. Wir wechselten von einem Augenblick zum andern in den Soldatenstand. In diesem Soldatenstand, und das sollten wir damals begreifen lernen, waren wir die Kindersoldaten, was letztlich kein Kinderspiel war. Uns Schülern stand eine schwere Zeit bevor, die wir damals nicht erkennen konnten, die aber geprägt hat und die bis heute unvergessen ist.

PERSONALAUSWEIS NR. 40

für den Lw.-Helfer: *W* Gerhard Würth
 (Vor- und Zuname)

geboren am: 8.5.1926 zu: Stuttgart

Diensteintritt am: 15.2.1943

Haar: schwarz Augen: blau

Alle militärischen und zivilen Dienststellen werden ersucht, dem Inhaber nötigenfalls Schutz und Hilfe zu gewähren.

Besondere Kennzeichen:

keine

Der Reichsminister der Luftfahrt
 und Oberbefehlshaber
 der Luftwaffe.

O.U., den 11.3.1943
 (Ort und Tag)

Gerhard Würth
 (Vor- und Zuname)
 Eigenhändige Unterschrift

Dienststelle Feldpost-Nr. L 25587
 (Truppenteil)



Graf
 (Unterschrift und Dienstgrad
 des Vorgesetzten)
 Stabschef



(Zeitstempel)

I	19 43	II
III		IV
I	19 44	

Inhaber erhält freie Heilfürsorge durch die Wehrmacht nach O. K. W.-Erlaß (Chef W Sar.) vom 28.9.1943
 Nr. 50 f Tab. Nr. 1801/43
 S In/Org. III b I Nr. 13987/43

Abb. 2: Personalausweis für (Ober-)Luftwaffenhelfer Würth

Vom Schulhof ging es zum Bahnhof und von dort mit dem Vorortzug nach Kornwestheim. Keiner von uns wußte oder ahnte das endgültige Ziel. Man führte uns zum Schulhof der Silcherschule in Kornwestheim. Dort und im Rathausturm war damals der Stab der Flakuntergruppe 241 einquartiert. Die Flakuntergruppe Kornwestheim unterstand der Flakgruppe Stuttgart (Killesberg, Feuerbacher Weg, Villa Wolf), die für die Luftverteidigung der »Gauhauptstadt Stuttgart« zuständig war. Auf dem Schulhof der Silcherschule waren auch noch Flakhelfer anderer Schulen angetreten, u.a. meine ich, war es die Oberschule Korntal und die Zeppelin-Oberschule Stuttgart. Auch erkannten wir unsere Kameraden der Schiller-Oberschule Ludwigsburg.

Nach kurzer Einweisung ging es dann zum SA-Heim auf den Sportplätzen am Stadtrand von Kornwestheim. Von dort aus konnten wir auch am nächsten Tag unsere Eltern auf einer vorbereiteten Karte über unseren Aufenthaltsort unterrichten, denn die hatten ja noch keine Ahnung, wo wir uns bewegten. Im SA-Heim waren wir für einige Tage während der Einstellungsformalitäten untergebracht, und die Sportplätze dort waren dann auch Schauplatz unserer feierlichen Verpflichtung. Wir wurden verpflichtet, nicht vereidigt, denn wir sollten ja noch Schüler bleiben (Abb. 2).

Im offenen Viereck war Aufstellung genommen worden. In Luftwaffenhelferuniform sind wir angetreten mit Schlips, Kragen und Stahlhelm. Ein Ehrenzug der Flak war aufmarschiert, und der ganze Aufmarsch stand unter dem Kommando von Flakoffizieren. Mit zum »deutschen Gruß« erhobenen Arm, während der Ehrenzug das Gewehr präsentierte, sprachen wir die Verpflichtungsformel: Ich verspreche, als Luftwaffenhelfer allzeit meine Pflicht zu tun, treu und gehorsam, tapfer und einsatzbereit, wie es sich für einen Hitlerjungen geziemt.

Die Kornwestheimer Zeitung berichtete darüber:

»Die Hitlerjungen, die, vom Führer zum Ehrendienst am deutschen Volke und zum Schutz der Heimat aufgerufen, wurden am Dienstag durch ihren Kommandeur als Luftwaffenhelfer feierlich verpflichtet. – Der Führer, so berichtete der Kommandeur, habe das ganze deutsche Volk und damit auch die deutsche Jugend zum Einsatz für den Endsieg aufgerufen. – Die Verpflichtung sei ein weiterer Beitrag für die Schließung unserer Abwehrfront und für die Zukunft des deutschen Volkes, deren Größe die Jungen einst als Männer erleben würden.«

Mit einem »Sieg Heil« auf den Führer und dem HJ-Lied: *Vorwärts, vorwärts, schmettern die hellen Fanfaren / Vorwärts, vorwärts, Jugend kennt keine Gefahren. / Ist das Ziel auch noch so hoch, / Jugend zwingt es doch . . .* wurde die Verpflichtung beschlossen (Abb. 3–7).

Was bei uns Flakhelfern anschließend heftige und anhaltende Diskussionen auslöste, das war die vorgesehene und auch durch unsere Uniform optisch auffallende Bindung an die HJ. Diese Bindung wurde von der obersten Führung als vorrangig bezeichnet, von uns selbst jedoch weitgehend ignoriert. Die Abzeichen der Hitlerjugend, die unsere Uniform dekorierten, wurden höchst widerwillig getragen, und wann immer es möglich war, wurden diese von vielen von uns abgelegt. Unsere Anbindung an die Staatsjugendorganisation war deshalb besonders grotesk, da die HJ-Führung gar nicht den Versuch unternommen hat, »ihren Luftwaffenhelfern« irgendwelche Betreuung zukommen zu lassen. Andererseits reagierten wir Luftwaffenhelfer auf alles, was mit HJ zusammenhing, geradezu allergisch.

Nach der Verpflichtung war am nächsten Tag die klassenweise Zuordnung der

zur Untergruppe Kornwestheim gehörenden einzelnen Batterien. Wir Mörike-Schüler kamen in eine Feldstellung auf der Mühlhäuser Höhe (heute ist es das Wohngebiet Ost von Kornwestheim) zwischen Ludendorff-Kaserne und Viesenhäuser Hof, am Rande des ehemaligen großen Exerzierplatzes gelegen. Für die kommenden Monate war dann die Mühlhäuser Höhe unser Lebensraum und die Batterie die Lebensgemeinschaft geworden – eine Lebensgemeinschaft von 35 Soldaten, 65 Luftwaffenhelfern und 20 russischen Kriegsgefangenen, die als Muniti-



Abb. 3: Verpflichtung des 1. Luftwaffenhelfer-Jahrgangs im Februar 1943 auf den Sportplätzen in Kornwestheim durch Gruppenkommandeur und Untergruppenkommandeur (beide im Vordergrund)

onskanoniere eingesetzt waren. Unsere Alterskameraden der Schiller-Oberschule kamen in eine Feldstellung bei Stammheim, nahe an der Autobahn. In heutiger Nachbetrachtung konnten wir Mörike-Schüler mit unserem Standort Mühlhäuser Höhe mehr als zufrieden sein, denn die unmittelbare Nähe von Ludwigsburg und



Abb. 4: Zur Verpflichtung angetretene Luftwaffenhelfer



*Abb. 5: Meldung an Gruppenkommandeur.
Hintergrund: Kreidler-Werke Kornwestheim*



Abb. 6: Abschreiten der Front bei der Verpflichtung



Abb. 7: Abschreiten der Front bei der Verpflichtung



*Abb. 8: Stellung Kornwestheim: Unterkunftsbaracken mit Kantinenbaracke;
Vordergrund: eingegrabene Mannschaftsbaracke,
Hintergrund: Ludendorff-Kaserne*

die gut erschlossene Verkehrslage versprachen doch einen engen Kontakt zum Elternhaus, den die damalige Jugend noch suchte und schätzte (Abb. 8).

In der Stellung waren wir in Baracken untergebracht, die teils ebenerdig, teils eingegraben waren – und zwar gruppierte sich die Unterbringung nach den Einsatzbelangen der Geschützstaffel, Meßstaffel (das waren diejenigen, die die Flakleitgeräte zu bedienen hatten), und des kleinen Völkchens der Fernsprecher. Nach einer Ausbildung von vier Wochen, theoretisch von der Flakschießlehre bis zur Kleiderinstandhaltung und praktisch an Geschützen und Geräten mit Geschützexerzieren, Geschütz- und Gerätekunde, war dann der Einsatz vorgesehen (Abb. 9/10).

An jedem Wochenende während der vierwöchigen Ausbildungszeit hatten wir Wochenendurlaub. Nach dem Revier- und dem Stubenreinigen, und dem danach folgenden Stubendurchgang wurden wir Samstagmittag entlassen und mußten uns Sonntag bis 20 Uhr zurückgemeldet haben. Da wir aber kurz vor der Einberufung eine Tanzstunde begonnen hatten, die dann an den vier freien Wochenenden zu beenden war, waren die Wochenenden zum Leidwesen unserer Eltern verplant. Natürlich tanzten wir in Uniform, jedoch ohne HJ-Abzeichen; nur die Schnürstiefel wurden gewechselt.

Nach vier Wochen waren wir also einsatzfähige Schülersoldaten, doch gleichzeitig auch Soldatenschüler. Neben dem militärischen Dienst hatte uns, wie vorgesehen, die Schule wieder. Damit die Batterie feuerbereit sein konnte, hatten wir



Abb. 9: Zwei von sechs Geschützen der Batterie Mühlhäuser Höhe



Abb. 10: Geschützexercieren am 2 cm-Geschütz

in zwei Abteilungen abwechselnd Unterricht, einmal in den Fachräumen im Schulgebäude in Ludwigsburg oder in der Stellung selbst an zwei Vormittagen in der Kantinenbaracke. Doch der ganze Schulbetrieb, einschließlich der im Dienstplan angesetzten Studierstunden, war mehr oder weniger eine reine Pflichtübung. Mit der Zeit erwies sich immer mehr, daß sich der neben den militärischen Einsätzen angeordnete Schulbetrieb nur schlecht durchführen ließ. Die mangelnde Effizienz eines solchen Schulbetriebes rechtfertigte auch in keiner Weise den Aufwand und die Belastung der Lehrer, die lange beschwerliche Wege in die Feldstellungen auf sich nehmen mußten und in provisorischen Schulsälen zu unterrichten hatten.

Es dauerte nicht lange, dann bekamen wir unsere Feuertaufe. Acht Wochen nach unserem Dienstantritt, in der Nacht zum 15. April 1943, waren wir bei einem Nachtangriff der britischen Royal Air Force (RAF) auf Stuttgart zum erstenmal eingesetzt. Es war im wahrsten Sinn des Wortes eine Feuertaufe, denn auf die Stellung fiel damals eine Sprengbombe, die nahe am Funkmeßgerät (Radar) niedergering und für kurze Zeit ein Verbindungskabel unterbrach. Außerdem fielen mehrere Brandbomben, die aber nichts ausrichteten. In dieser Nacht schossen wir, was die Rohre hergaben. Das benachbarte Mühlhausen wurde schwer getroffen. – Zu diesem Geschehen gibt es eine, vor vielen Jahren geschriebene Aufzeichnung des ehemaligen Flakhelfers Paul Gerlach:

»In der Nacht zum 15. April 1943 wurde unsere Batterie so getroffen, daß die Feuerbereitschaft wegen Ausfall der Verbindungskabel zur Meßstaffel nicht mehr gegeben war. In derselben Nacht wurde auch Mühlhausen am Neckar angegriffen. Und weil in der Batterie obnehin nichts mehr getan werden konnte, zog eine Gruppe von Luftwaffen Helfern unter der Leitung vom Spieß über den Viesenhäuser Hof zum brennenden Mühlhausen, um dort zu helfen. Dort ragte der brennende Kirchturm gen Himmel; auch heute noch ist er nur ein Stumpf ohne die damals verlorene Spitze. Es gab viel zu tun, und wir halfen z. B., die Diakonissenwohnung neben der Kirche auszuräumen und das Harmonium zu bergen, bevor das brennende Haus zusammenstürzte. Von der Bevölkerung wurden wir reichlich mit Most und auch mit Vesper versehen. – Hauptsächlich waren wir als Teil von Eimerketten tätig, um die Ausbreitung der Feuer etwas zu hemmen. Im oberen Ortsteil geschah dies in Ermangelung von Wasser aus den Jauchegruben. – Ein Erlebnis aber aus diesem Einsatz in Mühlhausen hat sich sicher allen Beteiligten für immer eingepägt. Wir halfen einem Soldaten, der aus Rußland im Urlaub war und uns dringend bat, seine Familie im zusammengebrochenen Keller auszugraben. Er war nur geschwind aus dem Keller nach oben gegangen, um zu sehen, was los war, als ihn der Luftdruck der Bombe, die seine Familie auslöschte, durch den durchgehenden Hausgang auf den Hof schleuderte und damit sein Leben rettete. Hier stand nun der Frontsoldat aus Rußland, um den seine Familie sicher schon lange gebangt hatte, und hatte in den ersten Tagen des langersehnten Heimaturlaubes seine ganze Familie verloren.«

Zu diesem Nachtangriff vom 15. April 1943 gibt es über unseren Ludwigsburger Raum auch noch Interessantes zu berichten. Heinz Bardua schreibt dazu in seinem Buch »Stuttgart im Luftkrieg 1939–1945« (Stuttgart, 2. Aufl. 1985, S. 60):

»Auch über Marbach und Steinheim (Lkr. Ludwigsburg) spielten sich Luftkämpfe ab. Es scheint sich dabei um den Abschluß jener tieffliegenden Pfadfinder-Stirling von der 7. Squadron zu handeln, die kurz nach Mitternacht – also noch vor Angriffsbeginn

– nach Beschuß durch die Bordkanonen eines Echterdinger Nachtjägers in der Nähe von Oberstenfeld (Lkr. Ludwigsburg) beide Tragflächen verlor, wobei ein Teil des Flugzeugs in das »Lichtenberger Wäldle« fiel. Dort wurden am nächsten Morgen vier tote Besatzungsmitglieder gefunden. Ein anderer Teil dieses Flugzeugs explodierte mit etlichen Bomben 2 km entfernt in den Weinbergen von Hof und Lembach (Lkr. Ludwigsburg), wobei zwei weitere Besatzungsangehörige ums Leben kamen. Nach Entschärfung einer Anzahl nicht detonierter Bomben wurden die Flugzeugtrümmer abgeschleppt. Die sechs toten Flieger, vier Briten und zwei Kanadier, wurden am folgenden Tage in Särgen in das Peterskirchlein bei Oberstenfeld übergeführt und am 17. April im Beisein eines deutschen militärischen Ehrengelichts und vieler Einwohner in einem gemeinsamen Grab im Ortsfriedhof bestattet. Französische Kriegsgefangene trugen die Särge. Der Ortspfarrer sprach ein Gebet, und das militärische Geleit gab drei Ehrensalven ab, während der kommandierende Offizier namens der deutschen Luftwaffe einen Kranz niederlegte.«

Ein weiterer Angriff, den ich auch nie vergessen werde, war der erste Angriff der US Air Force, zugleich der erste Tagesangriff auf Stuttgart, am 6. September 1943. Es war noch ein heißer Sommertag; wir Flakhelfer saßen am Vormittag gerade beim Deutschunterricht in der Kantinenbaracke mit unserer Lehrerin, Fräulein Schoell, als wir durch »Edelweiß« alarmiert wurden (Edelweiß hieß der interne Voralarm). Es wurde sehr bald darauf öffentlicher Alarm ausgelöst, und wir kamen auch schnell zum Schuß. Da der Angriff auf Stuttgart von Süden erfolgte, nahmen wir die abfliegenden Verbände unter Feuer. Aufgrund der Alarmsituation stand unsere Lehrerin Schoell, ganz alleine und verlassen in der Kantine und harrete der Dinge, die da kommen sollten. Nach der schnellen Feueraufnahme der Batterie war natürlich die Situation noch prekärer geworden. Unser lieber unvergessener Kantinier Peter, der später in der Stellung gefallen ist, hat sich der Situation angenommen und unsere Lehrerin in den sicheren Kartoffelbunker in Deckung geleitet. Übrigens, wie Heinz Bardua in seinem Buch (S. 65) berichtet, war dieser erste Angriff amerikanischer Bomber auf Stuttgart nach dem Kriegstagebuch der US Air Force »eines der kostspieligsten Fiaskos in der Geschichte der 8. Luftflotte«.

Neben diesen beiden erwähnten Angriffen, die mir persönlich noch gut in Erinnerung sind, hatte Stuttgart im Jahre 1943 noch fünf weitere direkte Angriffe zu überstehen, bei denen wir natürlich auch eingesetzt waren. Außerdem hatten wir noch oft, um feuerbereit zu sein, in langen und auch kalten Nächten zu wachen, in denen wir nur teilweise zum Schuß kamen – das waren dann Überflüge wie etwa nach München, Nürnberg, Augsburg, Regensburg.

1943 erhielt der Luftkrieg über dem Reichsgebiet eine neue Dimension. Von März bis Juli 1943 schlug das Bomberkommando der RAF die Ruhrschlacht. Ende Juli auf August 1943 war der rollende Einsatz britischer Bomberverbände auf Hamburg mit 40 000 Toten in wenigen Tagen. Von November 1943 an war die Schlacht um Berlin, die sich bis März 1944 hinzog. Gut in Erinnerung ist mir auch noch der Großangriff amerikanischer fliegender Festungen auf Schweinfurt, ein Tagesangriff am 14. Oktober 1943 am späten Nachmittag. Es war ein wunderschöner sonniger und warmer Herbsttag, es war »Edelweiß« gegeben, d. h. Feuerbereitschaft, wir standen auf den GeschützwälLEN und sahen, wie in weiter Entfernung die Verbände zum Angriff anfliegen und teilweise in Luftkämpfe verwickelt waren. Infolge der hohen Verluste damals mußte die US Air Force ihre Angriffe einstellen, bis entsprechende Begleitjäger zum Einsatz bereitstanden.

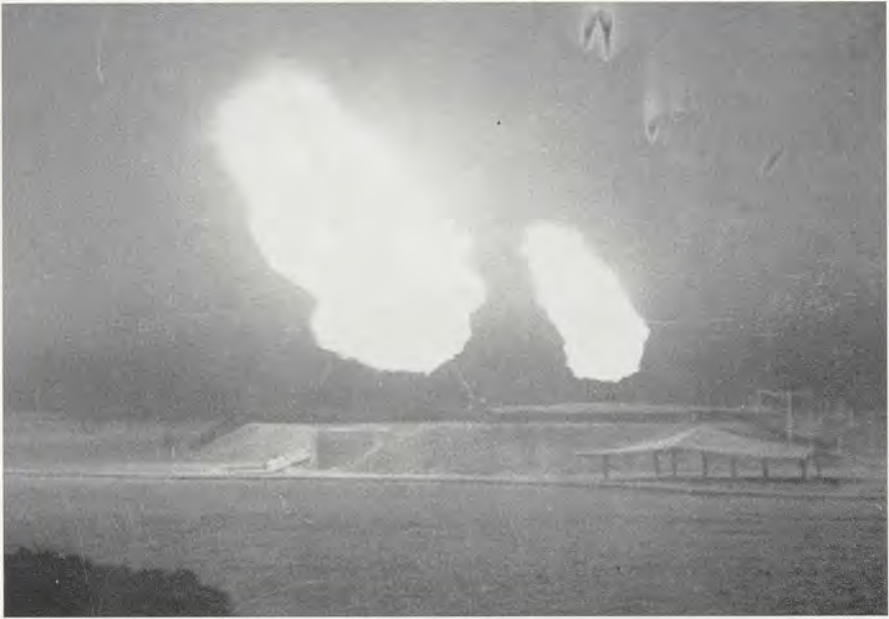


Abb. 11: Mündungsfeuer der Batterie Mühlhäuser Höhe während eines Bombenangriffs auf Stuttgart

Wie Heinz Bardua berichtet, wurden seit Ende 1942 von der britischen Führung zehn deutsche Städte als Industrieschwerpunkte für Angriffsziele festgelegt, wobei Stuttgart an zweiter Stelle hinter Schweinfurt rangierte. Die Schwierigkeiten, Stuttgart aus der Luft zu treffen, waren der britischen Seite bekannt. Stuttgart war nämlich durch seine topographische Lage schwer zu orten. Abseits von auffallenden Geländemerkmale, im künstlich vernebelten Talkessel versteckt, was die Radarortung behinderte, von starker Flak- und Jagdabwehr geschützt, sowie von raffinierten Täuschungsmaßnahmen umgeben, entging Stuttgart bis Ende 1943 einem konzentrierten Bombardement, wie es andere deutsche Städte längst erlitten hatten.

Wir Flakhelfer gehörten inzwischen zu der Stammbesetzung der Batterien, wir waren ein zuverlässiger Bestandteil der Flak und bildeten damit den Kern der Kampfkraft der Luftverteidigung (Abb. 11–14).

»Überhaupt waren der Eifer und die Begeisterungsfähigkeit der Luftwaffenhelfer sehr groß«, – so schrieb der ehemalige Oberleutnant unserer Batterie, Costenoble, in einer Veröffentlichung, und weiter: »Auch an Tapferkeit ließen es die Jungen nicht fehlen. Diese Haltung wurde mir später noch eindringlicher und unvergeßlicher bestätigt, als ich im März 1945 bei einer Batterie in der Weichselmündung südlich von Danzig mit Luftwaffenhelfern im Erdkampf eingesetzt war. Die Jungen, die sich aus der Gegend von Elbing mit der Batterie teilweise über das Eis der Nogat nach der Besetzung der Stadt von den Russen zurückgezogen hatten, wußten nichts über ihre Angehörigen und hatten ihre Heimat verloren. Sie setzten



Abb. 12: Brennendes Wohnhaus in Kornwestheim beim Angriff vom 21. Februar 1944

sich bei den Kämpfen bis zur Erschöpfung ein und kannten auch im russischen Granatwerferfeuer keine Furcht.«

Wir vom Jahrgang 1926 waren zwischenzeitlich nicht nur die ältere Flakhelfergeneration, sondern auch die erfahrenen Schülerkanoniere, denn seit Juli 1943 wurde eine zweite »Schüler-Welle« zum Flakdienst herangezogen. Zu uns auf die Mühlhäuser Höhe kamen Schüler des Jahrganges 1927 aus den Oberschulen Bietigheim und Vaihingen/Enz. Zu diesen jüngeren Flak-Kameraden war nun ein kleiner Dienstgradunterschied gezogen worden. Wir älteren wurden nämlich, nach einer bestehenden Verordnung, vom Luftwaffenhelfer zum Luftwaffenoberhelfer befördert. Diese Beförderung wurde gelassen angenommen, wie etwa bei den Soldaten eine Beförderung zum Stabsgefreiten nach sechs Dienstjahren. Der Dienstgrad eines Luftwaffenoberhelfers brachte sowohl militärisch als auch persönlich überhaupt keine Vorteile. Diese Beförderungsaktion war eine reine Formsache ohne viel Sinn. Die Mission des Flakhelferjahrganges 1926 war ja zeitlich irgendwann fixiert, aber noch kannte oder ahnte keiner von uns den Tag X, wann

wir zum Reichsarbeitsdienst oder zur Wehrmacht weitergereicht werden sollten. Das Jahr 1944 brachte dann für die meisten von uns diesen Tag, und zwar am 10. Februar 1944 mit der Einberufung zum Reichsarbeitsdienst. Jetzt hieß es Abschied nehmen von der Mühlhäuser Höhe, von dem inzwischen vertrauten Leben eines Schülerkanoniers. Neue Perspektiven waren mit dem Übertritt zum Reichsarbeitsdienst jedenfalls nicht zu erwarten. Wir hatten davon auszugehen, daß die uns in einem Jahr vertraut gewordene Kasernierung und militärische Disziplinierung weiterging. »Nur um eine Erfahrung«, – schrieb der Politologe und ehemalige Flakhelfer Prof. Martin Greiffenhagen, »sind wir in diesem einen Jahr reicher geworden: Die Dauererfahrung der militärischen Überlegenheit des Gegners. Trotz Wehrwillen und Abwehrkampf mußten wir zusehen, wie unsere Schutzobjekte, unsere Städte, vernichtet wurden.« Dies war auch für uns die bittere Erkenntnis, die wir beim Abschied von der Mühlhäuser Höhe als unabwendbare Belastung mitzunehmen hatten.

Den Abschied betrachteten wir damals in unserem jugendlichen Eifer als eine große Herausforderung. Mit einem nachmittagsfüllenden Abschiedsprogramm haben wir uns am letzten Sonntag in der Stellung, es war der 6. Februar 1944, von unseren Eltern, unseren Lehrern und den Offizieren der Batterie verabschiedet. Es war im damaligen Rahmen gesehen ein gelungenes Fest, an das wir uns in den späteren Jahren gerne erinnert haben. Ein Brief des ehemaligen Flakhelfers Gerhard Deuschle an seinen im Felde stehenden Bruder beschreibt den Verlauf dieses Nachmittags damals:

»Elternabend. Er ist entgegen Hauptprobe ganz tadellos geworden, und umso größer war die Überraschung. Zuerst der ernste Teil: ›Wer jetztig Zeiten leben will,

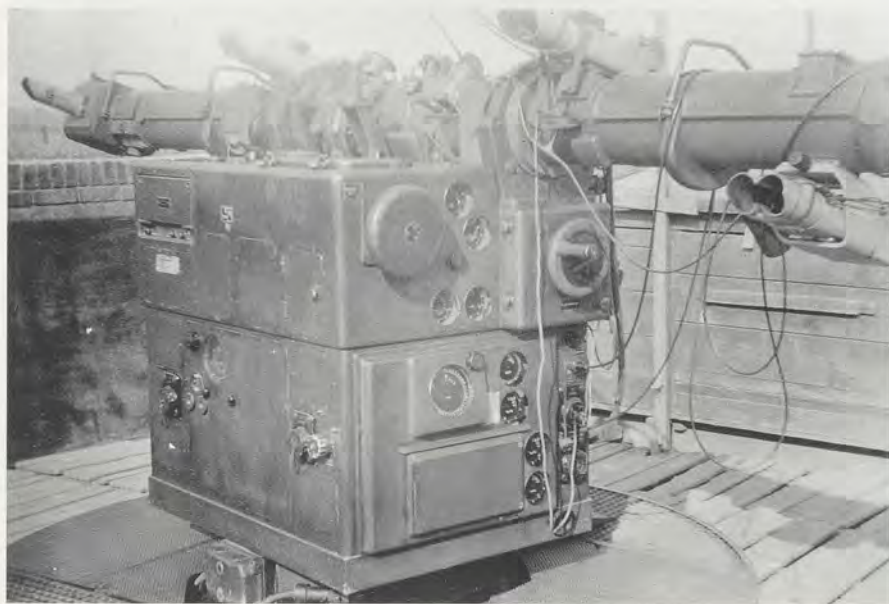


Abb. 13: Kommandogerät B 1 der Batterie Mühlhäuser Höhe
(zur Messung der Schußwerte)



Abb. 14: Luftwaffenhelfer Jahrgang 1928 am Kommandogerät

muß haben tapfer Herzen. Thema von Fräulein Schoell, sonst von Flakhelfern aufgestellt und durchgeführt mit vierhändigen Klavierstücken, Geigensolisten, Flakhelferchor, Orchester und Sprecher, dazwischen Reden des Herrn Kommandeurs, des Batterie-Chefs und von Herrn Prof. Kaeser, dann die beste Rede von Flakhelfer Schlecht mit rasendem Beifall. – Nach dem ernstesten Teil Kaffee (schlechte Brühe) mit Apfelkuchen (ganz vorzüglich), dann lustiger Teil mit Schattenspiel (Operation), Stummenspiel (die zwei Kavaliere). – Ganz großer Erfolg Gedicht der Lehrerzirkel: Frl. Schoell über alles gelobt, Wacker geschippelt und gelobt, »Holehopp« ebenso und Kaeser auch. Prof. Kaeser bekommt (laut Augenzeugenbericht) Tränen in die Augen vor Rührung. Sein Gedicht hörte auf: Hart die Schale, doch weich der Kern, wir haben ihn trotz allem gern. – Zwischen den einzelnen Stücken fabelhafte Kapelle, extra einen Wachtmeister von der Kriegsschule kommen lassen. Zum Schluß Hans-Sachs-Spiel »Der fahrende Schüler im Paradies«, tadellose Büh-

nenbilder mit primitiven Mitteln. Gute Schauspieler. Kurzum, in Stichworten habe ich die Sache dargestellt. Die Sache hat geklappt.«

Unser Rektor, Prof. Kaeser, hat uns dabei auch die Vorsemesterbescheinigung ausgehändigt. Und zum Schluß der Veranstaltung haben wir uns dann im Chor von Eltern, Lehrern und Offizieren verabschiedet mit dem gemeinsamen Lied:

»Woblauf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd! Ins Feld, in die Freiheit gezogen. Im Felde ist der Mann noch was wert. Da wird das Herz noch gewogen . . .« (Abb. 15–16).

Am nächsten Montagmorgen, als wir dann mit all unseren Klamotten schwer bepackt von der Stellung zur Silcherschule nach Kornwestheim marschierten, begegneten wir der dritten »Schülerwelle«, die uns abzulösen hatte. Es waren die Schüler des Jahrgangs 1928, also 15jährige der Mörike-Oberschule, die dann bis zum bitteren Ende in der Batterie auf der Mühlhäuser Höhe Dienst taten. Einem dieser 15jährigen mußte einige Wochen später für seine noch ausstehende Konfirmation Sonderurlaub von der Truppe gegeben werden!

Das Jahr 1944 brachte dann auch für Stuttgart und seine Bewohner das Chaos, wie es vorher schon viele andere deutsche Städte erleben mußten. Der erste Angriff des Jahres, ein Nachtangriff der RAF am 21. Februar 1944, war der verhängnisvollste Angriff auf die Stellung der Mühlhäuser Höhe. Wie bei uns fast ein Jahr



Abb. 15: Verabschiedung der Luftwaffenhelfer Jahrgang 1926 am 6. Februar 1944

ELTERN - NACHMITTAG

verbunden mit Schulentlassung der
Lw.-H. (H.J.) Jahrgang 1926
am Sonntag, den 6. Februar 1944, 15 Uhr

PROGRAMM

I. Teil.

Motto: Wer jetztig Zeiten leben will, muss haben ein tapfer Herze ...

1. Militärmarsch Schubert
Klavier: Lw.O.H. Vogel - Schwarz
2. Sprecher: Lw.O.H. Deuschle
3. Chor: Wer jetztig Zeiten
Leitung: Ogefr. Fuchs
4. Sprecher
5. Bekenntnis des Generals von Clausewitz
Lw.O.H. Wörner-Staudenmaier-Kolb
6. Orchester: Feierlicher Marsch Händel
7. Sprecher: "Der Andere" Goethe
Lw.O.H. Staudenmaier
8. Orchester: Andante moderato, C - Dur Schubert
9. Begrüßungsansprache: Major Maton
10. Ansprache: Prof. K a e s t e r
anschl. Schulentlassung
11. Violinsolo: Konzert von Vivaldi (1. Satz)
Lw.O.H. Trautwein
12. Ansprache: Major Graf
13. Ansprache: Lw.O.H. S c h l e c h t
14. Sprecher: "Der Tod für's Vaterland" Hölderlin
Lw.O.H. Hubele
15. Chor: "Heilig Vaterland"
16. Sprecher: "Der Farneseid" Lersch
Lw.O.H. Nagel
17. Chor: "Wohlauf Kameraden"

P a u s e .

Gemeinsame Kaffeetafel.

II. Teil.

18. Musik
19. Begrüßung: Lw.O.H. Ar in Maier
20. "Rekruten" Eine lustige Episode aus dem Kasernenleben
21. Gedicht: "S abenddurchgang": Lw.O.H. Biedenbach
22. Musik
23. "Flohzirkus" ? - ? Lw.O.H. Ungerer-Beurer
24. "Der starke Mann" Lw.O.H. Frank
25. Musik
26. S c h a t t e n s p i e l e : Lw.O.H. Schifer - Deuschle
27. Gedicht: "Der Lehrerkreis" Lw.O.H. Frank
28. "Die beiden Verheuer" - eine aufregende Geschichte.
Lw.O.H. Biedenbach - Staudenmaier - Schlecht
29. Musik
30. "DER FAHRENDE SCHULE" ein heiteres Spiel von Hans Sachs.
Lw.O.H. Biedenbach - Staudenmaier - R. Maier
31. Musik
32. Schlusswort: Lw.O.H. Ar in Maier
33. Musik

Abb. 16: Programm zum Elternnachmittag am 6. Februar 1944 in der Kantine der Stellung Mühlhäuser Höhe

zuvor, war dies für die jetzt neu hinzugezogenen Flakhelfer die Feuertaufe, denn in die Stellung fielen damals Spreng- und Brandbomben, die großen Schaden anrichteten. Viele Unterkunftsbaracken und die Kantinenbaracke waren abgebrannt, und nahe am Geschützstand Dora detonierte eine Sprengbombe. Durch diesen Treffer starben damals der Geschützführer und der schon vorgestellte Kantinier Peter. Die Luftwaffenhelfer Armin Maier, der 10 Tage vor seiner Entlassung zum Reichsarbeitsdienst stand, und Heinz Würth wurden schwer verwundet ins Standortlazarett Ludwigsburg in der Königsallee eingeliefert. Den schweren Kiefer- und Bauchverletzungen von Armin Maier konnte leider nicht mehr geholfen werden, und er ist dann nach zwei Tagen Lazarettaufenthalt verstorben. In der Ludwigsburger Zeitung stand folgende Traueranzeige:

»Unser sonniger und hoffnungsvoller Bub – Armin Maier, Lw.O.Helfer und Abiturient – hat bei einem feigen Terrorangriff sein Leben im blühenden Alter von 17 Jahren fürs Vaterland geopfert. Er ist seinen schweren Verletzungen im Lazarett erlegen. – Die Eltern Eugen Maier und Fr. Hilde geb. Renner mit Sohn Hans-Joachim.«

Der Tod von Armin hat uns alle sehr getroffen. Die Trauer um unseren Freund und Kameraden war natürlich groß. Die für jeden von uns naheliegende gedankliche Auseinandersetzung mit dem »Sterben fürs Vaterland« war doch eine ungewöhnliche und frühzeitige Herausforderung an die jugendliche Gedankenwelt. Dies war die eine Seite. Andererseits sei auch an die naive Vorstellung unserer damals noch kindlichen Psyche erinnert: nämlich die Unterhaltung vor dem Weg ins Lazarett zwischen den Flakhelferkameraden und dem verwundeten Armin, ob etwa seine Verwundung zum Verwundetenabzeichen in Schwarz oder Silber ausreiche.

Nach dem Brauch der damaligen Zeit wurde Armin Maier mit – wie es hieß – militärischen Ehren hier auf dem Soldatenfriedhof, dem alten Friedhof in Ludwigsburg, beigesetzt. Der damalige Stadtpfarrer Ritter, amtierender Garnisonspfarrrer und für viele von uns auch der Konfirmationspfarrer, hielt die Trauerandacht, ein Ehrenzug feuerte drei Salven über das Grab, ein Trompeter spielte das Lied vom »Guten Kameraden«. Von der Batterie und der Mörrike-Oberschule wurden Nachrufe gesprochen und Kränze niedergelegt; von den Flakhelfern waren es Heinz Biedenbach von der Mühlhäuser Höhe und Kurt Rogner von unseren Alterskameraden aus der Nachbarstellung Stammheim. Posthum hat man Armin Maier das EK II verliehen. Bei dieser Angriffsnacht vom 21. Februar 1944 sind auch noch zwei weitere Ludwigsburger Mörrike-Oberschüler des Jahrganges 1927 gefallen. Es waren Richard Frank und Horst Diebold, die als Flakhelfer bei der leichten Flak auf dem Boschareal in Feuerbach eingesetzt waren.

Dieser Angriff vom 21. Februar 1944 war der Beginn der eigentlichen Angriffsserie auf Stuttgart. Wie Heinz Bardua (S. 78ff.) berichtet, waren zum erstenmal über 500 Langstreckenbomber über Stuttgart, die über einer geschlossenen Wolkendecke und infolge falscher Windvorhersage und verspäteter, ungenauer Zielmarkierung das Gebiet von Bad Cannstatt bis Feuerbach und Zuffenhausen und erstmals auch in größerem Umfang die Innenstadt getroffen haben.

Der Umfang und die Heftigkeit der Angriffe hat nun stetig zugenommen. Um Zahlen zu nennen, waren es 1943 sechs direkte Angriffe auf Stuttgart, 1944 waren es dann 23. Hierbei wurde auch die weitere Umgebung des Zielkomplexes Stuttgart in Mitleidenschaft gezogen. Man denke da an unser Ludwigsburg mit seinen Gott sei Dank noch glimpflich verlaufenen Zerstörungen. Im letzten Heft der Ludwigs-

burger Geschichtsblätter (48/1994) berichtet ja Adolf Leibbrand über die damalige Situation in Ludwigsburg. Unter den dabei gezeigten Bildern sind Aufnahmen aus der Stellung Mühlhäuser Höhe: Auch Über- und Vorbeiflüge zu anderen Zielgebieten hatten stark zugenommen, so daß die Batterien Tag und Nacht, oft Tage und Nächte hintereinander in Feuerbereitschaft sein mußten. Das Warten in langen und oft kalten Nächten, am Tage Waffen- und Geräteinstandhaltung, Munitionieren, dann die Einsätze bei Nacht und zunehmend jetzt auch am Tage, das alles war von der überwiegend jugendlichen Stammbesetzung physisch zu verkraften.

Zusätzlich zu solchen schon zur Routine gewordenen Belastungen standen dann sozusagen die »hausinternen« Überraschungen an. Die anfänglich auf dem Verordnungswege gegebene Zusicherung, den Einsatz der Flakhelfer an Schule und Elternhaus zu binden, konnte aufgrund der angespannten Kriegslage nicht mehr aufrechterhalten werden. In einem Brief von General der Flakartillerie Zenetti, dem kommandierenden General des zuständigen Luftgaukommandos VII, an alle Flakhelfer und deren Eltern vom 11. April 1944 hieß es, ohne dabei die bestehende Verordnung überhaupt angesprochen zu haben:

»Der ständige Wechsel der Angriffsmethoden wie auch der Objekte seitens unserer Gegner erfordert von unserer Führung eine möglichst rasche Anpassung der Verteidigung; sie ist gezwungen, Batterien vornehmlich zur Schwerpunktbildung zusammenzuziehen. So muß sich nun die oberste Führung zum überörtlichen Einsatz der Luftwaffenhelfer ohne Unterschied entschließen. Abgesehen von der Unmöglichkeit, die notwendigen Verschiebungen ohne ihre Luftwaffenhelfer durchzuführen, hätte ein Großteil von Schülern der höheren Schulen eine Sonderstellung beibehalten, die im Interesse der gleichmäßigen Auslastung der Kriegspflichten nicht gebilligt werden konnte. Darüber hinaus mehren sich die Bitten von Luftwaffenhelfern um Verwendung und Belassung im überörtlichen Einsatz, da sie sich nur von letzterem die volle soldatische Anerkennung versprechen.«

Dieser Brief hatte zur Folge, daß Flakhelfer durch Kommandierung, Versetzung und Stellungswechsel weit weg von Schule und Elternhaus, zum Teil Hunderte von Kilometern, und zum Teil im Frontbereich eingesetzt wurden.

Eine weitere, geradezu groteske Überraschung brachte eines Tages ein Brief der HJ, und zwar des Bannführers Bames des Bannes »Hohenasperg«, Ludwigsburg, vom 12. Mai 1944, bezüglich der »Spinnstoff-, Wäsche- und Kleidersammlung 1944«, der persönlich an jeden Flakhelfer adressiert war und wohlweislich per Feldpost verschickt wurde:

»Meine Kameraden« – so schrieb dieser Bannführer –, »immer wenn in den Zeiten der Gefahr an die soldatischen Tugenden und Werte unseres Volkes appelliert wurde, war es zu allen Epochen unserer Geschichte so, daß sich der innerlich gesunde Teil der Jugend bedenkenlos und freiwillig zum Einsatz meldete. Und so seid denn auch Ihr freudig und stolz hinausgezogen, um an den Geschützen und in den Stellungen Eure Pflicht zu erfüllen, so wie es sich den Angehörigen der Kampfjugend unserer Bewegung geziemt. – Die Hitlerjugend fordert nun alle Jungen und Mädels auf, alle entbehrlichen Spinnstoffe, Kleidungs- und Wäschestücke abzuliefern. – Euch allen, die Ihr zu Hause keine jüngeren Geschwister mehr habt, rufen wir als nunmehrige Uniformträger auf, einen Teil Eurer früheren Zivilkleidung und Zivilwäsche der Sammlung zur Verfügung zu stellen. – Ich weiß, daß unser Aufruf bei Euch nicht ungehört verhallen wird, denn Ihr gebt ja als Kameraden für Kameraden.«

Das war nun die Realität der Wehrbetreuung der HJ für »ihre Flakhelfer«.

Der Höhepunkt der Angriffserie auf Stuttgart waren die Nachtangriffe der RAF vom 24. bis 29. Juli 1944 und 12. September 1944. Diese Angriffe bringt man auch in Zusammenhang mit dem V1-Beschuß auf London nach dem Beginn der Invasion. In der Innenstadt von Stuttgart schweifte der Blick danach ungehindert über ein endloses Trümmerfeld. Stuttgart hatte kein Gesicht mehr. Der ehemalige Oberleutnant unserer Batterie, Costenoble, berichtete über diese Tage:

»28. 7. 44 . . . Gestern war nachts wieder ein kleiner Angriff, und heute morgen wurden wir schon wieder um 1/29 durch Alarm geweckt. In der Innenstadt soll es wirklich trostlos aussehen. Ich bin gespannt, wie es weiter wird. . . .«

»29. 9. 44 . . . In der vergangenen Nacht ist wieder ein schwerer Terrorangriff auf unsere Stadt [Stuttgart] gewesen. Unsere Ecke ist verschont geblieben. Der Angriff wurde von Westen und Südwesten vorgetragen. Unter anderem wurde Feuerbach schwer getroffen. Da seit gestern noch ein Leutnant in der Stellung ist, konnte ich aus der Stellung. Ich fuhr mit dem Rad nach Feuerbach. Da sah ich mit eigenen Augen, wie es aussah. Überall waren Straßen gesperrt, der Bahnhof war getroffen, und an vielen Stellen brannte es noch. Das Bild auf der Straße war trostlos. Überall sah man Leute mit notdürftigem Gepäck dahinziehen. Auf der Landstraße sah man einen Lastwagen nach dem anderen aus der Stadt fahren, hochbepackt mit Hausrat und Menschen. . . .«

»2. 8. 44 . . . Heute war ich einmal kurz in der Stadt [Stuttgart]. Es ist wirklich ein Jammer, wie die ehemals so schöne Stadt aussieht. Ich ging vom Bahnhof bis hinter die Stiftskirche. Alles ist zerstört: der Bahnhof, die großen Bauten gegenüber, die Königstraße rechts und links, das große Hotel Marquardt, der Königsbau, das alte Schloß (das neue war ja schon kaputt), die Gegend um den Marktplatz, das Rathaus zum Teil, die Karlsschule, das Kleine Haus. An vielen Stellen rauchten die Trümmer noch. Der reine Terrorcharakter der englischen Angriffe kommt einem, wenn man diese sinnlose Zerstörung sieht, voll und ganz zum Bewußtsein. . . .«

Aus diesem Sommer 1944, es war genau am 21. Juli 1944, ist auch der Abschluß einer amerikanischen Fortress zu berichten, und dazu lassen sich interessante Dinge erzählen. Nach einem aufwendigen Papierkrieg wurde dieser Abschluß vom Luftwaffenpersonalamt in Berlin am 20. September 1944 anteilig den vier Batterien Stammheim, Weilimdorf, Schmiden und Kornwestheim-Mühlhäuser Höhe zugesprochen. Die Fortress stürzte bei Heubach, 10 km östlich Schwäbisch Gmünd, ab, die zehn Besatzungsmitglieder sprangen mit dem Fallschirm ab, doch einer kam dabei zu Tode (Abb. 17).

Nun zu den Aussagen des 1. und 2. Flugzeugführers bei ihrer Vernehmung: Angriffsziel war eine Flugzeugfabrik bei Regensburg mit 18 Fortress B-17. Start: 6.00 Uhr, Flakfeuer: 10.00 Uhr, Absprung: 10.15 Uhr, Ziel geplant: 11.00 Uhr, Flughöhe: 6700–7600 Meter. Beim Einflug erhielt der Verband nach Überfliegen des Rheins mehrmals Flakfeuer, was auf Abweichung vom Kurs zurückgeführt wird, da bei der Einsatzbesprechung nur über Ziel Flakfeuer angesagt war. Nördlich Stuttgart kam der Verband über Wolken in gut liegendes Flakfeuer. Der Motor Nr. 3 (rechts innen) wurde getroffen. Als auslaufendes Öl Feuer fing und das Flugzeug schnell absank, gab der Flugzeugführer den Absprungbefehl. Absprunghöhe 6100 Meter, der Bordwart und zwei Bordschützen sprangen erst aus 1200 Meter Höhe, da ein Bordschütze im Rumpf festgeklemmt war. Die Bomben

Berlin, den 20.9.1944

1

An schw. Flakabteilung 906
Der schw. Flakabteilung 906 wird der
Abschuß einer Fortress II am 21.7.44 10.35 Uhr
durch 1.u.4. Battr.
im Zusammenwirken mit: 4./schw. Flakabt. 460
4./schw. Flakabt. 241
schw. Flakabt. 436 (4.u.6.)
als achter Abschuss der Abteilung anerkannt.

I. A.

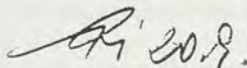


Abb. 17: Abschußbestätigung

wurden nicht abgeworfen. Die gesamte Besatzung wurde sofort nach der Landung gefangengenommen.

In den Monaten von Ende 1944 bis zum bitteren Ende 1945 war die Luftlage über Stuttgart sehr angespannt. Durch die immer näher rückende Westfront wurden Überraschungsangriffe durch Jagdbomber immer häufiger. Die Batterie war bei Tag und Nacht immer in Feuerbereitschaft. Wie sich die letzten Wochen auf der Mühlhäuser Höhe abgespielt haben, darüber gibt es zwei Berichte ehemaliger Batterieangehöriger. Der erste Bericht ist ein Aufsatz des ehemaligen Leutnants Bäumlein, der zweite ein Brief des ehemaligen Wachtmeister Meyer, der nach seiner Entlassung aus französischer Kriegsgefangenschaft geschrieben wurde. Nun zum ersten Bericht:

»Anfang April [1945] erreichten die Franzosen die dritte Linie des Westwalls, die Enzlinie. Bei einer Erkundungsfahrt für einen vorgeschobenen Beobachter an der Enz mußte ich feststellen, daß die wenigen Bunker kaum Gefechtswert hatten, da alle Waffen und Fernspreerverbindungen abgebaut waren.

In die Stellung zurückgekehrt, gab ich den Befehl, daß alle weiblichen Lw.-Helferinnen (es waren nach meiner Erinnerung acht) am nächsten Morgen nach Stuttgart zu entlassen seien. Sie sollten dort bei Verwandten oder Bekannten Unterschlupf suchen. Wie sehr wir alle, auch die Untergruppe, fehlorientiert und beschränkt waren, man kann auch sagen, wir haben uns verdimmen lassen, sieht man daran, daß mich am anderen Morgen der Personaloffizier der Untergruppe anrief und fragte: Haben Sie auch den Helferinnen gesagt, daß sie sich nach der

Beendigung der Feindseligkeiten wieder bei der Batterie zu melden hätten?

Leider haben wir nicht an das Schicksal unserer männlichen Luftwaffenhelfer gedacht. Wir hätten sie auch nach Hause schicken sollen, dann wäre ihnen so manches Jahr in französischer Kriegsgefangenschaft erspart geblieben. Dies war mein Fehler. Zu größeren Fliegeralarmen kam es nicht mehr, obwohl wir fast ständig in Feuerbereitschaft lagen. Die Geschützstände waren z.T. abgetragen worden, damit im Erdbeschuß auch bei 0-Grad Rohrerhöhung geschossen werden konnte. Mit dem Näherkommen der Front folgte auch schwere Artillerie der Franzosen. Eines Nachmittags wurde uns ein Ziel, eine schwere Batterie bei Pleidelsheim, zugestellt. Mit den ersten Einzelschüssen lagen wir sofort gut im Ziel. Wir bekamen zuerst 10 Gruppen, dann 20–30 Gruppen »feuerfrei«. Auf jeden Fall schoß in den nächsten Tagen und beim letzten Angriff auf Stuttgart keine feindliche Kanone mehr in die Stadt.

Der traurigste Tag der Batterie auf der Mühlhäuser Höhe war Freitag, der 13. April 1945. Gegen 10 Uhr gab es eine große Explosion bei Geschütz Anton, Schreie und Hilferufe. Was war geschehen? Man hatte bei der letzten Munitionslieferung sehr alte Restbestände, teils mit angerosteten Zündern, erhalten. Beim Austausch der Luftzielzünder gegen Aufschlagzünder für den Erdzielbeschuß ergaben sich hier Schwierigkeiten. Als ein Zünder zu hartnäckig festhielt, klopfte der Waffenwart mit dem Hammer auf den angesetzten Zünderschlüssel. Bei diesem Schlag löste sich der Sicherungsstift des Fliehkraftreglers und brachte die Granate zur Detonation. Die Soldaten im Geschützstand, wie Metzler, Kothe, Frey, Röder und Kunzmann wurden in Stücke zerrissen. Wm. Schaich, Wm. Wagner und Uffz. Ottelewski wurden verwundet. Der Obergefreite, der die Kartusche gehalten hatte, blieb wie durch ein Wunder unverletzt. Die Kartuschenladung brannte nur aus, während das detonierte Geschöß alle vor dem Geschöß stehenden Soldaten zerriß. Wachtmeister Schaich, der anscheinend auf dem Geschützwall stand, wurde der Bauch aufgerissen und das rechte Bein zertrümmert. Er lag da und rief nur immer: »Helft mir doch, helft mir doch.« Der Unterarzt der Untergruppe Kornwestheim und der Sanitäter waren schnell da und halfen, wo noch Hilfe möglich war. Ich sah, wie der Unterarzt dem Kameraden Schaich den rechten Oberschenkel amputierte, während der Ogfr. König auf dem Geschützstand Dora ungerührt noch dicke Balken zersägte. Unser Kamerad Schaich war nicht mehr zu retten, er starb etwa nach einer Stunde. Die toten Kameraden sind auf dem Ehrenfriedhof Kornwestheim beigesetzt.

Die letzten Tage in der Stellung waren wie ein böser Traum. Es war ständig Feuerbereitschaft, aber zum Schuß kamen wir nicht. Wir bekamen Befehl, bis zum letzten Schuß die Stellung zu halten. Bald kam die Meldung, daß die letzten Heereseinheiten die Enzlinie geräumt hätten. Nun blieb die Frage, an welcher Stelle greifen die Franzosen an. Am 21. April war es soweit. Am Morgen sickerte durch, daß Adolf Hitler gefallen sei. Gegen 9 Uhr griffen die Franzosen bei Weilimdorf an. Wir legten Sperrfeuer vor die dortige Flakbatterie in Weilimdorf. Wir konnten unsere letzte Munition verfeuern und hatten damit unseren Kampfauftrag erfüllt. Es kam der Befehl: Stellung räumen, Geschütze sprengen.

Wir machten uns auf den Weg über das naheliegende Aldingen zum Wald nach Hegnach. Oblt. Maier, der Batteriechef, sammelte die Batterie um sich, befahl, alles unnötige Gerät zu vernichten. Jeder einzelne sollte sich nach Süden durchschlagen.« (Abb. 18).

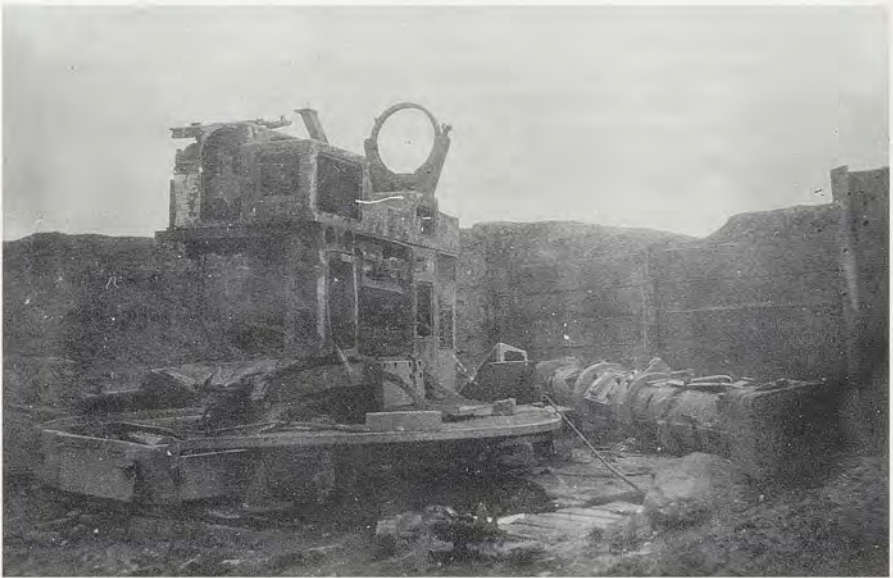


Abb. 18: Zerstörtes Kommandogerät nach Abzug der Batterie im April 1945

Der anschließende Brief des Wachtmeisters Meyer dokumentiert in anschaulicher Weise die Situation der Gefangennahme:

»Nach der Auflösung der Batterie, die nebenbei bemerkt sechs Stunden zu spät erfolgt war, verbrachten wir eine ruhige Nacht. Ich war ein paarmal durch Schüsse munter geworden. Ich stand auf und schnupperte erstmals in die frische Morgenluft. Ein leichter Nebel lag über dem Neckartal – ein schöner Frühlingssonntag nahm seinen Anfang, und wie sollte er enden!

So gegen 8 Uhr morgens schlugen wir uns seitwärts in die Büsche durch den Wald, um in Richtung Waiblingen zu marschieren. Vorsichtig pirschten wir uns durch das dichte Unterholz, denn man konnte ja nie wissen, was sich in der Nacht alles ereignet haben konnte. Auf einmal hören wir Stimmen und Kommandos, wir ahnen nichts Gutes, lugen vorsichtig aus dem Gebüsch und sehen unsere Kameraden inmitten einer Menge französischer Soldaten. Sie nähern sich uns in breiter Front den ganzen Wald durchkämmend, ein Ruf ertönt: Nicht schießen, Widerstand zwecklos, wir sind umzingelt. Ich tue einen Blick auf die Uhr – es war genau 9.05 Uhr am 22. April im Jahre des Unheils, in dem uns ein Adolf Hitler den Endsieg versprochen hatte.

So, wir waren gefangen. Der Stimmung entsprechend setzte ein dünner Nebelregen ein, und da standen wir nun in der nassen Wiese und warteten auf unseren Abtransport. Man hatte uns unsere Waffen (mit zitternden Händen) abgenommen, aber all unser persönliches Eigentum gelassen. Man ließ uns sogar einen Schluck Wein zukommen und benahm sich uns gegenüber ziemlich korrekt. Dort auf der Straße, dem Neckar entlang, war nun mittlerweile ein kolossaler

Betrieb der vorrückenden Truppen entstanden. – Wir wurden in die Bürgermeisterei Aldingen geführt, nachdem man uns unsere Fotoapparate, Taschenlampen, Ferngläser und Kartenmaterialien in sehr höflicher, aber bestimmter Form abgenommen hatte. Auch meine schöne Armbanduhr wurde entdeckt. Dann schloß sich hinter uns die Tür – wir saßen hinter Gittern und machten dumme Gesichter. Alle paar Minuten öffnete sich die Tür und ein neuer Trupp wurde eingeliefert. Soldaten, Zivilisten, soldatische Zivilisten und zivilisierte Soldaten, bald war die Bude gerappelt voll.

Gegen Mittag war es soweit, man brach auf zum Marsch nach Ludwigsburg – vorbei am Lager an der Aldinger Straße, wo uns eine johlende Menge mit Spucken und Steinwürfen vorbeidefilieren ließ – in der Ferne grüßte zum Abschied die Mühlhäuser Höhe mit den Resten der Stellung, bläulicher Rauch lag noch über der ehemaligen Batterie, dann ging es quer durch die Stadt zum Bahnhof. Die Sonne meinte es gut, der Rucksack drückte, und in Schweiß gebadet langten wir am Bahnhof an. Dort erwarteten uns Terroristen; was sie suchten und brauchten, wurde uns mit Fußtritten und Ohrfeigen abgenommen, die Orden abgerissen, Schulterstücke usw. Ich wurde sonderbarerweise in Ruhe gelassen, denn ich sprach sie gleich französisch an und drohte ihnen mit Beschwerden. Das machte scheinbar Eindruck, denn später wurde ich als Dolmetscher gebraucht.

Also, wir kamen nun in die Gepäckaufbewahrung im Ludwigsburger Bahnhof, und wen trafen wir da? Die halbe Batterie, an die 65 Mann, die ganzen Luftwaffenhelfer. Man rutschte noch enger zusammen und wartete und wartete. Heringe in einer Tonne konnten nicht dichter liegen als wir in diesem engen Raum. Alle naselang kam eine Kommission, um uns zu besichtigen, besonders wollte man die ›Jüngsten‹ sehen unter den Soldaten, und unser Sechzehnjähriger mußte sich immer wieder zeigen. Selbst in der Nacht hatte man keine Ruhe, immer kamen neue Trupps besoffener, ehemaliger französischer Kriegsgefangener und wollten die Jugend des ›Führers‹ sehen. Schließ man, hieß es: Auf du ›Heil Hitler‹, stand man, hieß es gleich wieder: Du schlafen. Folgte man nicht sofort, setzte es Fußtritte oder Schläge mit der Reitpeitsche oder gar Kolbenstöße – es war eine furchtbare Nacht. Der Montag stand der Nacht nicht nach. Das Rote Kreuz tat sein möglichstes, uns mit etwas Suppe und Kaffee zu versorgen. Die Verpflegung war an und für sich nicht schlecht, aber man hatte auch keinen Appetit durch diesen unruhigen Betrieb. Mittlerweile hatte es sich in der Stadt herumgesprochen, daß wir alle im Bahnhof waren, und die Angehörigen, besonders der Luftwaffenhelfer und der jungen Soldaten, kamen – und es fanden unter Bewachung auf dem Vorplatz zum Bahnhof die rührendsten Abschiedsszenen statt.

Auch die nächste Nacht ging vorüber. In der Frühe des Dienstag ging es los, auf nach Stuttgart. In Kornwestheim kurze Rast, auf der Straße noch einmal Abschiedsszenen, besonders der Zivilisten und der vom Volkssturm – man hätte heulen können, wie man die Frauen da sah, wie sie Abschied nehmen mußten von ihren Männern, die kaum acht oder vierzehn Tage bei den Soldaten gewesen sind, furchtbar, aber der Marsch ging weiter.

Auf dem Hauptbahnhof in Stuttgart, zwischen den Gleisen, mußten wir es uns bequem machen – ich habe mich mehr als einmal ganz leicht am Köpfchen gekrault. Wir wurden dann gut und reichlich amerikanisch verpflegt: Cornedbeef, Kekse, Tee und Vegetable – es hätte ruhig so weitergehen können. Dann kam die Nacht. Man wollte uns eigentlich erst zwischen den Schienen liegen lassen, besann sich dann

doch eines Besseren und sperrte uns in die Unterführung, wo wir in drangvoller, fürchterlicher Enge die Nacht verbrachten.

Dann wurde aus Morgen und Abend der dritte Tag. Der Marsch der 4000 begann. Wenn man auch nicht genau wußte, wohin der Weg führte, mir genügte schon allein der Gedanke, Richtung Frankreich zu marschieren, ob nun über Karlsruhe oder Straßburg, das Ende blieb das gleiche.«

Die letzten Luftwaffenhelfer der Mühlhäuser Höhe kehrten nach über dreijähriger französischer Kriegsgefangenschaft im Dezember 1948 in ihre Heimat zurück. Fünfzehnjährig gingen sie, mit zwanzig Jahren kamen sie wieder. Vom Schüler der Mörike-Oberschule zum Schülerkanonier auf der Mühlhäuser Höhe und zum Kriegsgefangenen in Frankreich, das war der Tribut einer Jugend im »Dritten Reich«.

»... Geblieben über die vielen Jahre ist unsere Kameradschaft, die bis in die Gegenwart überdauerte und heute kaum nachvollziehbar ist. Mit der vorgesehenen Begegnung wollen wir uns in diesen Tagen unter Kameraden mit dem Geschehen am 15. Februar 1943 wieder auseinandersetzen. Wir standen damals in der Pflicht jener Zeit. Es waren Jahre der Jugend, unseres Lebens, und die Erlebnisse sitzen noch tief in unserer Erinnerung. Der Ausdruck dieser Erlebnisse weckt Wehmut, nicht im Sinne einer Glorifizierung, sondern einer dankbaren Bewältigung der Vergangenheit. Jedem von uns sollte dieser Tag bedeutungsvoll genug sein, daran teilzuhaben. Freuen wir uns auf unser Zusammensein!«



Abb. 19: Ehemalige Luftwaffenhelfer der Mühlhäuser Höhe bei einem Treffen im Mörike-Gymnasium in Ludwigsburg am 15. Februar 1993

Dies waren jetzt die Schlußsätze des am Anfang zitierten Einladungsschreibens. Solche Begegnungen haben schon seit vielen Jahren Tradition und es ist immer ein gern erlebtes Ereignis, wenn sich die ehemaligen Flakhelfer in jedem zweiten Jahr zum Wochenende nach Himmelfahrt mit einem festen Programm zusammenfinden. Das Interesse von allen und an allen ist ein wesentlicher Bestandteil des Zusammenseins, und diese Tage behalten dann immer einen guten Nachklang der Freude unseres Wiedersehens (Abb. 19).

Literatur:

- Bardua, Heinz: Stuttgart im Luftkrieg 1939–1945. 2. Aufl. Stuttgart 1985.
Gillesen, Günther: Rache der Veteranen. FAZ-Bilder und Zeiten, 9. Mai 1992.
Greiffenhagen, Martin: Die Flakhelfer werden sechzig. Stuttgarter Zeitung, 22. Oktober 1988.
Soldaten und wH der 4./241 Kornwestheim: Erinnerungen nach 40 Jahren, Kornwestheim 1983.
Oberschüler und wH Jahrgang 1926/27: 1943–1993. Eine zeitgeschichtliche Aufzeichnung zum 50. Jahrestag, 15. Februar 1993.

160 Jahre Marbacher Schillerverein

von Heinz Georg Keppler

Wer heute unter den schattigen Bäumen über die »Schillerhöhe« geht, kann sich schwerlich vorstellen, daß dieser Park noch vor wenig mehr als 150 Jahren ödes Heideland war, ein aufgelassener Steinbruch, dem die Marbacher den Namen »Schelmengrüble« gegeben hatten. Die Umgestaltung dieser Fläche gehört zu den ersten Taten des Schillervereins, zu den Anfängen der Marbacher Schillertradition. Wie war es dazu gekommen?

Als 1824 der Stuttgarter Liederkranz gegründet wurde, zählte es zu dessen Zielen, für Schiller in seiner Geburtsstadt ein Denkmal zu erstellen. Schon bald gab jedoch der Ausschuß, der zu diesem Zweck gebildet worden war, derartige Überlegungen auf. Der »Verein für Schillers Denkmal«, der danach gegründet wurde, verfolgte vielmehr die Idee, ein Standbild in Stuttgart, dem »geistigen Geburtsort des vaterländischen unsterblichen Dichters«, zu errichten. Der Konflikt mit Marbach war unvermeidlich. Im »Städtekrieg« – so Otilie Wildermuth – nahm Schillers Geburtsstadt »das natürlichere Recht« für das Denkmal in Anspruch und zog Stratford-upon-Avon zum Vergleich heran, während die Stuttgarter sich zu der Erklärung verstiegen: »Ein National-Denkmal setzt man nicht an einen von jeder Hauptstraße abgelegenen Ort, in ein unbedeutendes Landstädtchen von ackerbau- und wirthschaftstreibenden, wenn auch sonst noch so achtbaren Bewohnern.« Marbach ist in diesem Streit, in den sich auch der württembergische Innenminister einschaltete, bekanntlich unterlegen. Bereits 1839 wurde auf dem Stuttgarter Schillerplatz das Denkmal von Thorwaldsen enthüllt.

Doch der Ehrgeiz Marbachs war herausgefordert. Im Einvernehmen mit dem Stadtrat traten sieben Männer am 18. Juni 1835 mit einem »Aufruf zur Theilnahme an der Errichtung eines unserem Schiller geweihten Denkmals in seiner Geburtsstadt« an die Öffentlichkeit. Der »Verein für Schillers Denkmal«, der heutige Marbacher Schillerverein, war gegründet.

Die Anhöhe im Süden der Stadt mit einer herrlichen Aussicht – eben das damalige »Schelmengrüble« – wurde als Platz für das Denkmal ausersehen. Begeisterung für das gesteckte Ziel – die Umwandlung der Einöde in einen ansprechenden Standort für Schillers Denkmal – hatte alle Schichten der Bürgerschaft erfaßt. Selbst die ärmsten Handwerker und Tagelöhner verpflichteten sich zu unentgeltlicher Arbeit. Otilie Wildermuth schildert, wie die Aufgaben dabei verteilt waren: *»Und die gebildete Bevölkerung, die nicht Steine graben und Karren führen konnte, die lustwandelte unter den emsigen Arbeitern, um sie durch freundliche Worte zu ermuntern, und spendete in reicher Fülle den guten Neckarwein aus ihren Kellern, um sie bei frischem Mut zu erhalten.«*

Beflügelt wurde das nach den Plänen des »wissenschaftlichen Gärtners« Eduard Schmidlen aus Stuttgart ausgeführte Projekt durch die Unterstützung des Königs, der viele hundert Bäume und Sträucher aus seiner exotischen Baumschule in Hohenheim spendete. Nach vier Jahren unentwegten Werkens war aus dem



*Schillers Geburtshaus wie es war und wieder wird
nebst seinen Umgebungen. Lithographie von Franz Schnorr (1858).*

»Schelmengrübte« die »Schillerhöhe« geworden, war ein morastiger Hohlweg über den sogenannten Schafwasen zum befestigten Verbindungsweg – der heutigen Haffnerstraße – umgebaut worden.

Der Schillerverein hatte einen wichtigen Schritt getan; allein seine finanziellen Mittel und seine kreativen Kräfte waren vorerst erschöpft. Siebzehn Jahre dauerte es, bis wieder etwas Entscheidendes geschah. Die 1848er Jahre und die anschließende Krise in der Landwirtschaft und im Kleingewerbe waren nicht dazu angetan, die Schillersache zu fördern. Bewegung gab es erst wieder durch einen anonymen Leserbrief vom Februar 1857: »Der 11. November 1859. Schillers 100jähriger Geburtstag und seine Bedeutung für Marbach. Was wird an diesem Tag bei Euch geschehen?« So hieß die Überschrift, der ein aufrüttelnder Aufruf zu neuen Taten folgte.

Er verfehlte seine Wirkung nicht. Der Schillerverein wandte sich »an Deutschlands Männer und Frauen« mit der Bitte um Spenden für »die Erwerbung des Geburtshauses und ein einfach würdiges Denkmal auf dem Schillerfeld«. Diesmal war der Aufruf von Schillerfreunden aus Esslingen, Leipzig, Stuttgart, Tübingen und Weinsberg mitunterzeichnet – darunter so bekannte Persönlichkeiten wie Carl Georg von Wächter, Johann Georg Fischer, Eduard Mörike, Gustav Pfizer, Ludwig Uhland und Justinus Kerner. Das Echo war so beachtlich, daß nunmehr das Geburtshaus Schillers gekauft, durch den Stuttgarter Oberbaurat Christian

Leins im Stile der damaligen Zeit umgebaut und zum 100. Geburtstag des Dichters feierlich eingeweiht werden konnte. Der Streit mit der Landeshauptstadt war verraucht. Die Städte Stuttgart, Ludwigsburg und Marbach hatten ein gemeinsames Festkomitee mit 43 prominenten Persönlichkeiten gebildet, die ein dreitägiges Programm ausarbeiteten, das an Vielfalt und Farbenpracht heute kaum mehr vorstellbar ist.

Doch noch immer hatte der Dichter kein Denkmal. Es bedurfte einer großen Lotterie und der Bereitstellung von 32 Zentnern französischer Geschützbronze durch den Kaiser, bis endlich im Jahr 1876 ein »würdiges Standbild« nach den Plänen des Biberacher Bildhauers Ernst Rau Wirklichkeit wurde.

Mit der Wahl Traugott Haffners, eines gebürtigen Marbacher, zum Stadtschultheißen im Jahre 1883 gelangte der Schillerverein zum Höhepunkt seiner Wirksamkeit. Der »ebenso bescheidene wie tatkräftige Mann« war entschlossen, die »Pflege des Schillerkultes« mit allen Mitteln zu fördern. Unter Haffner blühte der Verein auf; er war ein unermüdlicher Arbeiter, verstand es, Verbindungen zu knüpfen und auch seine Marbacher für die Sache zu gewinnen. Mit Umsicht und Geschick vermehrte er die Sammlung von Manuskripten, Briefen, Bildnissen und Gegenständen aus dem persönlichen Besitz Schillers und seiner Familie, aber auch von anderen schwäbischen Dichtern, so daß das Geburtshaus die Schätze bald nicht mehr fassen konnte. Der Bau eines Schillerarchivs und -museums war unaufschiebbar geworden.

Zu Haffner als der Seele des Unternehmens kamen der Dichter Johann Georg



*Marbach: Blick von Benningen. Schiller aus den Wolken schauend.
Lithographie um 1830.*



Der 11. November 1859.



Schillers 100jähriger Geburtstag und seine Bedeutung für Marbach.

Was wird an diesem Tage bei Euch geschehen? wurde schon mancher Marbacher da und dort auswärts befragt; aber was konnte er antworten? nichts Anderes als daß seit Jahren von der Existenz eines Schiller-Vereins — abgesehen von der nothdürftigen Erhaltung der früheren Schöpfung — der Schillershöhe — irgend ein Lebenszeichen nicht wahrzunehmen gewesen seye und daß es scheine, der Schummer wolle noch andauern.

Wohl mögen unserem früher thätigen Schiller-Verein und dessen Ausschusse Gründe zur Seite stehen, daß er glaubte das größere Publikum nicht aufs Neue ansprechen zu können; bald waren es die Ansprüche welche Marbach an die Mithätigkeit zu machen genöthigt war — der bedeutende Brand von 1835, der fürchtbare Hagelschlag von 1840, — bald Jahre durch ganz Europa verbreiteten Nothstands, dann die Bewegungszeit wo das deutsche Volk für andere Ideen sich begeisterte, und noch in den letzten Jahren ein Krieg, in welchen halb Europa verwickelt war, bei dem unser größeres Vaterland auf der Wache stand.

Wlicken wir aber umher, so sehen wir dennoch, wie auswärts alle derartigen Einflüsse keine Hindernisse abgaben, den Tribut, welchen unsere vorangegangenen großen Männer von der Nachwelt in Anspruch zu nehmen berechtigt sind, in Denkmalen und Stiftungen zur Ehre ihrer Namen darzubringen, und wie beschämt müssen wir seyn, wenn wir auf Sachsen sehen, dem die Ehre der Wirksamkeit unseres Schillers im Mannesalter zwar zur Seite steht, das aber doch nicht vermögend ist, unsere näheren Ansprüche an ihn zu schwächen.

Noch wird das Versäumte nachzuholen seyn; noch werden wir in unserem engern und weitem Vaterland, ja über die Grenzen des letztern hinaus Freunde finden, die sich unserer Sache zuwenden werden; aber wir sind in die eilste Stunde eingetreten, versäumen wir sie nicht und wirken wir für den Tag, wo Schiller vor hundert Jahren bei Uns der Welt geschenkt wurde.

Wie Salzburg im letzten Jahre seinen Mozart gefeiert sah, auch hundert Jahre nach seiner Geburt, so wird es gewiß auch Marbach gelingen, seinen großen Landsmann geehrt zu finden.

Es wird nun an die noch vorhandenen Mitglieder des Schiller-Vereins und zunächst seines Ausschusses das Ersuchen gestellt, daß in nächster Zeit eine allgemeine Versammlung veranstaltet, hiebei in den Verein die neu sich meldenden Mitglieder aufgenommen, der Ausschuss in seinen abgegangenen Mitgliedern ergänzt und die zu Weiterführung unserer Sache nöthigen Beschlüsse gefaßt werden.

Seit den ersten Schritten ist auch hier zum Theil eine neue Generation aufgetreten; gewiß werden wir aber auch in ihr ebenso willige Förderer finden, wie sich die Bewohner Marbachs in allen Klassen früher bereitwillig gezeigt haben.

Anzeige im Postillon vom 10. März 1857.



Schillerhöhe mit Denkmal, um 1870 (Postkarte).

Fischer, der eine Marbacherin zur Frau hatte, Kilian von Steiner, der hochherzige Mäzen, der mit der Weltkenntnis des »königlichen Geschäftsmannes« Beziehungen herzustellen wußte, Otto von Gütter, der Stuttgarter Gymnasialprofessor, der als erster den Gedanken einer ständigen Ausstellung schwäbischer Dichter verfolgte, und schließlich König Wilhelm II. von Württemberg, der sich an die Spitze eines freien Vereines stellte und mit seinem Beispiel den Adel und das national gesinnte Bürgertum gewann. Von Haffner und Steiner sorgsam vorbereitet, kam es am 9. Mai 1895 zu dem berühmten Handschreiben des Königs, in dem er den Stadtschultheißen wissen ließ, daß er für den Bau eines Schillermuseums eintreten werde und Haffner beauftragt sei, die dafür notwendigen Vorbereitungen in die Hand zu



Schillerdenkmal und Schillermuseum zu Marbach a. N.

Schillerdenkmal und Schillermuseum, um 1904 (Postkarte).

nehmen. Zu diesem Zweck sei der Marbacher Schillerverein zu einem Schwäbischen Schillerverein umzubilden, dessen Mitgliederliste er mit der Einzeichnung seines Namens zu eröffnen wünsche. Damit war 60 Jahre nach der Gründung des »Vereins für Schillers Denkmal« eine Position erreicht, die damals niemand vorhersehen konnte. Der Marbacher Schillerverein blieb als Zweigverein des Schwäbischen Schillervereins zur Pflege der örtlichen Schillertradition bestehen. Im Jahre 1946 hat sich der Schwäbische Schillerverein in Deutsche Schillergesellschaft umbenannt.

Tragisch war, daß die beiden Männer, die sich um diese Entwicklung so verdient gemacht hatten, Traugott Haffner und Kilian von Steiner, die feierliche Einweihung des Schillermuseums im Jahr 1903 nicht mehr erlebten. Sie sind wenige Monate zuvor kurz nacheinander verstorben.

Rückblickend betrachtet ist es eine einzigartige bürgerschaftliche Leistung gewesen, Friedrich Schiller geistig heimzuholen in die Stadt seiner Geburt, um ihn die

vielen Dichter schwäbischer Herkunft zu versammeln und schließlich der ganzen deutschsprachigen Literatur in Marbach einen festen Platz und eine umhagte Heimstatt zu schaffen. Wenn Marbach Sitz der Deutschen Schillergesellschaft geworden ist, wenn mit dem Schiller-Nationalmuseum und dem Deutschen Literaturarchiv weltweit bekannte Sammlungs- und Forschungsinstitute hier beheimatet sind, so sind die Ursachen letztlich in dem Wirken jener Männer zu suchen, die sich vor 160 Jahren zusammenfanden, um dem Dichter ein Denkmal in seiner Geburtsstadt zu setzen. Ihnen und all den Männern und Frauen, die den Schillerverein in der Zeit seither getragen und gefördert haben, die mit zäher Beharrlichkeit vor allem in den ersten Jahrzehnten an den Vereinszielen festhielten, sich weder durch obrigkeitliche Einmischung beirren noch durch finanzielle Rückschläge auf Dauer entmutigen ließen, gilt unser Dank und unsere Hochachtung in diesen Tagen.

Im Jubiläumsjahr zählt der Verein etwa 300 Mitglieder. Er ist nach wie vor Eigentümer von Schillers Geburtshaus, dessen Unterhaltung als öffentliche Gedenkstätte zu seinen wichtigsten Aufgaben gehört. Als »Geburtstagsgeschenk« konnte das Haus mit großzügiger Unterstützung der Wüstenrot-Stiftung grundlegend renoviert werden; die Ausstellung wurde konzeptionell und museumstechnisch neu gestaltet. Seit 1976 hat sich der Verein mit der Förderung der Stadtgeschichte und der Heimatpflege ein weiteres Wirkungsfeld gegeben. Mit einer Schriftenreihe und Einzelpublikationen, Vorträgen und Exkursionen verbindet er die überlieferte Schillertradition mit zeitgemäßen Angeboten an alle geschichts- und heimatbewußten Mitbürger.

Quellen und Literatur

- | | |
|---|---|
| Bergold, Albrecht, und Pfäfflin, Friedrich: | Schillers Geburtshaus in Marbach am Neckar (= Marbacher Magazin 46/1988). Stuttgart 1988. |
| Egger, Alois: | Schiller in Marbach. Wien 1868. |
| Güntter, Otto: | Mein Lebenswerk (= Veröffentlichung der Deutschen Schillergesellschaft 17). Stuttgart 1948. |
| Kautter, Albert: | Marbach am Neckar, die Geburtsstadt Friedrich Schillers. Marbach a. N. 1884. |
| Keppler, Heinz Georg: | Zwischen Verehrung und Bewahrung – 150 Jahre Schillertradition in Marbach am Neckar (= Manuskripte zur Marbacher Stadtgeschichte 9). Marbach a. N. 1988. |
| Klein, Karl: | Rechenschaftsbericht des Ausschusses vom Verein für Schillers Denkmal in seiner Geburtsstadt über die Periode vom 18. Mai 1835 bis 26. November 1843. |
| Möller, Dierk: | Das Schillermuseum in Marbach. Die Geschichte der Gründung 1895–1903 (= Schriften zur Marbacher Stadtgeschichte 4). Marbach a. N. 1983. |
| Müller, Ernst: | Geschichte der deutschen Schillerverehrung. Tübingen 1896. |
| Munz, Eugen: | Dem Dichter ein Denkmal. Schillerverehrung in Marbach 1812–1876 (= Schriften zur Marbacher Stadtgeschichte 1). Marbach a. N. 1976. |
| Schäfer, Else: | Traugott Haffner, Stadtschultheiß in Marbach 1883–1903, zum 100. Jahrestag seines Amtsantritts (= Manuskripte zur Marbacher Stadtgeschichte 3). Marbach a. N. 1983. |

- Wildermuth, Otilie: Aus Schiller's Heimath (= Schillerverein Marbach am Neckar e.V. – Schöndrucke 3). Mit einem Nachwort von Rosemarie Wildermuth. 1995.
- Der Postillon: Extrablatt vom 9. Mai 1895 zum 60jährigen Bestehen des Schillervereins Marbach am Neckar.
- Marbacher Zeitung: Sonderdruck vom 22. Juni 1985: 150 Jahre Schillerverein Marbach am Neckar.

Berichte und Notizen

Die Veranstaltungen des Historischen Vereins 1994/95

I. Die Vorträge im Winterhalbjahr 1994/95 im Kulturzentrum

1. Donnerstag, 13. Oktober 1994: Zur Eröffnung der Vortragsreihe sprach Dr. Friedrich Freiherr Hiller von Gaertringen über »Cäsar von Hofacker (1896 bis 1944) – Ein Mann des Widerstands aus Ludwigsburg.«

Der aus Ludwigsburg stammende Cäsar von Hofacker gehörte zum inneren Kreis der Widerstandsgruppe um Claus Graf Schenk von Stauffenberg und ist trotzdem beinahe vergessen. Geschichtsschreibung und Presse konzentrierten sich von jeher auf das Attentat in der Wolfsschanze in Ostpreußen und auf die Vorgänge in Berlin. Paris und das Oberkommando der Westgruppe, wo Hofacker wirkte, sind oft nur eine Randnotiz wert. Cäsar von Hofacker, 1896 in Ludwigsburg geboren, stammt aus einem in Württemberg hochangesehenen Geschlecht, dessen bekanntester Vertreter der pietistische Prediger Ludwig Hofacker (1798–1828) ist. Cäsars Vater war General Eberhard Hofacker, königlicher Flügeladjutant und zeitweise Kommandeur des Ulanen-Regiments König Wilhelms I. (2. Württ.) Nr. 20 in Ludwigsburg; er wurde noch 1909 in den erblichen Adelsstand erhoben. Durch seine Mutter, eine gebürtige Gräfin Uexküll, war Cäsar mit den Grafen von Stauffenberg verwandt. Eine familiäre Bindung, die schicksalhaft für sein Leben werden sollte.

Als er 1920 aus der Kriegsgefangenschaft zurückkehrte und in Tübingen das Jurastudium aufnahm, war er durch Kriegserlebnis und Gefangenschaft durch und durch soldatisch geprägt. Kurz nach dem Abitur hatte er sich in den Augusttagen 1914 als Freiwilliger bei der Kavallerie gemeldet. 1916 meldete sich der Kavallerieleutnant zum Fliegerkorps und beendete den Krieg als Hauptmann in einer türkischen Jagdstaffel. Dadurch erklärt sich auch der Beitritt zum »Soldatenbund Stahlhelm« 1931, als er schon wohlsitruierter Familienvater war. 1934 wurde der Bund im Zuge der Gleichschaltung in die SA-Reserve übergeführt. Zu diesem Zeitpunkt hatte Hofacker schon Karriere im größten europäischen Stahlkonzern, den Vereinigten Stahlwerken Krefeld, gemacht. Dort war er 1924 eingetreten und erhielt 1937 die Prokura.

Dazwischen hatte es ihn zum diplomatischen Dienst hingezogen, denn bereits 1934 bewarb er sich im Auswärtigen Amt und stellte gleichzeitig einen Aufnahmeantrag in die NSDAP, wo er aber erst 3 Jahre später aufgenommen wurde. Cäsar von Hofacker ein Nationalsozialist? Nein, widersprach der Redner entschieden, aber deutsch-national eingestellt! Hier mußte Dr. Hiller von Gaertringen einen Exkurs in die Geschichte der Zwischenkriegszeit machen und dem jüngeren Teil des Publikums erklären, was der Begriff »Deutschnational« damals zum Inhalt hatte und wie sehr die meisten Deutschen die Versailler Verträge als Schmach empfunden hatten. So auch Cäsar von Hofacker, wovon die wenigen schriftlichen Zeugnisse von seiner Hand berichten. Daraus ist auch zu erfahren, daß er in der

Weimarer Republik lange ein Suchender in der Vielfalt der konservativen Gruppierungen war.

Nach dem Münchner Abkommen von 1938 erkannte er bald, daß Hitler diesen Erfolg nicht außenpolitisch nutzen wollte, um den Frieden zu erhalten. Hofacker sah, daß Hitler direkt auf einen Krieg zusteuerte und distanzierte sich in einer Denkschrift von dieser Politik. Dieser Krieg werde mit Sicherheit zu einer Vernichtung Deutschlands führen, denn die Nationalsozialisten würden niemals kapitulieren, heißt es darin. Eine weitreichende Erkenntnis, die später sein Handeln bestimmte. Bereits 1939 wurde der inzwischen 43jährige Staffelf kapitän eingezogen und als Aufklärer im Polenfeldzug eingesetzt. Die Brutalität der Bombereinsätze gegen zivile Ziele veranlaßte ihn zu der Bemerkung: »Gnade uns Gott, wenn diese Blutschuld einmal über uns kommt«. Danach wurde er nach Paris abkommandiert, wo er die Leitung des Referats Eisen und Stahl im besetzten Frankreich übernahm. Hier kamen seine Fähigkeiten als Topmanager voll zum Zug und dank seines enormen Einflusses gelang es ihm in den ersten zwei Jahren, diese kriegswichtige Industrie auszubauen. Nebenbei gelang es ihm auch, die Deportation vieler französischer Arbeiter zu verhindern.

Mit seinen Einblicken in militärische und zivile Vorgänge wurde die Einstellung Hofackers zum Regime immer kritischer. Als ihm dann sein langjähriger Freund von der Schulenburg die Wahrheit über die Todeslager im Generalgouvernement Polen berichtete, ließ ihm sein Gewissen keine andere Wahl, als sich dem Widerstand anzuschließen. Dies fiel ihm um so leichter, als er erfuhr, daß der leitende Kopf sein Vetter Claus von Stauffenberg war. Als spezifische Aufgabe fiel ihm die Ausschaltung des Sicherheitsapparates in Paris zu. Allein die Stabsstelle umfaßte dort 1200 Mann. Hofackers Stellung im Stab des Kommandos West verschaffte ihm direkten Zugang zu den Generalfeldmarschällen von Rundstedt, Rommel und von Kluge, die nacheinander das Oberkommando West innehatten. Entscheidend für das Gelingen der Verschwörung war wohl das Vertrauen, das die Männer und Frauen des 20. Juli zueinander haben konnten, meinte der Redner. Viele waren durch alte familiäre und gesellschaftliche Bande miteinander verbunden. Die Familien Hofacker, Rommel, Speidel, Stülpnagel und Finckh waren miteinander bekannt.

Cäsar von Hofacker fiel die Aufgabe zu, Rommel in die Umsturzpläne einzuweißen. Rommel sollte mit Montgomery, seinem Gegner im Afrikafeldzug, Verhandlungen mit dem Ziel eines Waffenstillstandes mit den Westalliierten aufnehmen. Das entscheidende Gespräch fand am 9. Juli 1944 statt und Rommel weihte danach seinen Stabschef Speidel ein. Die Verwundung des Feldmarschalls am 17. Juli war ein herber Rückschlag, die Aktion konnte und sollte aber nicht mehr aufgehalten werden.

Als Cäsar von Hofacker am Morgen des 20. Juli 1944 vom Attentat unterrichtet wurde, handelte er rasch und entschlossen. Binnen weniger Stunden hatte er den gesamten Sicherheits- und Geheimpolizeiapparat ausgeschaltet. Als aber am Abend die Meldung kam, daß Hitler das Attentat überlebt hatte, wollte der neue Oberkommandierende Feldmarschall von Kluge den Umsturz nicht vollziehen und ließ die festgesetzten Sicherheitskräfte wieder frei. Diese gingen nun ihrerseits gnadenlos gegen die Regimentgegner vor. Hofacker wollte nicht untertauchen. Er wurde am 24. Juli verhaftet und nach Berlin in das Hauptquartier der Gestapo in der Prinz-Albrecht-Straße verbracht. Dort hat ihn der mitangeklagte General Hans

Speidel am 19. Dezember 1944 zum letztenmal gesehen. Einen Tag später wurde er in Plötzensee exekutiert. Ein Gestapo-Offizier, der ihn verhört hatte, bezeichnete ihn als einen gefährlichen Mann, aber ganzen Kerl; und dem berüchtigten Vorsitzenden des Volksgerichtshofes Freisler entgegnete er in der Verhandlung: »Sie sollten schweigen Herr Präsident. Heute geht es um meinen Kopf, in einem Jahr um den Ihren!« *pb*

2. Donnerstag, 10. November 1994: Über »Christian Mergenthaler – Ein württembergischer Kultminister der NS-Zeit« hielt Dr. Rudolf Kieß, Abteilungsdirektor a. D. beim Oberschulamt, einen Vortrag.

Vier Wochen, nachdem Dr. Friedrich Freiherr von Gaertringen mit seinem Vortrag über Cäsar von Hofacker, einen Gegner Hitlers und Opfer des 20. Juli 1944, dem Vergessen entrissen hatte, war nun die Lebensgeschichte eines Hauptschuldigen der NS-Zeit zu hören. »Hauptschuldiger«, so lautete das Urteil der Spruchkammer über Christian Mergenthaler, Ministerpräsident und Kultminister in Württemberg von 1933 bis 1945. In der Urteilsbegründung wurde festgestellt, Mergenthaler sei ein einflußreicher Politiker gewesen und ein gefährlicher Mann. Das Urteil war wohl zutreffend, wenn ihn auch Freunde und Gegner im persönlichen Umgang als korrekt, uneigennützig und gerecht beurteilten. In seinem Umgang als Amtsträger jedoch wird er als unsicher, verkrampft und keinen Widerspruch duldend beschrieben. Darüber hinaus hat er durch die rigorose Umsetzung der NS-Ideologie in seinem Machtbereich bewiesen, daß er kein Mitläufer war.

Wie über andere NS-Bonzen kursierten auch über Mergenthaler Witze. Einen davon gab der Vereinsvorsitzende Dr. Bollacher in seinen einführenden Worten zum besten: Über einen Besuch im urgeschichtlichen Museum schreiben die Schüler einen Aufsatz. Klein Hilde schreibt: »In der Abteilung der Steinzeitmenschen sahen wir einen braunbehaarten, fürchterlichen Gesellen, mit wilden Augen und gefletschten Zähnen, der eine große Keule schwang, als ob er auf uns losgehen wollte. Das Ungetüm war ein Mergenthaler.«

Der Nationalsozialist Christian Mergenthaler war ein Mann der ersten Stunde. Bereits 1922 gründete er mit dem späteren Ludwigsburger Oberstudiendirektor Haug die Schwäbisch Haller Ortsgruppe der »Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiter-Partei«. Als diese nach dem Putsch von 1923 verboten wurde, gründete er eine der vielen Tarnorganisationen und leitete sie bis 1927. Dann erst wurde er im Beisein Hitlers wieder in die NSDAP aufgenommen. Vorangegangen waren Mergenthalers vergebliche Versuche, Hitler von seinen radikalen politischen Positionen abzubringen.

Seine Parteikarriere ging daraufhin steil nach oben, wenn er auch im internen Machtkampf mit dem späteren Gauleiter Murr unterlag. Seine Biographen berichteten, er sei ein mitreißender Redner gewesen. Einmal bei einer Versammlung in Schwäbisch Hall in den 20er Jahren hätten sogar die anwesenden Marxisten – die eigentlich zum Stören gekommen waren – begeistert geklatscht, anstatt gepfiffen.

Mehrfach als Reichstags- und Landtagsabgeordneter wiedergewählt, erlebte er 1929 einen Tiefpunkt, als er noch als einziger Vertreter der NSDAP im Landtag saß. Dies änderte sich allerdings mit den Wahlen von 1932, und Mergenthaler sah sich unversehens als Landtagspräsident wieder. Nach der Machtergreifung übernahm er dann das Amt des Ministerpräsidenten in Personalunion mit dem Kultministerium. Es zeigte sich aber rasch, daß die wahre Macht bei der Partei- und

Gauleitung lag und vom Gauleiter Wilhelm Murr ausgeübt wurde, der zugleich Reichstatthalter war. Mergenthalers Doppelfunktion spiegelt auch den Anspruch der NS-Machthaber wider, sich über das Bildungssystem rasch und nachhaltig ideologischen Einfluß auf breite Bevölkerungsschichten zu verschaffen. Dies ist in den ersten Jahren unzweifelhaft gelungen. Bereits am 15. März 1933 wurden Vertrauensleute der Partei in verantwortliche Stellen im Kultministerium gebracht, oder den leitenden Beamten Aufpasser beigeordnet.

Als Kultminister zeigte Mergenthaler bald seine Gefährlichkeit, die ihm die Spruchkammer 1948 ins Urteil schrieb. Mehrfach nahm er im württembergischen Schulwesen Veränderungen im Sinne der NS-Ideologie vor, die im Reich erst viel später oder gar nicht in die Gesetzgebung einfließen. So erließ Mergenthaler im Alleingang die Weisung, alle Beamten im Schulbereich müßten der Partei angehören. Eine Weisung, die im übrigen Reich erst später übernommen wurde.

Auch in der Konfrontation mit den Kirchen tat er sich hervor. In den 1937 erlassenen Richtlinien für den Religionsunterricht wurde verboten, die Juden in positiver Weise darzustellen. Die Kirchen warfen ihm zurecht vor, den Rassegedanken über das Wort Gottes zu erheben, allein es wehrten sich nur Vereinzelte dagegen. Auch diese Richtlinie fand erst zwei Jahre später den Weg in Reichsgesetze. In Bayern und Sachsen traten sie aber nie in Kraft.

Gleichzeitig wurde auch der »Weltanschauungsunterricht« in den Schulen eingeführt. Damit sollten die NS-Ideologie direkten Eingang in das Bildungsprogramm der allgemeinen Schulen finden. Dr. Kieß wies aber darauf hin, daß sich viele Lehrer und Pfarrer der Aufgabe entzogen, indem sie Geschichtsunterricht in Erzählform hielten. Dies wurde in der anschließenden Diskussion mehrfach bestätigt und berichtet, die Lehrer hätten einfach von ihren Fronterfahrungen im Ersten Weltkrieg erzählt.

Mergenthalers wichtigster Eingriff in das württembergische Schulwesen war die Beseitigung der Bekenntnisschulen und ihre Zusammenführung in Volksschulen bereits 1934. Auch dieses Vorpreschen sah man in Berlin keineswegs gerne. Man beurteilte es nüchtern als eine unnötige Kraftprobe mit den Kirchen im Lande. Mergenthaler ließ sich aber nicht beirren und setzte die Zerschlagung der konfessionellen Schulen durch, obwohl dies nach der damaligen württembergischen Verfassung ein illegaler Akt war. Um der Aktion das Mäntelchen des Volkswillens umzuhängen, wurde eine Elternbefragung inszeniert. Dem starken Druck, der dabei auf die Eltern ausgeübt wurde, hielten die Katholiken offenbar besser stand als die Evangelischen. Im Schulbezirk Schorndorf betrug die »Zustimmung« satte 100 Prozent, in Rottenburg nur knapp über 50 Prozent.

Die Abschaffung der konfessionellen Schulen, die in Württemberg in dieser Form seit Anfang des 19. Jh. bestanden, ist eine der wenigen Reformen Mergenthalers, die den Zusammenbruch von 1945 überdauerten. Sein Reformwille und seine Tatkraft ließen bald nach und seine Isolation im persönlichen Bereich und in der Partei wuchs. Er hat im Entnazifizierungslager oft erklärt, er habe von den Vernichtungslagern nichts gewußt: bestimmt wollte er es aber nicht wissen. Dies unterstreicht eine Begebenheit, auf die Dr. Kieß hinwies: Als der Bildhauer Fritz von Grävenitz, der Mergenthaler von früher kannte, bei ihm vorsprach und gegen die Morde an Behinderten in Grafeneck protestierte, ordnete er zwar eine Untersuchung an, ließ sich dann aber von einem Mitarbeiter des Innenministeriums mit beschönigenden Ausflüchten abspeisen.

Das Ende seiner »Amtszeit« ist geradezu grotesk und ein Beweis, daß er den Bezug zur Realität völlig verloren hatte. Kurz bevor die Alliierten in Stuttgart einrückten, verabschiedete er sich mit Uniform, Tornister und Stahlhelm von seinen Mitarbeitern und machte sich auf den Weg zur »Alpenfestung«, wo er sein und des Führers Werk verteidigen wollte. Kurze Zeit später wurde er im Allgäu von den Amerikanern verhaftet und in das schon erwähnte Internierungslager in Balingen gebracht. Mergenthaler ist 1980 im Alter von 96 Jahren gestorben. *pb*

3. Donnerstag, 8. Dezember 1994: Zum Jahresabschluß referierte Prof. Hermann Burkhardt über die Schulverhältnisse in Egosheim zwischen dem 16. und 18. Jahrhundert (mit Lichtbildern).

Bei seinen Nachforschungen zur Egosheimer Chronik hatte der Referent umfangreiches Material über das Schulwesen erarbeitet, das er nun zu einem kleinen Bändchen, in der Reihe »Texte zur württembergischen Schulgeschichte«, verarbeitet hat. Auf der früheren Gemarkung des einstigen Bauerndorfes Egosheim liegen heute neben der Pädagogischen Hochschule, den Fachhochschulen für Finanzen und öffentliche Verwaltung, der Staatlichen Sportakademie noch weitere sechs Schulen. Das außergewöhnlich stark ausgebaute Schulwesen in diesem Stadtteil kann auf eine lange Tradition zurückblicken. Sie beginnt schon 150 Jahre, bevor Herzog Eberhard Ludwig seine zweite Residenz auf freiem Feld zu bauen begann. *pb*

Da der Vortrag auf dem genannten Werk von Prof. Burkhardt fußte, (es wurde in den LBGBl 48/1994, S. 189f. besprochen), wird hier auf ein ausführliches Referat verzichtet.

4. Donnerstag, 12. Januar 1995: Beim ersten Vortrag im neuen Jahr sprach Bundesbahnberrat i. R. Egon Hopfenzitz über »Stuttgart und seine drei Bahnhöfe – Ein Stück württembergischer Eisenbahngeschichte« (mit Lichtbildern).

»Jahrhundertbauwerk für Stuttgart wird 5 Milliarden Mark kosten«, so die Zeitungen kürzlich über den neuen Bahnhof »Stuttgart 21«. In 14 Jahren soll er fertig sein; dann wird die Landeshauptstadt den vierten Bahnhof in ihrer (dann) 164jährigen Eisenbahngeschichte haben. Der Referent hat in seiner Dienstzeit als Leiter des Hauptbahnhofes alles gesammelt, was mit Stuttgarter Bahnhöfen zu tun hat und konnte deshalb aus dem vollen schöpfen.

Begonnen hat die Stuttgarter Eisenbahngeschichte 1834 mit der Entscheidung der von König Wilhelm I. eingesetzten Verkehrskommission, eine Eisenbahnlinie von Pforzheim über das Neckar-, Rems- und Brenztal nach Ulm und Friedrichshafen zu führen. Den weit kürzeren Alaufstieg glaubte man damals noch nicht bewältigen zu können, denn die schwachen Lokomotiven waren noch nicht imstande, ganze Züge über größere Steigungen zu ziehen. Die Strecke sollte über Cannstatt führen und die Landeshauptstadt wollte man über eine Stichbahn anschließen.

Zum Glück kam es nicht dazu, aber der Gedanke ist 150 Jahre später bei der Planung der ICE-Trassen wieder aufgetaucht. Lange wurde geplant, wie man mit der Stichbahn, Steigungen vermeidend, in den Stuttgarter Talkessel einfahren sollte und wo man den Kopfbahnhof für die noch kleine Residenzstadt anlegen wollte. Beim Staatstheater, beim Charlottenplatz, ja sogar direkt hinter dem neuen Schloß, alles Standorte, die das Herrscherhaus in irgendeiner Weise beeinträchtigten. Welcher König mag schon einen Bahnhof in seinem Schloßgarten!

Die vorläufigen Planungen wechselten einander ab, bis Carl Etzel (1812–65)

beauftragt wurde. Er erkannte, daß man beim Aufbau eines zukunftsweisenden Verkehrssystem die Residenzstadt nicht von der Hauptachse abhängen darf. Etzel war kein Unbekannter in Stuttgart, denn sein Vater hatte 1805 die neue Weinsteige gebaut. Carl trat in die Fußstapfen seines Vaters als Verkehrsingenieur und hatte in Wien Eisenbahnwesen studiert. Er entwarf die heutige Streckenführung mit den Einfahrten in den Talkessel durch den Prag- und den Rosensteintunnel. Die Gleise wurden parallel zu der kurz zuvor errichteten Königstraße geführt und der Bahnhof an die Schloßstraße gelegt, wo die Hauptfassade heute noch als Bolzstraße 8 steht, allerdings nur noch von Kennern der Stuttgarter Stadtgeschichte erkannt.

Am 26. Oktober 1846 fuhr der erste Zug von Cannstatt her im neuen Bahnhof ein. Das Einweihungsfest hätte eigentlich einige Tage früher stattfinden sollen, mußte aber verschoben werden, weil in Stuttgart die Weinlese auf dem Höhepunkt war und wegen des guten Wetters nicht unterbrochen werden sollte. Die neue Zeit war in der Residenzstadt noch nicht angebrochen!

Der Bahnhof umfaßte vier Gleise, die am Kopfende in eine Drehscheibe mündeten. Diese war immer ein Anziehungspunkt für »Eisenbahnfans«, deren Andrang zeitweise so groß gewesen sein mußte, daß die Eingangshalle völlig verstopft war. Jedenfalls wurde dieser Umstand auch als Argument für die baldige Erweiterung des Bahnhofes verwendet. Durch die stürmische Entwicklung der Eisenbahn erwies sich der Bahnhof schon nach wenigen Jahren als zu klein. Für die Erweiterung fand man einen einfachen und preiswerten Weg, der sich aber auch nicht als dauerhafte Lösung erwies. 1864–67 erfuhr der Bahnhof nach den Plänen von Oberbaurat Georg Morlok (1812–65) und Bauinspektor Adolf Wolff (1832–85) eine Erweiterung nach Osten. Links neben dem Etzelschen Bahnhof, der fortan als Verwaltungsgebäude diente, erbauten sie eine neue Schalterhalle mit Kuppelgewölben und repräsentativer Neurenaissance-Fassade, die durch fünf große Rundbogen ausgezeichnet war. Zur linken Seite dieser Halle bauten sie ein zweites Gebäude, das in seinem Erscheinungsbild dem bescheideneren Etzelbau entsprach.

Von dieser Erweiterung haben die drei mittleren großen Rundbogen die Zeiten ebenfalls überstanden: 1926 entstand an Stelle der alten, nun funktionslosen Bahnhofshalle der UFA-Palast, Stuttgarts größtes Lichtspieltheater. In einem »Akt der Pietät« wurden die drei Bogen in die neue Front des Lichtspieltheaters übernommen. »Für die Verwendung der alten Bahnhofsfassade war im besonderen die Erwägung leitend, das schöne, im Neurenaissancestil errichtete Wahrzeichen der Entwicklung Stuttgarts und des Württembergischen Eisenbahnwesens der Nachwelt zu erhalten«, heißt es in der Festschrift.

Die Fassade hat mit dem Stahlbetonbau des UFA-Palastes die Bombennächte und die Abrißpläne der Städtebauer überstanden und noch heute betritt man die Eingangshalle der Kinos in der Bolzstraße durch die drei mächtigen Rundbogen.

Auch der zweite Bahnhof mit den wesentlich erweiterten Gleisanlagen stieß schon bald an seine Kapazitätsgrenzen. Bereits 1886 wurde der Güterumschlag aus dem Kopfbahnhof in das Vorfeld verlegt. Nach und nach wurden die Hauptlinien mit Gleisdreiecken verbunden, so daß nicht jeder »Milchzug« im Hauptbahnhof wenden mußte. Aber schon vor der Jahrhundertwende stand fest, daß eine Erweiterung auf 16 Gleise am alten Standort nicht mehr möglich war.

Der 1911 ausgeschriebene internationale Architektenwettbewerb brachte viele Entwürfe renommierter Fachleute im Eisenbahnwesen. Keiner wollte allerdings

den gestrengen Preisrichtern gefallen. Erst der Entwurf mit dem Titel »Der Nabel Schwabens« der Stuttgarter Architekten Bonatz und Scholer stellte die Baukommission einigermaßen zufrieden. Der preisgekrönte Entwurf wurde allerdings noch stark überarbeitet und erhielt erst 1914, als es an die Ausführungsplanung ging, seine endgültige Gestalt.

Der gebürtige Lothringer Paul Bonatz (1877–1956) hatte zuerst Maschinenbau studiert, dann aber sein Fach gewechselt und in München bei dem berühmten Architekten Theodor Fischer Entwurfslehre und Städtebau gelernt. Als Fischer einen Lehrstuhl an der Technischen Hochschule in Stuttgart erhielt, holte er seinen Schüler Bonatz als Assistent für Bauformenlehre bald nach. 1908 übernahm dann Bonatz den Lehrstuhl und wirkte als Professor für Entwurf und Städtebau.

Bonatz' ungewöhnlicher und in der Eisenbahnarchitektur bis heute einzigartiger Entwurf trug ihm natürlicherweise auch Kritik ein. Die herbe, ja strenge Fassade wollte vielen nicht gefallen. Ein Kritiker fühlte sich sogar an die Türme Babylons erinnert und warf ihm »assyrische Verfremdung« vor.

1914 wurde der erste Spatenstich getan und 1917 waren der östliche Teil für die Fernverbindungen von Gleis 8–16 und der Turm im Rohbau fertig, dann wurden die Arbeiten unterbrochen und erst 1919 wieder aufgenommen. In der Nacht vom 20. auf den 21. Oktober 1922 verließ der letzte Nachtschnellzug den alten Bahnhof in der Schloßstraße (heute Bolzstraße). Vier Stunden später fuhr aus dem neuen Bahnhof ein Vorortzug nach Waiblingen ab, allem Aberglauben zum Trotz von Gleis 13. An der geschmückten Lokomotive hing eine Tafel mit dem Spruch: »Aus Stuttgarts neuen Bahnhofshallen fuhr ich ins Land den ersten Zug«.

Schon vier Jahre vorher aber hatte der Turm Geschichte gemacht. In den Revolutionstagen von 1918 beherbergte er einige Tage die württembergische Regierung, die von der Sicherheitstruppe des Leutnants Hahn beschützt wurde. Vom Turm aus beherrschte er mit wenigen Soldaten die halbe Stadt, denn die Königstraße konnte keiner überqueren, ohne ins Schußfeld seiner Maschinengewehre und leichten Geschütze zu geraten.

Der nördliche Teil des Bahnhofes mit den Gleisen 1–7 wurde erst 1928 ganz fertiggestellt. Wenn man genau hinschaut, kann man am Bauwerk ablesen, daß Bonatz' Formenstrenge immer rigorosener wurde. Zeigt der Südteil in der großen Eingangshalle und in der Steinbearbeitung noch einige weiche Formen, fehlen diese in der zuletzt fertiggestellten Nordfassade vollständig.

Die weite Schalterhalle von 48 m Länge ist 22 m breit und 24 m hoch. Sie besaß, wie die große Eingangshalle und die Gleishalle eine hölzerne Dachkonstruktion, weil die bereits fertiggestellten Eisenträger als Reparationsleistung nach Frankreich geliefert werden mußten. Diese Holzdächer fielen 1942 in einem Flammeninferno dem ersten großen Bombenangriff auf Stuttgart zum Opfer.

Noch viele weitere Schläge trafen den Bahnhof bei den großen Luftangriffen von 1944/45. 1945 standen nur noch die feuerfesten Mauern und Notdächer schützten die wenigen intakten Räume im Erdgeschoß. Bereits im Sommer 1945 fuhren die ersten regelmäßigen Fernzüge und der Nahverkehr funktionierte bald auch wieder nach Fahrplan.

Die Dächer und Gleishallen wurden wieder – diesmal in Stahl – aufgebaut und der Bahnhof erhielt nach und nach das heutige Gesicht. Der Bonatz-Bau beherrschte von 1928 an 64 Jahre die Szene, bis nun der Neubau der Südwestbank alle Maßstäbe sprengte und damit kundtun will, daß nicht mehr das Transport-

sondern das Geldwesen an erster Stelle steht. Bleibt nachzutragen, daß die Eisenbahn mit dem neuen Bahnhof »Stuttgart 21« weiterhin zukunftsweisend bleiben will – aber eben unter der Erde. Übrigens mit einer Streckenführung, die bereits vor 94 Jahren in einer baureifen Planung vorgelegt worden ist. *ph*

5. Donnerstag, 9. Februar 1995: Der Februar-Vortragsabend begann mit der Mitgliederversammlung. Der Vorsitzende Dr. Wolfgang Bollacher gedachte zunächst der unerwartet verstorbenen Frau Edelgard von Kalitsch, die langjähriges Vorstandsmitglied gewesen war. Im Jahresbericht gab er einen Überblick über die vielfältigen Veranstaltungen des Vereins im vergangenen Jahr. Neben den Vorträgen gehörten die Exkursionen zu den Glanztlichtern des Berichtszeitraums. Anschließend stellte er den 48. Band der Geschichtsblätter vor sowie das vom Verein geförderte Buch »Das Schloßtheater Ludwigsburg« von Dr. Hans-Joachim Scholderer. Für das Jahr 1997, wenn der Historische Verein 100 Jahre alt wird, ist ein Jubiläumsband geplant. Etwa 50 Persönlichkeiten haben sich bereit erklärt, daran mitzuarbeiten. Nach dem reibungslosen Ablauf von Kassenbericht, Prüfung und Entlastung der Kassenverwalterin sprach Gerhard Würth, selbst vom Jahrgang 1926 der Ludwigsburger Mörke-Oberschule, über »Schülerkanoniere aus Ludwigsburg im Bombenkrieg 1943–45«. Dieser Vortrag ist im vorliegenden Heft wiedergegeben (S. 171 bis 199). *vie*

6. Donnerstag, 9. März 1995: Zum Abschluß der Wintervorträge referierte Dr. Fritz Wullen in einem Lichtbildervortrag über »Das Augustinerinnenkloster auf dem Baiselsberg – Ein Grabungs- und Forschungsbericht.«

Der Arzt und Hobbyarchäologe Dr. med. Fritz Wullen hat zusammen mit dem Landesdenkmalamt mit einem kleinen Team in jahrelanger Arbeit das ehemalige Augustinerinnenkloster auf dem Baiselsberg bei Horrheim ausgegraben und dessen Geschichte erforscht. Die Bezeichnung »Kloster« taucht erst in der Reformationszeit auf. Die übliche Bezeichnung war »Klause«. Noch 1509 siegelten die Baiselsberger Schwestern mit einem Siegel dessen Umschrift lautete: »sigillum sororum cluse boselsberg«.

Die Klause, die in der Waldeinsamkeit des Strombergs zwei Kilometer von Horrheim entfernt lag, wurde 1556 aufgehoben und danach abgebrochen. 1634 taucht die Klause nochmals in der Literatur auf. Der Tübinger Staatsrechtler Christoph Besold schrieb damals in einer Auflistung der in der Reformation enteigneten Frauenklöster: »So ist ein Claus und ein Priorat der heiligen Dreifaltigkeit uff dem Böselberg Sancti Augustini Ordinis in dem Amt Vaihingen und hat Herzog Ulrich zu Württemberg solcher Sammlung Rent, Zins, Güter und Einkommen dem Spital zu Vaihingen incorporiert . . . Es hat auch die letzte Mutter Margarete Öttin anno 1556 gegen Empfahung von 55 Gulden sich aller Forderungen verzeihen müssen.«

Danach dauerte es 210 Jahre, bis die Klause in Klunzingers Geschichte des Zabergäus wieder auftaucht. Er berichtet 1844, daß dort ein Sumpf sei, der »Nonnenwäsch« genannt werde und nicht weit davon entfernt ein von Felsen gebildeter Sitz »Nonnensessel« heiße. Klunzinger schreibt dann weiter, man habe dort um 1800 nach Schätzen gegraben und nach der Volkssage verirre sich der Wanderer leicht in jener Gegend. »Eine Erfahrung, die auch der heutige Wanderer macht, wie wir gelegentlich feststellen konnten«, fügte Dr. Wullen an.

Nach Klunzinger muß aber die richtige Überlieferung verloren gegangen sein, denn in den »Württembergischen Jahrbüchern« von 1875 werden die Ruinen als

römisch bezeichnet. Auch Oskar Paret hielt um 1910 den Baiselsberg für Baureste einer römischen Steinmetzwerkstätte. Die Baureste waren bis in unser Jahrhundert hinein immer sichtbar. Verschollen ist die Klause erst, als die Ruinen in den 1920er Jahren in eine neu angelegte Mischwaldkultur einbezogen wurden. Ab 1975 führte dann Dr. Wullen mit seinen Helfern eine systematische Grabung durch. Die Hypothese, daß es sich um das Kloster handelte, konnte erst sieben Jahre später mit der Auffindung von Kirche und Friedhof bestätigt werden.

Auf den Lichtbildern, die den Vortrag begleiteten, war der geringe Umfang der Klosteranlage gut zu erkennen, die nur eine lokale Bedeutung haben konnte. Durch sorgfältiges Graben und Dokumentieren gelang es, die Baugeschichte in den wesentlichen Abschnitten zu erfassen.

In der ersten Ausbauphase bestand die Kapelle nur aus einem rechteckigen Saal. Dieser wurde später durch einen quadratischen Altarraum nach Osten erweitert. Die Archäologen versuchen, unsichere Befunde und Hypothesen durch »Ergänzungsgrabungen« in den Archiven und Bibliotheken zu erhärten. Und in der Tat gelang es Dr. Wullen, in Urkunden den Beleg für die Errichtung eines Altars im Kloster auf dem Baiselsberg zu finden. Der Altar war die Voraussetzung für die wirtschaftliche Existenz des Klosters. Erst ein Altar ermöglichte die Einrichtung der zwei gestifteten Meßpfründen, die eine materielle Basis für den Priester und die Nonnen bereitstellten.

Die ersten Gönnerinnen der Klause stammten aus dem Hochadel. Urkundlich belegt ist eine Schenkung der Gräfin Mechthild von Zollern, einer Tochter des Grafen von Vaihingen, an die Klausnerin Anna von Gemmingen und ihre Schwestern auf dem Baiselsberg. In der Schenkungsurkunde vom 22. August 1274 wird bestimmt, daß der Ertrag für die Meßpfründe verwendet werden müsse, sobald ein Altar eingerichtet sei. Zehn Jahre danach macht Gräfin Anna von Hohenlohe weitere bedeutende Schenkungen. Daran schließt sich eine ganze Reihe von Vermächtnissen von Rittern, Bürgern und Bauern aus der weiteren Umgebung. Nachdem so die Meßpfründe wirtschaftlich gesichert war, erfolgte auch die Bestätigung durch den Propst des Dreifaltigkeitsstifts zu Speyer, Gerhard von Ehrenberg.

Im Jahre 1478 hätten die frommen Schwestern ihre Klause beinahe verloren. Das kam so: Für die 1477 gegründete Universität Tübingen wollte Graf Eberhard im Bart Dominikanermönche als Lehrkräfte heranziehen. Sie sollten in den Räumlichkeiten der Augustinereremiten wohnen und diese wiederum sollten ausgerechnet auf den Baiselsberg umziehen. Obwohl der Vertrag bereits beurkundet war, wurde das Projekt dann doch fallengelassen und das Ende der Frauengemeinschaft sollte erst 1556 kommen.

Durch Forschung in den Archiven gelang es Dr. Wullen auch, die bislang ungeklärte Ordenszugehörigkeit der Schwestern auf dem Baiselsberg zu klären. In der Universitätsbibliothek in Gießen fand er einen Brief des Bischofs von Speyer 1499 an den Prior des Chorherrenstifts der Augustiner in Sindelfingen, den Visitationsauftrag zur Prüfung der Klause auf dem Baiselsberg. In einem Schreiben der Schwestern vom Baiselsberg an die Augustiner Chorherren steht in der Absenderangabe das entscheidende: »Wir Elysabet muter sampt allen und jeden Mitschwestern des gotzhus der heiligen Dryfaltigkeit uff dem Beselsberg Geregulierten Sanct Augustins Ordens«. Die Frauen auf dem Baiselsberg waren also keine Augustinereremiten, wie bisher angenommen, sondern Augustinerchorfrauen. Ein

grundsätzlicher Unterschied, denn die Eremiten waren Mönche oder Nonnen und die Chorherren und -frauen waren Weltgeistliche, die an den großen Kirchen den Chordienst versahen.

Zum Abschluß des Vortrages zeigte der Referent eine Reihe von aufgefundenen Ofenkacheln. Darunter eine, die ein sehr genau herausgearbeitetes Frauen- und Männerporträt zeigte. Wer ist darauf abgebildet? Mit großer Wahrscheinlichkeit sind es Anna von Böhmen und ihr Gemahl, Erzherzog Ferdinand, der Bruder Kaisers Karls V. Jedenfalls stimmen die Porträts im Aussehen und in der Abmessung genau mit den Schaumünzen überein, die in großer Zahl zu beider Hochzeit im Jahre 1521 geprägt worden sind. *ph*

II. Sommerfahrten 1995

1. Samstag, 6. Mai 1995: Halbtagsfahrt nach Affalterbach. Am Anfang der Fahrt war Skepsis angesagt. Was war denn an Affalterbach und an dem kleinen Weiler Kirschenhardthof so interessant, um eine Exkursion des Vereins mit Informationen auf dem gewohnt hohen Niveau zu füllen? Kein Problem bei einer Führung durch Prof. Dr. Paul Sauer, Autor der Affalterbacher Ortsgeschichte und verschiedener Bücher und Aufsätze über die württembergischen Templer, deren erste Heimat der Weiler Kirschenhardthof war.

Die Fahrt führte zuerst auf den Lemberg, von wo aus der klare Tag eine Sicht über das württembergische Kernland bot: Vom Hohenstaufen im Osten über die Achalm im Süden bis zum Stromberg im Westen. Dazwischen die Weinberge vom Korber Kopf, der Stuttgarter Fernsehturm und der Hohenasperg. Der letztere, wie der Lemberg, ein Zeugenberg des süddeutschen Schichtstufenlandes. Beide sind aus den sonst in der Umgebung überall abgetragenen Gesteinen des Keupers aufgebaut, die erst einige Kilometer weiter im Osten wieder geschlossen anstehen. Der Schilfsandstein auf der Kuppe des Lembergs eignet sich hervorragend als Werkstein. Was Wunder, daß er beim Bau des Ludwigsburger Schlosses im großen Stil Verwendung fand. Im Wald sind denn auch die ehemaligen Steinbrüche noch gut sichtbar.

In der Martinskirche in Affalterbach erzählte Prof. Dr. Sauer, selber im Ortsteil Wolfsölden geboren und aufgewachsen, die Ortsgeschichte des Dorfes, das 972 zum erstenmal urkundlich erwähnt wird. Ob der heutige Name vom »Apfelbaum am Bach« abgeleitet werden kann, ist wahrscheinlich, aber nicht ganz gesichert. Wie viele Orte im fruchtbaren Neckarland litt auch Affalterbach unter den wirtschaftlichen Folgen der Realteilung. Bereits vor dem 30jährigen Krieg begann die Zerteilung der ehemals großen Erblehen.

Danach fuhr die Gesellschaft zum Weiler Kirschenhardthof hinaus. Jahrhundertlang der reichsritterschaftlichen Herrschaft Hochberg zugehörig, ist er heute Teil der Gemeinde Burgstetten. Vor der ehemaligen Tempelerschule, die heute ein Altersheim beherbergt, steht ein kleiner Gedenkstein. Dort erzählte Paul Sauer die Geschichte der württembergischen Templer, deren erste Heimstatt von 1865–1873 hier gewesen war. Die »Gemeinschaft des Tempels«, die heutige »Tempelgesellschaft«, ist aus dem Pietismus hervorgegangen. Sie verdankt ihre Entstehung Christoph Hoffmann, 1815 in Leonberg geboren. Seine Jugendjahre verbrachte er in der von seinem Vater gegründeten Brüdergemeinde Korntal. Nach Abschluß

seines Theologiestudiums trat der von einem starken Sendungsbewußtsein erfüllte junge Mann in die Bildungsanstalt auf dem Salon (heute auf Markung Ludwigsburg) ein. Diese war 1837 von seinen Schwägern, den Gebrüdern Paulus – Enkel des Pfarrers und Erfinders Philipp Matthäus Hahn –, gegründet worden.

Hoffmann und seine Mitstreiter bekämpften die liberalen Tendenzen des Vormärz vehement und strebten die Wiederherstellung eines christlichen Staates und eine auf dem Boden des Evangeliums gegründeten Gesellschaft von Gläubigern an. Dazu gehörte auch das Mandat in der Nationalversammlung der Frankfurter Paulskirche, das er nach einem wüsten Wahlkampf gegen den »Gottesleugner« David Friedrich Strauß erkämpft hatte. Da er, wie viele andere Pietisten, glaubte, die Wiederkunft Christi stünde unmittelbar bevor und daß diese ohne Zweifel in Jerusalem erfolgen werde, forderte er die »Sammlung des Volkes Gottes« an dieser heiligen Stätte. Gemeinsam mit dem Ludwigsburger Kaufmann Georg David Hardegg berief Hoffmann am 24. August 1854 eine Versammlung ein, auf der die Gründung der »Gesellschaft für Sammlung des Volkes Gottes in Jerusalem« bekanntgegeben wurde. Die Versammlung machte eine Eingabe beim Deutschen Bundestag. Dieser wurde ersucht, beim Sultan in Konstantinopel zu intervenieren, um dem »Volk Gottes« die Ansiedlung in Palästina zu ermöglichen.

Vorderhand blieb dies Wunschtraum. So erwarben sie 1856 den Kirschenhardtthof. In dieser geschlossenen Gemeinde suchten sie ihre Glaubens- und Lebensgrundsätze zu verwirklichen und entfremdeten sich immer weiter von der evangelischen Landeskirche. 1859 kam es zum Bruch und Hoffmann wurde mit seinen Anhängern aus der Kirche ausgeschlossen. Folgerichtig gründeten sie eine eigene religiöse Gemeinschaft: Am 19. Juni 1861 wurde der »Deutsche Tempel« errichtet. Das Ziel blieb Palästina und 1868 brachen Hoffmann und Hardegg mit ihren Familien nach Palästina auf. In Haifa gründeten sie die erste Templerkolonie auf palästinensischem Boden; Hardegg wurde ihr Vorsteher. Die Siedler ließen nur Familien nachziehen, die ernährt werden konnten und deren Fähigkeiten man gebrauchen konnte. Bei den Schwärmern, die nun doch zuhause bleiben mußten, kehrte Ernüchterung ein und viele fanden den Weg in die Landeskirche zurück. Um 1900 gab es in Württemberg noch 300 Templer.

In Palästina konnten bei Jaffa zwei weitere Kolonien gegründet werden und 1873 gelang mit der Siedlung »Rephaim« der große Sprung nach Jerusalem. Nach anfänglich sehr harten Aufbaujahren gelangten die Kolonien der schwäbischen Bauern und Handwerker bald zu Wohlstand, verglichen mit den rückständigen und von den Effendis ausgebeuteten palästinensischen Bauern.

Von der Mobilmachung 1914 waren auch die Templer im heiligen Land betroffen, die ja Deutsche geblieben waren. Bei Kriegsende waren die meisten in Ägypten interniert und sollten nach Deutschland deportiert werden. 1920 konnten sie aber in ihre verwüsteten und ausgeplünderten Dörfer zurück und begannen mit dem Wiederaufbau. Die nationalsozialistische Machtergreifung begrüßten die Templer freudig. Sie erhofften sich einen nationalen Aufschwung, der ihre Position als kleine Minderheit im damaligen englischen Mandatsgebiet stärken sollte. So formierte sich 1933 auch eine Ortsgruppe der NSDAP in Jerusalem! Mit einem Krieg hatten die Templer nicht gerechnet. So schreckten sie hoch, als am 20. August 1939 den wehrfähigen Männern aus Deutschland befohlen wurde, das Land zu verlassen. In den letzten Augusttagen reisten noch 350 Personen nach Deutschland. Die Mehrzahl blieb jedoch und wurde interniert. Ab 1941 begannen die Engländer mit

Deportationen nach Australien und nach Kriegsende bildete sich dort eine neue Templerkolonie. Mit der Ausweisung der letzten Deutschen nach der Gründung des Staates Israel endete die achtzigjährige Geschichte der württembergischen Templer im Heiligen Land. *ph*

2. Samstag, 1. Juli 1995: Halbtagesfahrt nach Schöckingen. Unter der Leitung von Friedrich Freiherr von Gaisberg-Schöckingen wurde der Ditzinger Ortsteil Schöckingen besucht. Die Führung begann mit einer Fahrt durch die offene Feldflur, ging dann zu Fuß über den Friedhof durch das Dorf und endete mit einem Besuch im Gaisbergischen Schloß.

An allen Stationen wußte Freiherr von Gaisberg, der 1983 auch eine Ortsgeschichte von Schöckingen herausgebracht hat, unendlich viel zu erzählen. Während der Fahrt durch die Felder erhielten die Teilnehmer eingehenden Unterricht über die Entstehung der Gemarkung Schöckingen, das 814 erstmals urkundlich im Lorscher Codex erwähnt wird. Es gilt aber als sicher, daß der Ort seit der alemannischen Landnahme ununterbrochen besiedelt war. Die Gewinn-Namen zeugen aber von einer noch älteren Besiedlung. Das Gewinn »Mäurach« z. B. bezeichnet eine Stelle, wo römische Ruinen zutage traten. Als 1972 die Baugrube für das Wohnhaus des Gaisbergischen Aussiedlerhofes ausgehoben wurde, stieß man auf mehrere Abfallgruben mit Scherben aus der Latènezeit (um 400 v. Chr.) Grund genug, um den Namen »Keltenhof« zu wählen.

Den Besuch der Kirche mit den schönen Altarfiguren des Hl. Mauritius und der Jungfrau Maria sowie den Epitaphen derer von Nippenburg und von Gaisberg, nutzte der Führer zur Erklärung der Ortsgeschichte. Wie viele Dörfer war Schöckingen auch in mehrere Herrschaften aufgeteilt. 1308 endgültig zu Württemberg gekommen, sind urkundlich zuerst Wolf und Brenmul von Oswile (Ossweil) als Lehensempfänger genannt. Später gelangte der Ort in die alleinige Herrschaft der Freiherren v. Nippenburg. Am 11. April 1660 wurde Ulrich Albrecht von Gaisberg mit dem Schloß Schöckingen belehnt; das Dorflehen kam erst 1718 dazu. Seit dieser Zeit ist die Familie dort ansässig. Über die Herkunft des Geschlechtes der Gaisberg, früher Gaisberger, ist viel gerätselt worden. Von dem ältesten bekannten Gaisberger weiß man, daß er als Bürger und Schultheiß um 1320 in Kirchberg an der Murr saß. Im Laufe des 14. Jh. in den Adel aufgestiegen, spielten die Gaisberger anderthalb Jahrhunderte eine große Rolle in Schorndorf. Von 1392 bis 1534 stellten sie dort acht Vögte und 11 Richter. Danach trifft man die Freiherren von Gaisberg immer wieder in hohen Ämtern und als Truppenführer, wie Philipp Albrecht, der 1737 das Oberkommando der Württembergischen Truppen übernahm und seine Karriere als Generalfeldmarschall-Leutnant beendete.

Im Dorf sind noch zahlreiche, schöne Fachwerkbauten aus dem 16.–19. Jh. erhalten. Allen voran das 1594 erbaute Pfarrhaus. Dort ist am 7. Oktober 1740 Christoph Dionysius Seeger geboren. Ursprünglich für den geistlichen Stand bestimmt, wandte er sich schon mit 18 Jahren der militärischen Laufbahn zu. 1762 kam er als Ordonnanzoffizier zu Herzog Carl Eugen, was zu einer engen und fruchtbaren Zusammenarbeit bis zu dessen Tode 1794 führte. Seeger war es, der den Entwurf für die Errichtung der »Hohen Carlsschule« ausarbeitete und er war auch ihr erster und einziger »Intendant«.

Beachtung fand auch das wohl einmalige Mosaik »Arche Noah« im Saal des Kirchengemeindehauses. Das Kunstwerk zeigt auf einer Fläche von 3 mal 8 m in der Mitte die Arche selbst und außenherum gruppiert die in der Bibel genannten

Tiere. Die vielen tausend Mosaiksteinchen wurden nach einer Idee des Frauenkreises der Kirchengemeinde und der Künstlerin Caritas Lewandowsky in der nahen und weiteren Umgebung und auf Reisen in aller Welt gesammelt und dann im Mosaik verwendet. Caritas Lewandowsky schuf das Zentralbild, die Frauen gestalteten die Tiere. Das Kunstwerk ist allein einen Besuch in Schöckingen wert.

Der Sitz der Ortsherren liegt am tiefsten Punkt des alten Dorfes. Der heutige Schloßkomplex besteht aus Gebäuden verschiedenen Baualters. Der älteste Teil der Anlage ist der Torturm von 1430. Die Südseite nimmt das große Wirtschaftsgebäude mit dem markanten Renaissance-Giebel ein, der dem Baumeister Heinrich Schickhardt zugeschrieben wird. Am Haupthaus, neues Schloß genannt, meldet eine schöne Wappentafel: Im Jahr 1566 haben Martin von Nippenburg und Maria Salome von Reischach mit Gott den Bau vollendet. Von diesem Bau steht heute nur noch das steinerne Untergeschoß mit den 1,5 m dicken Mauern. Die oberen Geschosse fielen 1740 einem Blitzschlag zum Opfer. Der heute stehende Folgebau wurde erst 26 Jahre danach vollendet und ab 1890 vom Urgroßvater der heutigen Besitzer um- und ausgebaut. Die Wappentafel über der großen Türe des Ritter- oder Speisesaals, der damals aus dem Pferdestall entstand, zeigt das Ehwappen des Friedrich v. Gaisberg und seiner Ehefrau v. d. Tann-Ratsamhausen. Im unteren Stock wurden auch weitere Wirtschaftsräume zum Familienarchiv ausgebaut. Darin ist die Zeit stehengeblieben. Wie Friedrich v. Gaisberg erzählte, hat sein Großvater testamentarisch bestimmt, daß die Räume nicht verändert werden dürfen. Bis heute hat sich die Familie daran gehalten. So sind auch die elektrischen Leitungen für die Wandleuchten und Steckdosen aus dem ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts noch vorhanden, denn die Elektrizität hielt in Schöckingen bereits um 1900 Einzug. Die Archivräume und der Festsaal sind vom bekannten Historienmaler und Heraldiker Gustav Adolf Cloß (1864–1938) ausgemalt worden und gelten als bedeutendes Frühwerk dieses Künstlers. Cloß gab 1896 sein Jurastudium in Tübingen auf und widmete sich fortan der Malerei und der Heraldik. Das Fachwissen dazu und die Genealogie hat Cloß offensichtlich bei Friedrich von Gaisberg gelernt.

Nicht mehr vorhanden sind in der Familiensammlung die Handfeuerwaffen aus drei Jahrhunderten und drei Kanonen aus den Arsenalen des Herzogs Eberhard Ludwig (1677–1733). Als die Amerikaner im Juli 1945 die Franzosen als Besatzungsmacht ablösten, wurden alle Feuerwaffen konfisziert. Sie sind nie wieder aufgetaucht. *ph*

3. Samstag, 16. September 1995: Ganztagesfahrt nach Bad Urach. Hell strahlte der Regenbogen gleich am Anfang der Fahrt. Der Uracher Historiker Dr. Rudolf Bütterlin war gewonnen worden, einen Bericht vor Ort über die Uracher und damit auch Württembergische Geschichte zu geben.

Der Blick vom hohen Hannenfelsen über die Stadt ließ erkennen, wie klein der alte Stadtkern war, und in ihm die mächtige Amanduskirche, das Schloß, das Kloster. Um den Marktplatz reihen sich herrliche Fachwerkhäuser.

Den kleinen Fürstensitz übergab Graf Ludwig 1452 seinem Sohn Eberhard V. als Residenz. Bei dessen Hochzeit mit Barbara von Mantua 1474 hatte die Stadt mit ihren 700 Einwohnern 13 000 Gästen Herberge zu geben, eine organisatorische Leistung, die noch heute Respekt fordert. Eberhard V. von Württemberg, auch der »im Bart« genannt, genoß hohes Ansehen bei den Nachbarn und beim Kaiser des Reiches. 1495 wurde ihm die Herzogswürde verliehen. Daran erinnert Kerners

Lied »Preisend mit viel schönen Reden«. Eberhard gründete 1477 die Tübinger Universität und verwirklichte damit seinen Wahlspruch »Attempto«, »Ich wag's!«, ebenso wie mit dem erfolgreichen Versuch, die Teile Altwürttembergs wieder zusammenzufügen und dem bedeutenden weltgeistlichen »Orden vom gemeinsamen Leben« in Urach Heimat und Arbeitsmöglichkeit zu geben.

Herzog Ulrich führte 1534 die Reformation in Württemberg ein und bewahrte durch die Konferenz in Urach mit den Reformatoren Brenz und Blarer die kirchliche Einheit Württembergs. Dessen Sohn Christoph, in Urach geboren, hat mit seinen kirchlichen und staatlichen Ordnungen das Land bis heute nachhaltig geprägt.

Die Amanduskirche, die heute mit Wandschmuck aus der Gründerzeit versehen ist, birgt in sich herrliche Kunstwerke der Uracher Steinmetz- und Bildhauerschulen, die von Meister Christoph von Urach und Peter von Koblenz geprägt wurden. Der kunstvolle Gebetsstuhl Eberhards und der Taufstein geben davon Zeugnis.

Nach einer erholsamen Mittagspause übernahm der Stadtführer Otto Wurster die Leitung der Gruppe. Das Wohnhaus des Offenen Frauenordens der Beginen war zu sehen und in den noch vorhandenen Chor der Spitalkirche konnte man einen Blick werfen. Heute gehen im Bereich des Spitals Kinder zur Schule.

Die ehemalige Klostermühle mit ihrem laufenden Wasserrad beeindruckte ebenso, wie das siebengeschossige, 1445 erbaute Spandelsche Fachwerkhaus, das Beamte und Gäste des Hofes beherbergte und 1462 Tagungsort der südwürttembergischen Landstände war. Der herrliche spätgotische Röhrenbrunnen von Peter von Koblenz, das Stockwerk um Stockwerk vorragende Uracher Oberamtsgebäude und der letzte hohe Zeuge der Stadtbefestigung lagen am Weg.

Eine Besonderheit Urachs ist die mit 29 kleinen Häusern von Heinrich Schickhardt vor die Stadtmauer gebaute »Weberbleiche«. Die Werkstätte der Weber, die »Dunk«, war zur Hälfte in den Boden eingegraben, um das Garn feucht zu halten. Nur der »Dicke Turm« ist als Rest der Befestigung für die Weberbleiche erhalten geblieben. Auf dem Heimweg strahlte wieder der Regenbogen über das Land voll württembergischer Geschichte. *ast*

(Nach den Zeitungsberichten von Paul Hänslér [ph], Dr. Albert Sting [ast] und Dr. Erich Viehöfer [vie]).

Wolfgang Läßle

Nochmals: Das Aldinger Taufbecken

In der St.-Margarethen-Kirche ist ein interessantes Taufbecken aus der Erbauerzeit um 1500 erhalten. In den Ludwigsburger Geschichtsblättern 33/1982, Seiten 7–23 ist auf Veranlassung des bekannten Kirchenforschers Markus Otto eine Beschreibung des Taufbeckens von Aldingen durch den damaligen Pfarrer Arnd Breuning veröffentlicht worden. Der Beitrag ist sehr interessant, doch stellten sich bei mir erhebliche Zweifel ein. Mehrere Besichtigungen mit Umgebungsanalyse steigerten diese noch mehr.

Wohl hat die Aussage von dem Steinmetz-Meister Alfred Ulrich aus Schwaikheim, der Stein sei ein Savonnières aus Frankreich, östlich von Metz im Department Meuse, für die erste Verwirrung gesorgt. Der scheinbare Einfluß von Worms für die Ornamentik ist nur so erklärbar. Meine Zweifel besprach ich mit einem Geologen, der den Stein ebenfalls besichtigte und geologisch untersuchte und schnell zu dem Ergebnis kam, daß dieses Material ein Trigonodus-Dolomit mit calcitischer Komponente ist; das Vorkommen ist im oberen Muschelkalk mo3, das auf heutiger Markung Ludwigsburg in Hoheneck und Poppenweiler ansteht. Neben dem Aldinger Taufbecken gibt es für das Ranken-Ornament in unserer Gegend weitere erhaltene Beispiele, z. B. die Kanzel der St.-Alexander-Kirche in Marbach. Die Gestaltung als Holzimitation ist weit verbreitet, man denke auch an



Kanzel-Detail der Alexander-Kirche in Marbach. Das frei vor dem tragenden Säulenteil der Kanzel gestaltete Astwerk als »Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen« mit der Schlange im Geäst zwischen Ranken, Blättern und Früchten (Dinkelacker); zwischen 1480 und 1490.

das große Kruzifix der Klosterkirche in Maulbronn oder an viele Grabmale aus jener Zeit, die leider nur in Ausnahmen erhalten sind. Das Taufbecken in Erdmannshausen vom Jahre 1494 kommt aus einem umgrenzten Einfluß, nämlich des Klosters Murrhardt und ist zu einer vergleichenden Betrachtung nicht geeignet.

Wenn wir nun das Materialvorkommen kennen, soll die Interpretation des Steinmetz-Zeichens untersucht werden. Die Steinmetzen um 1500 waren meist Analphabeten und in Gilden, Bruderschaften und Zünften organisiert. In der



Steinmetz-Zeichen in der Blende am Taufbecken, das auch an dem Gesims der Südseite beim Rundfenster erhalten ist.

Romanik waren die Steinmetz-Zeichen oft sehr einfach. Es konnten in der Frühphase auch an jeder Baustelle andere Zeichen für denselben Mann sein, z. B. römische Zahlen, Pfeil, Winkel oder Gegenstände des Lebens oder der Baustelle, sogar das Werkzeug. Ab der Gotik bekam ein Steinmetz-Geselle nach fünf Jahren Lehrzeit und bestandener Prüfung von der Bauhütte ein persönliches Zeichen verliehen. Es wurde im Hüttenbuch eingetragen, und falls kein Einspruch eines

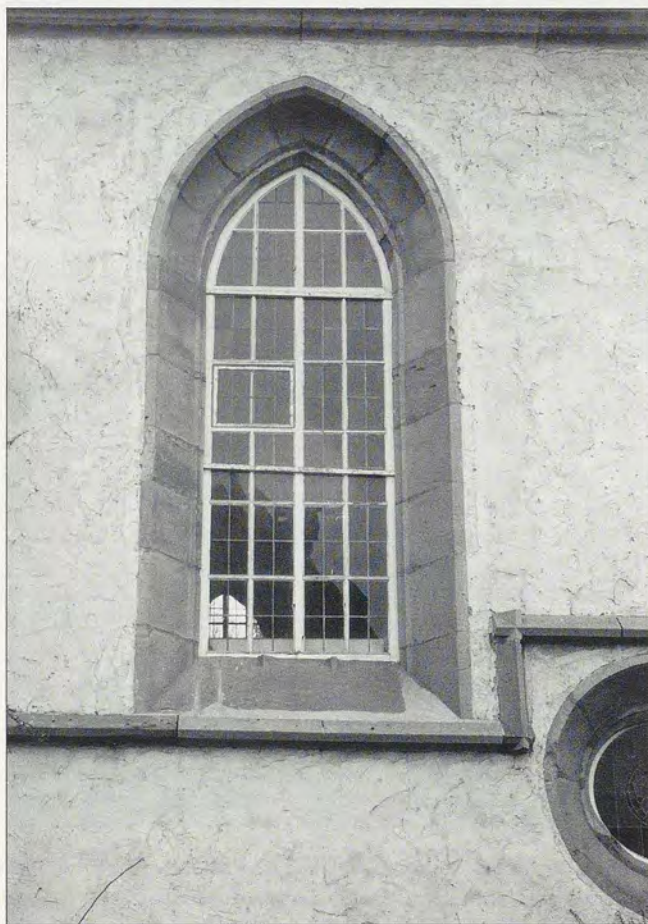
dieses Zeichen schon führenden Gesellen erfolgte, signierte dieser Steinmetz die von ihm im Laufe einer Woche gefertigten Steine für die Abrechnung am Samstagmittag. Für den süddeutschen Raum war die Bauhütte Straßburg zuständig, und gewisse Grafiken lassen die Zugehörigkeit zu den vier Haupthütten im deutschen Sprachraum erkennen. Auch das Umfeld eines hervorragenden Baumeisters sowie gewisse Generationen sind in diesen Zeichen enthalten. Die Anbringung eines Zeichens auf den jeweiligen Stein war nur im Interesse des Steinmetzen, wenn er



Das Taufbecken mit seinem um die Jahrhundertwende ergänzten Sockelteil. An der oberen Blende auf der linken, der »Schauseite« befindet sich das Steinmetz-Zeichen.

im Stücklohn arbeitete und nicht im sogenannten »Verding«, sprich im Zeitlohn. Nach der Auflistung der Leistung zur Abrechnung war die Aufgabe des Steinmetz-Zeichens erledigt. Daraus wird erklärbar, daß nicht alle Steine heute sichtbare Zeichen tragen, weil sie auch in der Stoß- (vertikalen) oder Lager- (horizontalen) Fuge sein können, denn der Stein war am Samstagnachmittag am Werkplatz

ringsum sichtbar und nicht im Mauergefüge oder im Gesims versetzt. Wenn der Steinmetz im Laufe der Woche mehrere gleiche, z. B. Gesimsstücke, fertigte, so war es üblich, daß er nur das obenaufliegende zeichnete, und das galt für alle darunterliegenden Stücke. Arbeitete er an einem über mehrere Wochen gehenden Werkstück, das auch aus mehreren Teilen sein konnte, zum Beispiel einem Maßwerk, so wurde das Zeichen an einer bestimmten Stelle angebracht und das gesamte Werk war seine Leistung. Als Erfahrungswert wurden für einen m² Maßwerk 100 Stunden Zeit angesetzt. Gerade solche Maßwerke sind in Aldingen



Schiff Südseite: Dieses heute einteilige Fenster zeigt zwei erhaltene Gewände-Stände auf der Solbank. Darauf waren die Rippen, die in einem Maßwerk aufgingen. Die Maßwerkteile waren, eventuell durch Brand, beschädigt, die Reste abgespitzt und das Profil der Leibung mit Mörtel ergänzt worden. An dem senkrechten Gesimsteil zwischen dem Spitzbogen-Fenster und dem Rund-Fenster, ebenfalls ohne Maßwerk, ist das Steinmetz-Zeichen des Gesellen, der auch das Taufbecken hergestellt hat.

im Ansatz noch erhalten, leider fehlen die für Steinmetz-Zeichen typischen Stellen.

Eine andere Sache, warum nicht alle Steine ein Zeichen tragen, ist das Versetzen von Halbfertigsteinen. Es ist zu beobachten – und da gibt es erhaltene Vergleiche von den Baustellen der Ägypter und Griechen –, daß Säulen, Pfeiler oder reiche Profile an Leibungen der Portale zwar im Bereich der Stoß- und Lager-Fugen sauber gearbeitet wurden – sonst könnten die Steine ja nicht im Mauergefüge eingesetzt werden –, aber die sichtbaren Flächen, auch als Profile, viel später nach dem Einbau über mehrere Steine fertig bearbeitet wurden. Die Werkzeugspuren, über die Fugen gehend, und deren Vermessung beweisen dies. Natürlich sind an diesen Steinen keine sichtbaren Zeichen, weil sie sich entweder in der Fugenfläche befinden oder auf dem später abgearbeiteten Material waren. Wenn der Steinmetz im »Verding« arbeitete, brauchte er die Steine nicht zu signieren. Ein Steinmetz-Zeichen nachträglich anzubringen ist nicht denkbar und in aller einschlägigen Literatur nicht nachzuweisen.

Das Aldinger Taufbecken ist von einem hervorragenden Steinmetz-Gesellen an der Baustelle in Aldingen aus einem Dolomit der Umgebung geschaffen worden. Er war mit speziellen Aufgaben und Verantwortung betraut, eine Art Vorarbeiter, und hatte sicher bald größere Aufgaben zu übernehmen. In Aldingen bekam er gegen Fertigstellung der Rohbaustelle den Auftrag, das Taufbecken zu fertigen. Er hatte das Material und eine gestellte Aufgabe, die er mit seiner Phantasie und erst recht mit seinen Händen und Werkzeugen formte. Die Bauleute jener Zeit kannten zwar mehr Symbolik als heute bekannt ist, aber große philosophische Gedanken, wie es im vorgenannten Bericht ausgelegt wurde, hatten sie sicher nicht. Dieser Steinmetz hatte nicht mehr viel mit der Bauüberwachung zu tun, die »einfacheren« Kollegen machten mit den Maurern, Gipsern und Zimmerleuten, oft in einer gemeinsamen Zunft, den Bau vollends fertig. Im Laufe der Bauzeit hat er sicher auch Gesimse und andere Bauglieder, zum Beispiel Maßwerke, nachweislich gearbeitet. Rund 70 Steinmetz-Zeichen von zehn Gesellen sowie das Meisterzeichen des Hans von Ulm sind an der Aldinger Kirche erhalten. Zweifellos ist dieses Taufbecken bei den heute vergleichbaren, erhaltenen Objekten aus der Zeit um 1500 ein interessantes Objekt. Wären alle Kirchen und Klöster des Mittelalters im Kreis Ludwigsburg erhalten, wie teilweise Besigheim, Bönnigheim und Kleinbottwar, und nicht im 30jährigen Krieg oder beim Franzoseneinfall 1692/93 in Schutt und Asche gegangen oder baulich verändert nach der Reformation, wäre das Aldinger Taufbecken in der Vielzahl ähnlicher Objekte eben eine »gute Gesellenarbeit«, was das Objekt nicht weniger interessant und respektvoll macht.

Hans Dietl

Redaktionsbemerkungen

Die seit Heft 24/1972 der Ludwigsburger Geschichtsblätter (das war die Jubiläumsausgabe zum 75jährigen Bestehen des Historischen Vereins Ludwigsburg) fortgeschriebene, jedes Heft beschließende Übersicht über die erschienenen Hefte wurde heuer völlig neu gestaltet, entschlackt und für die Zukunft flexibel gemacht; eine Fortführung in der bisherigen Form wäre auf einer einzigen Druckseite nicht mehr machbar gewesen. Die – kostenbewußte – Redaktion mußte sich also etwas einfallen lassen.

Seit Jahren übergibt der Vereinsvorsitzende Dr. Wolfgang Bollacher, zusammen mit seinem Stellvertreter Prof. Dr. Paul Sauer, dem Schriftleiter Dr. Wolfgang Schmierer, dem Vereinsgeschäftsführer Wolfgang Läßle und dem drucktechnischen Betreuer unserer Geschichtsblätter Karl-Heinz Zimmerstädt das jeweils neue Heft abwechslungsweise entweder dem Landrat oder dem Oberbürgermeister von Ludwigsburg. Der Verein dankt damit symbolisch für die vom Kreistag und dem Gemeinderat der Stadt Ludwigsburg gewährten Zuschüsse zur Herausgabe der Ludwigsburger Geschichtsblätter. Das untenstehende Foto wurde bei der Übergabe von Heft 48/1994 an Landrat Dr. Hartmann im Kreishaus gemacht; ihm, der Ende 1995 seine Dienstzeit beendet, dankte die Vereinsführung letztmals für die stetige Förderung der Ludwigsburger Geschichtsblätter.



*Übergabe der Ludwigsburger Geschichtsblätter 48/1994.
Von links nach rechts: Wolfgang Läßle, Dr. Wolfgang Schmierer,
Karl-Heinz Zimmerstädt, Dr. Wolfgang Bollacher,
Landrat Dr. Ulrich Hartmann, Kreisarchivar Dr. Thomas Schulz.*

Das nächste Heft 50/1996 wird ein Jubiläumsheft sein; mit ihm wird der Historische Verein in 99 Jahren 50 Ludwigsburger Geschichtsblätter herausgegeben haben. Das muß man feiern. Die Redaktion plant daher eine Neuheit: Heft 50 und die folgenden Hefte sollen jeweils als lose Beilage ein farbiges Faksimile der ältesten oder wichtigsten Urkunde aus der Geschichte einer Stadt oder Gemeinde des Landkreises Ludwigsburg enthalten. Im Heft selbst werden historisch-kritische Erläuterungen, eine Transkription und gegebenenfalls auch eine Übersetzung die alten Texte verständlich machen.

Wolfgang Schmierer

Jahresbeitrag

Alle Mitglieder werden gebeten, sofern noch nicht geschehen, den Jahresbeitrag für das Jahr 1995 (sowie etwa rückständige Beiträge) auf das Vereinskonto Nr. 53 514 bei der Kreissparkasse Ludwigsburg (BLZ 604 500 50) zu überweisen.

Seit 1994 beträgt der Jahresbeitrag für Einzelmitgliedschaft DM 40,- und für körperschaftliche Mitglieder je nach Selbsteinschätzung mindestens das Zweifache der Höhe der Einzelmitgliedschaft. Schüler, Studenten und Auszubildende zahlen einen ermäßigten Beitrag von DM 20,-.

Falls Sie irrtümlich noch den alten Jahresbeitrag bezahlt haben sollten, bitten wir um Nachüberweisung des Differenzbetrages.

Wolfgang Läßle

Rückblick auf das Jahr 1994

Januar

1. Mit einem schwungvollen Ball startete Pleidelsheim zu den 1200-Jahr-Feiern, die sich über das ganze Jahr erstreckten.
Die »Pflugfelder Brücke« in Kornwestheim ist nach einer Renovierung, die 2,2 Millionen DM gekostet hat, wieder befahrbar; der aufgebrauchte Rostschutz soll 35 Jahre halten.
3. Nach neuesten Messungen am abgerutschten Niedernberg in Besigheim wurde gemeldet: »Die Meßergebnisse bewegen sich innerhalb der Toleranzen, . . . es herrscht Ruhe im Niedernberg.«
6. Das achte Kleeblatt-Altenheim im Kreis Ludwigsburg wurde im Zentrum von Aldingen fertiggestellt.
7. Die Bahn nahm den fahrplanmäßigen Betrieb entlang Niedernberg in Besigheim wieder auf; die Durchfahrt war wegen eines Erdbebens am 21. Dezember 1993 unterbrochen worden.
Der Arbeitsmarkt trat auch im Bereich des Arbeitsamts Ludwigsburg mit hoher Arbeitslosigkeit ins neue Jahr: 13 654 Personen sind arbeitslos gemeldet und 6664 Arbeitnehmer sind von Arbeitszeitverkürzungen betroffen.
8. Beim Bundesliga-Turnier der Standardtanzformationen in der Rundsporthalle in Ludwigsburg belegte die TCL-Formation den ersten Platz.
11. Die Ludwigsburger Kreissparkassen-Zentrale feierte den ersten Baggerbiß für einen neuen Bürokomplex an der Schulgasse.
13. Der Bau für die fünfte Behinderten-Wohngemeinschaft der Vereinigung »Insel« wurde in Pleidelsheim begonnen.
16. Bei 7,5° Wasser- und 1,5° Luft-Temperatur startete Bürgermeister Kuhn von Remseck das 33. Winterschwimmen des DLRG im Neckar bei Neckarrems, das über eine Strecke von drei Kilometern führte.
17. Der Ministerrat hat dem Gesamt-Nutzungskonzept für das Schloß Ludwigsburg zugestimmt. Damit kann das Schloß Ludwigsburg als Gesamtkunstwerk von hohem Rang nicht nur seiner Aufgabe zur Dokumentation vergangener Zeiten, sondern auch der Befriedigung heutiger kultureller Bedürfnisse umfassend nachkommen.
Der Ludwigsburger Unternehmer Helmut Aurenz hat in seinem neuen Werk im englischen Sutton Bridge die Produktion von Blumenerde aufgenommen.
18. Der Rektor der Pädagogischen Hochschule Ludwigsburg Hartmut Melenk, verlieh Dr. Walter Seufferle die Ehrensensatorwürde; er ist der fünfte Ehrensensator der Hochschule.
19. Vier Unternehmer aus der Partnerstadt Ludwigsburg, Jevpatoria, sind für 14 Tage Gäste der Stadt, der IHK und der Kreishandwerkerschaft.

- Die Projektgruppe der VHS-Frauenakademie legte ein Buch vor über »Herausragende Frauen im Kreis Ludwigsburg«; die 13 Autorinnen präsentierten ihr gemeinsames Werk auf der Nippenburg.
22. Die Olympische Flamme wurde durch Ludwigsburg getragen; die sie tragenden Sportler und Sportlerinnen machten vor dem Rathaus und in der Eissporthalle halt. Der norwegische NOK-Präsident Gerhard Heiberg sprach von der Rathauustreppe herunter die Olympische Botschaft.
24. Im Rahmen einer Ehrung erhielten 20 Beamte und Beamtinnen der Polizeidirektion Ludwigsburg im Landratsamt das auf ein Lederkissen geheftete Wappen des Landkreises; die Geehrten hatten sich im vergangenen Jahr im Dienst besonders hervorgetan.
27. Als erster Vertreter Tschechiens hat sich der Landrat Karel Müller von Trebic ins Gästebuch des Kreishauses eingetragen; die tschechische Delegation war Gast der Firma Mann und Hummel.
28. Nach gründlicher Sanierung des 1924 erbauten Gebäudes steht jetzt jedem Kind im evangelischen Kinderheim Hochdorf ein eigenes Zimmer zur Verfügung.
30. Bei der Bürgermeisterwahl in Tamm lag Gerd Maisch mit 45% vorn. Eine Stichwahl ist erforderlich.

Februar

1. Die Firma Stotz AG hat Konkurs angemeldet; das Werk bestand 133 Jahre in Kornwestheim.
2. Dekan Otto Ziegler wurde Nachfolger von Dekan Neun als Vorsitzender des Kreisdiakonie-Verbands. Seit 15 Jahren ist die diakonische Arbeit im Kreis Ludwigsburg mit den Dekanaten Ludwigsburg, Marbach, Besigheim, Vaihingen und Ditzingen im Kreisdiakonie-Verband zusammengeschlossen.
5. Vom Forum wurde die Live-Sendung »Verstehen Sie Spaß« der ARD mit Harald Schmidt und Udo Jürgens ausgestrahlt.
6. Tausende von Zuschauern säumten die Straßen, als 2000 Narren mit ihren Masken und Musikkapellen durch Neckarweihingen zogen. Umzüge gab es auch in Markgröningen und Kornwestheim.
9. Die Arbeitslosenquote ist im neuen Jahr auf 6,6% = 15 083 Arbeitslose im Arbeitsamtsbereich Ludwigsburg gesprungen; 7073 Kurzarbeiter gab es.
Der Bietigheimer Hemdenhersteller Olymp wurde offizieller Ausstatter der deutschen Olympia-Mannschaft in Lillehammer.
Zum 40. Jahr des Bestehens der Gartenschau »Blühendes Barock« stiftete die Ludwigsburger Porzellanmanufaktur einen Schmuckteller, auf dem der »Ruinenbau« abgebildet ist.
10. Der Ludwigsburger Gemeinderat beschloß, daß die Seestraße zum Teil in eine »Fahrradstraße« umgewandelt wird; damit können Radfahrer auch gegen die Einbahnrichtung fahren.
12. Erstmals wurde Kulturmanagern im deutschsprachigen Raum der aka-

- demische Grad eines Magisters Artium der PH Ludwigsburg verliehen; der Ausbildungsgang war 1991 eingerichtet worden.
13. Gerd Maisch wurde im zweiten Wahlgang mit 58,84% der Stimmen zum Bürgermeister von Tamm gewählt.
 15. Trotz eisiger Kälte wurde mit allerlei närrischem Treiben auf dem Marktplatz in Ludwigsburg die Fasnetzeit und die Herrschaft der Karnevalsprinzessin Bettina vom Fuchshof beendet.
 17. Bei der Eröffnung der Internationalen Musikmesse in Frankfurt wurde dem Ludwigsburger Rudolf Walter für sein »Walter-Fagott« im Wettbewerb Deutscher Musikinstrumentenpreis 1994 der Erste Preis übergeben.
 18. In der Ludwigsburger Musikhalle wurde die achte »Antiquaria« eröffnet, die eine Fülle bibliophiler und graphischer Preziosen bot. Sie erzielte einen Rekordumsatz von über einer Million Mark bei 2000 Besuchern.
 19. Das neu begründete »Forum Musik« stellte sich vor; der Verband will alle musiktreibenden Kräfte im Kreis Ludwigsburg bündeln. Für ihre Aufklärungsarbeit zu verschiedenen aktuellen gesellschaftspolitischen Themen und ihr Engagement in Ausländerfragen ist eine Lehrer- und Schülergruppe des Ludwigsburger Mörrike-Gymnasiums mit einem Landespreis ausgezeichnet worden; der Einsatz wurde als beispielgebend bezeichnet.
 22. Der zweite Bauabschnitt zur Modernisierung der Kläranlage Poppenweiler konnte begonnen werden; damit sollen der Zipfelbach, der Strombach und der Apfelbach von Kloake befreit werden. Die Kommunen Ludwigsburg, Waiblingen, Affalterbach, Remseck und Poppenweiler beteiligen sich an dem Projekt von 24 Millionen Mark. Der Gemeinderat von Remseck beschloß, die Realschule in das Gebäude der ehemaligen Middle School von Pattonville zu verlegen.
 23. Ein Gutachten wird bekannt, daß das Grundwasser im Gelände der ehemaligen Lackfabrik Wörwag an der Wunnensteinstraße in Asperg verseucht ist. Mitte der achtziger Jahre war das Gebiet überbaut worden.
 24. Im Rahmen eines landesweiten Aktionstags der IG Metall verließen in Stadt und Kreis Ludwigsburg rund 4000 Arbeitnehmer aus 19 Betrieben ihre Arbeitsplätze und zogen in drei Demonstrationssägen durch die Stadt; sie forderten einen »vernünftigen Tarifvorschlag« der Arbeitgeber.
 26. Im Kreishaus fand das Zweite Symposium der Unfallchirurgischen Klinik im Klinikum Ludwigsburg statt; 200 Sportler, Trainer und Mediziner informierten sich über die neueste Entwicklung in der Sportmedizin.

März

2. Ignatz Bubis referierte im überfüllten Pädagogisch Kulturellen Centrum in Freudental über das Verhältnis der etwa 43 000 heute in Deutschland lebenden Juden zu ihrer nichtjüdischen Umwelt.

6. Bei einem schweren Autounfall kamen drei Männer bei Marbach auf der Landesstraße 1115 ums Leben; mit überhöhter Geschwindigkeit kam das 280 PS starke Fahrzeug von der Straße ab und zerriß in zwei Teile.
7. Der erste »Ludwigsburger Aktionstag rund ums Fahrrad«, auf Anregung des Radsportclubs »Komet« im Ratskeller ausgerichtet, lockte mehr als 2000 Besucher an.
8. Beim internationalen Frauentag, den der Bundesfrauenrat erklärt hatte, wurde in Ludwigsburg eine Fülle pfiffiger Ideen vorgetragen; so wurde das Rathaus mit lila Bändern umwunden. Motto war: »Frauen haben eine Stimme«.
11. Die Stadt Oberriexingen hat eine neue Form der Bürgerversammlung gefunden: sie lud zu einem Gratis-Viertele ein und am Gespräch beteiligten sich außer Verwaltung und Gemeinderat auch Planungsbüros und Fachbehörden; mit Bildern an Stellwänden wurden die anstehenden Probleme verdeutlicht. Motto war: »Mitmachen, nicht madig machen«.
16. In der Murraue bei Murr wurden Reste eines römischen Flußhafens gefunden und durch Grabungen sichergestellt; die Archäologen wußten zwar schon von einem solchen Hafen, hatten aber noch keinen im Regierungsbezirk Stuttgart ausgegraben.
An der Sportakademie in Ludwigsburg fand unter Beteiligung von drei Fußballverbänden, Schulen und Schulverwaltung ein Fußball-Kongreß statt; die Beteiligten diskutierten über den Schulsport »Fußball« in seiner Bedeutung für die ganzheitliche Entwicklung des Kindes und Jugendlichen und übten auch die Praxis.
18. Die Gartenschau »Blühendes Barock« wurde zur 40. Saison eröffnet. 50 Millionen Besucher waren in den letzten vier Jahrzehnten gekommen.
20. Monika Tummescheit wurde in Gemmingen im zweiten Wahlgang als erste Bürgermeisterin im Kreis gewählt.
In Walheim wurde der 28jährige Regierungsinspektoranwärter und Student an der Fachhochschule für Verwaltung, Martin Gerlach, im ersten Wahlgang mit 53,8% zum Bürgermeister gewählt.
21. »Intellektueller Rechtsradikalismus erfüllt die Juden mit großer Sorge« sagte Ignatz Bubis bei seinem Vortrag im Kulturzentrum in Ludwigsburg; der Vorsitzende des Zentralrats der Juden meinte, daß erst die nächste oder übernächste Generation sich mit Fragen des Rassismus richtig auseinandersetzen könne.
24. Die Ludwigsburger Bezirksstelle für Asyl auf dem Gelände der ehemaligen Fromann-Kaserne ist zur Zeit nur zu einem Fünftel belegt.
25. Beim 29. Wettbewerb »Jugend forscht« beteiligten sich acht Schüler aus Stadt und Kreis Ludwigsburg. Sie erhielten für ihre Arbeit »Ergometrie – ein Fremdwort für die Schule?« den ersten Preis des Bundesministers für Arbeit und Soziales im Landeswettbewerb.
28. In der Königinallee brannte ein Linienbus in der Frühe in Sekundenschnelle völlig aus.
29. Durch Brand in einem Lager des Kunststoffwerks BBP in Marbach entstand ein Sachschaden in Millionenhöhe.

April

3. Am Ostersonntag war der Andrang zum »Blühenden Barock« in Ludwigsburg bei schönem Wetter riesig. Als Gruß wurden an die Kinder Ostereier verteilt. Zwei Elektromobile dienten als wandelnde Osterhasen.
4. Der Ostermontagsmarkt unter dem Langhans in Beilstein war nur für Regenfeste. Dieser Traditionsmarkt findet seit 170 Jahren jeden Frühling statt.
8. Das Arbeitsamt Ludwigsburg hat ein neues Dienstleistungszentrum in der Schwieberdinger Straße 58 bezogen. Dort sind der Psychologische Dienst und ein Teil der Leistungsabteilung untergebracht.
Nach der jetzt veröffentlichten polizeilichen Statistik haben Straftaten im Kreis Ludwigsburg gegenüber 1992 im Jahr 1993 um 1191 auf 23 614 Fälle zugenommen. 56% der Straftaten waren Diebstähle. In 52% der Fälle konnten die Täter ermittelt werden.
Der erste Spatenstich für neue Räumlichkeiten der Innungskrankenkasse wurde in Ludwigsburg in der Saarstraße vorgenommen.
11. Die Diakonische Bezirksstelle in Ludwigsburg hat ihre Arbeit auf die Beratung von Opfern sexueller Gewalt ausgedehnt. Sie kann nun zusätzliche Beratungsstunden für Frauen und Jugendliche ab 16 Jahren anbieten.
13. Der Neckar überflutete Straßen, Talaue und das Gewerbegebiet »Krautlose« in Benningen und bedrohte das Industriegebiet in Beihingen, Murr, Enz und Bottwar wurden zu reißenden Flüssen.
14. Giacomo Puccinis »La Bohème« begeisterte 1200 Zuhörer im Forum in Ludwigsburg in einer Inszenierung von Giancarlo del Monaco mit dem Badischen Staatsopernchor und der Staatskapelle Karlsruhe.
Ministerpräsident Goh Chok Tong aus Singapur besichtigte bei seinem Staatsbesuch die Fertigungshallen der Maschinenfabrik Trumpf in Ditzingen.
15. Der Aufsichtsrat beschloß, das Sekurit-Werk in Bietigheim zu schließen; der Betriebsrat wehrte sich mit Demonstrationen.
In der Lembacher Kelter veranstaltete »Geyers schwarzer Haufen« Erlebnisgastronomie in der Form einer mittelalterlichen Tafelrunde; 200 Gäste nahmen daran teil.
Oberbürgermeister Ernst Fischer begrüßte mit Blumen und Schokolade die 1000. Klasse im Kornwestheimer Schulmuseum.
16. Rund 500 Teilnehmer fanden sich zum 4. Diabetikertag im Forum in Ludwigsburg ein; Thema war: »Sportliche Betätigung bei Insulintherapie«.
24. Nach zweijähriger Renovierung wurde mit einem glänzenden Fest die Stadtkirche in Ludwigsburg wieder in den Dienst der Gemeinde gestellt. Großes Interesse fand die traditionelle Gemeinschaftsveranstaltung von evangelischer Kirche und SPD in Bietigheim: »Geht uns die Arbeit aus?« war das Thema des Bietigheimer Tags.
162 Windhunde verschiedener Rasse waren beim Internationalen Rennen zur Premiere der neuen Sandbahn des Sachsenheimer-Rings am Start.

25. Beim Internationalen Kolloquium der Weltbank im Forum in Ludwigsburg forderten die Ökologen umweltverträgliche Investitionen; Thema der hochkarätig besuchten Veranstaltung war: »Weltbank – Chance für die Umwelt in Europa?«
28. Ein Gutachten ergab, daß die Unterführung der B 27 unter dem »Stern« in Ludwigsburg nicht mehr verkehrssicher ist und einer gründlichen Renovierung unterzogen werden muß; die Kosten sollen sich auf 2 Millionen Mark belaufen.
29. Bürgermeister Bogner setzt mit einem ersten Baggerbiß den Anfang für den Bau einer neuen Werkstatt für Behinderte an der Aldinger Straße in Ludwigsburg.
30. In der Ortsmitte von Kleinbottwar wurde ein Brunnen enthüllt; damit ist ein Dorfplatz geschaffen.
31. Der 1. Tanzclub Ludwigsburg wurde in Braunschweig Vize-Weltmeister im Standard-Formationstanz.
Ministerpräsident Teufel verlieh im Ordensaal des Ludwigsburger Schlosses die Verdienstmedaille des Landes Baden-Württemberg an 41 Persönlichkeiten, u. a. dem Landwirt Gustav Eppler aus Bietigheim, dem Oberamtsrat a. D. Sigurd Zimmerling aus Ludwigsburg und dem in Ludwigsburg geborenen Dr. Karl Dietrich Bracher.

Mai

1. Knapp 300 Gewerkschafter marschierten zum 1. Mai mit Transparenten, Fahnen und Luftballons von der Bärenwiese über den Bahnhof zum Marktplatz, um gegen Arbeitsplatzabbau und für eine aktive Beschäftigungspolitik zu demonstrieren.
5. Das Kreiswehrrersatzamt schließt nach vierzig Jahren in Ludwigsburg endgültig seine Tore.
6. Mit dem Großen Zapfenstreich auf dem Marktplatz verabschiedete sich das Militär von der altgedienten Garnisonsstadt Ludwigsburg. Vorher hatte Bundesverteidigungsminister Volker Rühle einen Festvortrag im Ordensaal des Schlosses gehalten und eine Gedenktafel auf dem Arsenalplatz enthüllt.
Oberbürgermeister Manfred List erhielt den »Ursula-Späth-Preis« für sein Engagement zugunsten der Multiple-Sklerose-Betroffenen in Bietigheim-Bissingen.
Im Unteren Garten des Blühenden Brocks in Ludwigsburg wurde eine Orangerie eingeweiht.
8. Den neuen Erweiterungsbau des Kornwestheimer Rathauses konnten die Bürger in Augenschein nehmen; das Urteil: »Sparsame Eleganz«.
11. Der Neubau des Ludwigsburger Klinikums wurde mit einem offiziellen Festakt eingeweiht; den größten Teil des Neubaus nimmt die Kinderklinik ein.
Bei einem Treffen von Wirtschaftsminister Dieter Spöri, Oberbürgermeister Hans Jochen Henke und dem Direktor der Filmakademie Ludwigsburg, Prof. Albrecht Ade, wurde vereinbart, daß das Wirtschafts-

ministerium 8,5 Millionen Mark für den Aufbau einer Film- und Medienfabrik auf dem Areal der Reinhard-Kaserne zur Verfügung stellen werde.

13. Der Präsident der russischen Föderation, Boris Nikolajewitsch Jelzin, besuchte mit seiner Frau Naina Jossifowna das Ludwigsburger Schloß.
15. Zum Abschluß der deutsch-amerikanischen Freundschaftswoche fand im Ordenssaal des Ludwigsburger Schlosses ein Festakt statt; die Freundschaftswoche wurde zum 40. Mal durchgeführt.
18. Mit einem Festakt wurde ein im Blühenden Barock eingerichteter »Sardischer Garten« der Bevölkerung übergeben; in dem Garten befinden sich Pflanzen und Tiere aus Sardinien sowie eine typische Schäferhütte.
20. Nach zwei Jahren Vorbereitungszeit wurde dem Ludwigsburger Beru-Werk III das anspruchsvolle Qualitätszertifikat »ISO 9001« zuerkannt; damit wurde ein hohes Niveau von Management und Produktion vom TÜV Südwest bestätigt.
22. Ein Festprogramm zwischen Kammermusik und Blütenimpressionen, Kasperle-Theater und Parkcafé lockte tausende von Besuchern ins Blühende Barock, das sein 40jähriges Bestehen feierte.
Prof. Wolfgang Gönnenwein eröffnete mit Werken von Gustav Mahler und Giuseppe Verdi im Forum die Ludwigsburger Festspiele.
Eine Delegation aus Murr, Freiberg und Erdmannshausen hat eine fünf Kilometer lange, durch ihre Initiative gebaute Straße in Zsobok in Siebenbürgen feierlich dem Verkehr übergeben.
27. Ein Anbau an die Realschule Schwieberdingen-Hemmingen wurde mit einem Festakt eingeweiht.
Ein Natur-Erlebnispfad unter der Emichsburg wurde im Beisein von Umweltminister Harald B. Schäfer als »Grünes Klassenzimmer« im Blühenden Barock eingeweiht; viele begeisterte Kinder mit ihren Eltern waren dabei.
Mit einem Scherenschnitt haben Regierungsvizepräsident Dr. Horst Rapp und Oberbürgermeister Alfred Fögen die Umgehungsstraße 2004 um Ditzingen dem Verkehr übergeben.
28. Bundesverkehrsminister Matthias Wissmann nahm mit einem Knopfdruck eine neue Sortieranlage der Paket-Logistik Steinle in Betrieb. Die Anlage kann 5000 Pakete in der Stunde sortieren.
Mit einem einwöchigen Sport-, Spiel- und Festprogramm wurde das neugestaltete Sportgelände in Schwieberdingen eingeweiht, das wegen Dioxin-Belastung umgebaut werden mußte.
29. Hans Dieter Hüsch gastierte mit seinem neuesten Programm »Ein neues Kapitel« im Scala in Ludwigsburg.
31. Die Arbeitsgemeinschaft Baden-Württembergischer Bausparkassen hat mit Unterstützung des Gemeindetags und des Städtetags ins Forum Ludwigsburg eingeladen. Dabei setzte sich Ministerpräsident Teufel mit einem Grundsatzreferat »Mobilisierung von Wohnbauland« für beschleunigte und bedarfsgerechte Baulandausweisung ein.
Eine Delegation aus Kimry, der russischen Partnerstadt Kornwestheims, war zu Gast; die Frage, wie bei der schwierigen wirtschaftlichen Lage in

Rußland Hilfe geleistet werden kann, stand im Vordergrund der Gespräche.

Juni

2. Ein viertägiges Fest der Rosen wurde im neuen Glashaus des Blühenden Barocks eröffnet.
3. Im Beisein von Wissenschaftsminister Klaus von Trotha und der Stuttgarter Universitäts-Rektorin Prof. Heide Ziegler wurden im Studentendorf Eglosheim die neuen Wohnheim-Bauten eingeweiht; sie bieten 450 Studenten Platz; die Zimmer sind 12 Quadratmeter groß und kosten 350 Mark im Monat.
6. Ein neuer Magnetresonanz-Tomograph wurde für die neuen Gebäude des Ludwigsburger Klinikums geliefert; das Diagnosegerät steht den Patienten ab Juni zur Verfügung.
Das Römerhaus Walheim wurde durch Vertrag Zweigmuseum des 1992 eröffneten Archäologischen Landesmuseums Baden-Württemberg; der Vertrag wurde am runden Tisch im Keller des Römerhauses unterschrieben.
9. Das Ludwigsburger Klinikum hat jetzt einen Lithotripter erhalten; ein Gerät, das mit Hilfe von Schallwellen Nierensteine zertrümmern kann; dadurch wird die herkömmliche Operation vermieden.
10. Zur Erschließung des ehemaligen Militärgeländes haben die angrenzenden Kommunen Sachsenheim-Oberriexingen und Sersheim einen Zweckverband »Eichwald« begründet.
12. In der Friedenskirche in Ludwigsburg wurde das neue Landeskirchliche Museum eröffnet, der Versuch in einem lebendig benutzten Kirchenraum ein Museum einzurichten; die erste Ausstellung hatte das Thema »Zwischen Kanzel und Kehrwoche«.
Bei den Europawahlen im Kreis Ludwigsburg kamen CDU auf 38,3%, SPD auf 26,8%, Grüne auf 14,4%, Republikaner auf 7,2% und FDP auf 5,5%.
Die Gemeinderatswahlen brachten in Ludwigsburg folgende Sitzverteilung: CDU 14, SPD 9, Grüne 6, FWV 5, FDP/DVP 3, Republikaner 2 und LUBU 1.
In das Regionalparlament, das zum erstenmal gewählt worden ist, entsenden aus dem Kreis Ludwigsburg die CDU 6, die SPD 4, die Grünen 2, die Freien Wähler 2, die Republikaner einen Abgeordneten.
Für den neuen Kreistag haben erreicht: CDU 33,5%, SPD 22,4%, FWV 17,3%, Grüne 13,9%, FDP 5,9%, Republikaner 5,0%, LUBU 1,4%, PBC 0,3% und Statt Partei 0,9%; der Kreistag setzt sich daher künftig wie folgt zusammen: CDU 35, SPD 24, FWV 20, Grüne 14, FDP 6, Republikaner 4 = 103 Kreisräte.
13. Preise aus der Stiftung der Württembergischen Hypothekenbanken für hohe künstlerische Leistungen erhielten im Festsaal des Ludwigsburger Schlosses das »studio gesprochenes Wort« und die Ludwigsburger Porzellanmanufaktur.

16. Vertreter von Telecom, De Te Systems, Alcatel SEL und Network Systems stellten im Ludwigsburger Forum die neue Datenautobahn »Datex M« den Großkunden aus der Ludwigsburger Industrie vor.
17. FestSpielTage mit Tanztheater, Jazzfrühstück, Kindertagen, Fest mit Musik und Tanz und Open-air-Kino fanden in der Karlskaserne in Ludwigsburg statt.
Mit einer eindrucksvollen Präsentation Sardischer und Ludwigsburger Industrie- und Handelskammern wurde die Partnerschaft in Kultur und Handel mit Sardinien von IHK-Vizepräsident Hartwig Bronner im Ludwigsburger Schloß besiegelt.
18. Der künftige Bundespräsident Prof. Dr. Roman Herzog, Carl Herzog von Württemberg und viel weitere Prominenz waren zum Gartenfest der Wohltätigkeit ins Schloß und in den Garten nach Ludwigsburg gekommen.
5000 Besucher kamen zu den Wein- und Kulturtagen auf die Staufferburg Lichtenberg.
Zum 90. Geburtstagsfest der Robert-Franck-Schule auf dem Römerhügel kamen auch die Jugendweltmeisterinnen im Maschinenschreiben, Sandra und Tanja.
20. Ein Feuer zerstörte alle drei Produktionshallen der Kunststoffabrik BBP in Marbach; 130 Beschäftigte haben vorläufig nichts mehr zu tun; der Schaden beläuft sich auf 120 Millionen DM.
Die ersten Bagger zum Neubau der Enzbrücke in Besigheim sind angerückt.
22. Wegen eines Garagenbaus mußten 500 000 Wiesenameisen umziehen; der Ameisenexperte Dieter Rupp hat den Bau in Ochsenbach inspiziert, vermessen und die Umsiedlung geleitet; vier Monate dauert es, bis die Ameisen ihren Staat wieder funktionsfähig geordnet haben.
23. In der Enz an der Baustelle für die neue Brücke in Besigheim wurden Granaten aus dem Zweiten Weltkrieg gefunden. Die Arbeiten mußten eingestellt werden, bis sie vom Kampfmittelbeseitigungsdienst unter Einsatz von Tauchern unschädlich gemacht worden waren; 12 Sprenggranaten und drei Hülsen wurden geborgen.
24. Die Arbeitsgemeinschaft Wasserkraft in Baden-Württemberg hielt ihre Jahreshauptversammlung im Forum in Ludwigsburg ab und forderte den weiteren Ausbau der Wasserkraftanlagen; Wasserkraft sei die wichtigste regenerative und umweltfreundliche Energie.
27. Die Restaurierungsarbeiten am Ludwigsburger Schloßtheater haben begonnen; sie werden drei Jahre in Anspruch nehmen.
Für die Erweiterung der gemeinschaftlichen Kläranlage in Poppenweiler wurde der erste Baggerbiß ausgeführt. Die Bauarbeiten der 24 Millionen DM teuren Anlage sollen bis 1996 fertig sein.
Auf dem Schloßplatz der französischen Stadt Valréas wurde der Partnerschaftsvertrag mit Sachsenheim feierlich bekundet.
28. 80 führende Orgelbauer aus aller Welt waren zu Besuch bei der Meisterfachschule für Orgel- und Instrumentenbau an der gewerblichen Berufsschule II auf dem Römerhügel in Ludwigsburg.

Juli

1. Ein verbilligtes Ferienticket für 22 Schlösser, Burgen und Klöster bot die Abteilung Staatliche Schlösser und Gärten an (u. a. auch für die Ludwigsburger Schlösser).
Die führende Herstellerfirma von Vogel- und Tierheimen, Wagner und Keller, feierte als ältestes noch bestehendes Industrie-Unternehmen ihr 125jähriges Bestehen.
2. Ein glanzvolles »Fest im Schloß« zog mit seinen Attraktionen Tausende von Besuchern aus nah und fern an; Höhepunkt am Abend war das Jubiläumsfeuerwerk mit Musik.
3. Bei der Bürgermeisterwahl in Affalterbach, an der sich allerdings nur 35,6% der Wahlberechtigten beteiligten, wurde Bürgermeister Herbert Müller mit 93,8% wiedergewählt.
Auf der Karlshöhe in Ludwigsburg wurden 40 Absolventen/innen der dortigen Kirchlichen Ausbildungsstätte mit einem festlichen Gottesdienst ins Diakonenamt berufen.
6. Beim Landeswettbewerb »Unser Dorf soll schöner werden« wurde Häfnerhaslach von der Jury als schönstes Dorf im Kreis Ludwigsburg gewertet.
7. 20 Botschafter der Asien-Pazifik-Gruppe aus Australien, Indien, Indonesien, Laos, Malaysia, Singapur, Thailand und Vietnam empfing Ministerpräsident Erwin Teufel im Ludwigsburger Schloß; er gab seinen Gästen ein Festessen.
10. Beim 18. Radsonntag des Radsportclubs (RSC) Komet Ludwigsburg waren 600 Teilnehmer/innen zusammengekommen, um auf vier Touren von 30, 55, 80 und 120 Kilometern ins Stromberggebiet zu fahren.
Zu ihrem 105. Geburtstag wurde die älteste Einwohnerin Ludwigsburgs in einer Kutsche in Begleitung des Oberbürgermeisters durch die Stadt gefahren.
12. Bei einem Ortsbesichtigungstermin wurde viel Lob für das gelungene Parkpflegewerk Monrepos gesendet, das am See ein »Grünes Paradies« durch die Anlage neuer Wege sowie die Pflanzung von 540 Bäumen und unzähligen Sträuchern geschaffen hat.
17. Mit Shakespeares Stück »Was ihr wollt« feierte das Theater auf Burg Lichtenberg bei Oberstenfeld mit dem Ensemble des Stuttgarter Kleinen Hauses Premiere.
20. Der lange Zeit in Beton gesperrte Zipfelbach bei Poppenweiler hat ein neues Bett als munterer, etwa 30 Meter langer, stufenartiger Wasserfall erhalten.
21. Das Landesdenkmalamt grub im Gebiet »Ensingens Süd« bei Vaihingen ein komplettes Dorf der Bandkeramik-Kultur aus; die Dorfbewohner lebten vor etwa 7000 Jahren.
22. Die Verkehrsminister der Europäischen Union trafen sich auf Einladung der Bundesregierung mit Gastgeber Matthias Wissmann im Forum in Ludwigsburg; moderne Verkehrs- und Informationstechniken sowie die Eisenbahnpolitik waren Hauptthemen.
24. Vier evangelische Vikare (drei Frauen und ein Mann) traten nach ihrer

- Ordination in der Alexanderkirche von Marbach als Pfarrvikare ihren Dienst in neuen Gemeinden an.
28. Das Heilbad Hoheneck konnte seinen fünfmillionsten Besucher seit der Eröffnung am 14. Juli 1978 begrüßen und mit einem Blumenstrauß ehren.
30. Nach einem gewaltigen Sommergewitter kam es zwischen Steinheim und Murr zu einem Erdbeben, im Kreisgebiet außerdem zu Stromausfall, Feuer und Kellerüberflutungen; die Feuerwehren waren in vollem Einsatz.
31. Im Juli hat sich die Arbeitslosenquote im Arbeitsamtsbezirk Ludwigsburg um 0,5% auf 6,7% erhöht.

August

7. Auf der stillgelegten Strohgäustrecke erprobten zwei Studenten ihre Konstruktion eines Schienenfahrrads, um zu prüfen, ob sie mit diesem »Low Tech Train« an der Schienenfahrrad-Europameisterschaft in Bern teilnehmen können.
10. 56 Radler aus Pleidelsheim haben sich auf den Weg nach Lorsch gemacht, da im Codex Laureshamensis die erste urkundliche Erwähnung von Pleidelsheim zu finden ist.
- 180 »Goethe-Schüler« aus 26 Ländern lernen zur Zeit an der PH in Ludwigsburg deutsch und fühlen sich in der Stadt und im Land wohl.
14. In der Regiswindis-Kirche in Lauffen wurden nach der Ordination vier evangelische Pfarrvikare (je zwei Frauen und Männer) in ihre neuen Aufgabenfelder entlassen.
15. Der 47jährige Journalist Jurij Teslev aus Jevpatoria ist in drei Wochen rund 3500 Kilometer nach Ludwigsburg geradelt.
17. Die Arbeiterwohlfahrt Ludwigsburg konnte in ihr Domizil Abelstraße 11 nach gründlicher Sanierung wieder einziehen.
18. Vermutlich durch Brandstiftung brach ein Feuer in der Lager- und Verkaufshalle einer türkischen Import-Exportfirma in Freiberg-Geisingen aus; Hinweise auf eine ausländerfeindliche Tat konnten nicht festgestellt werden.
21. Das Kinderfest im Schloßpark des Blühenden Barocks hat 30 000 Besucher angelockt; vielerlei Anregungen zur Aktivität der Kinder und Jugendlichen waren gegeben und wurden genutzt.
- Beim 2. Ludwigsburger Seifenkistenrennen fuhr als erster der 75 angetretenen Rennfahrer Bundesminister Matthias Wissmann über den Parcours.
- In Sersheim fand wieder der Trecker-Treck statt, an dem Traktoren jeder Größe und jeden Alters teilnahmen.
22. Landrat Dr. Hartmann hat 60 von 120 Kreisräten, die nicht mehr kandidiert haben, im Kreishaus verabschiedet und langjährige Räte mit der Eberhard-Ludwig-Medaille ausgezeichnet.
- In das Heimerdinger Lagerhaus der WLZ Raiffeisen kam Landwirtschaftsminister Gerhard Weiser, um sich vor Ort ein Bild der Brauger-

ste-Ernte im Strohgäu zu machen. Er warb für den kontrollierten, integrierten Anbau sowie das Herkunfts- und Qualitätszeichen für Braugerste und Bier aus Baden-Württemberg.

In Möglingen ist ein 450 Tonnen schweres Brückenbauwerk, das neben dem Bestimmungsort erbaut worden war, millimetergenau in die vorgesehene Lücke der Eisenbahnlinie bei der Mühlenwiesenstraße hineingeschoben worden.

24. In Mundelsheim wurde von Kellermeister Ronald Link die aktuellste Kreation der Winzer, der rote und weiße Cuvée-Wein auf Spätlesebasis Jahrgang 1993, in der neuen Weinlinie »Stella« vorgestellt.
25. Mit der Eröffnung des 1. Filmfestes in Ludwigsburg gewann der Kultur- und Medienstandort Ludwigsburg an Profil; an drei Standorten flimmerten 80 Produktionen über die Leinwände; Attraktionen auch auf dem Marktplatz.
26. Die ersten Handwerker sind angerückt, um gründliche und umfangreiche Renovierungen am Alten Corps de Logis im Residenzschloß Ludwigsburg zu beginnen; die Arbeiten werden zweieinhalb Jahre dauern.
27. Eine 15köpfige Delegation aus der Gebietsverwaltung Jekaterinenburg in Rußland wurde vom Steinheimer Bürgermeister Alfred Ulrich und dem Gemeinderat empfangen; die Gäste wollten vor allem das Funktionieren der deutschen Wirtschaft kennenlernen.
28. Kardinal Michai Kitbundu aus Thailand machte wieder einen Besuch in Neckarweihingen bei Monsignore Paul Kopf; er erinnerte an die noch immer bestehende Not in Kambodscha.
Tausende strömten zur »Sichelhenket« nach Mundelsheim.
5000 Menschen sahen den Schäferlauf in Markgröningen.
Zum 25. Mal wurde das Prevorster Seifenkutschenrennen eröffnet. 50 junge Fahrer begaben sich auf die schikanenreiche Rennstrecke.
30. Die Bottwartalkellerei präsentierte eine neue Wein-Sonderserie »Fauna und Flora« die zwölf Weine umfaßt; das Etikett zeigt Tiere und Pflanzen, die sich in der Nähe von Rebstöcken wohlfühlen.

September

1. Das großangelegte Literaturprojekt der Kultur-Region Stuttgart »Wort für Wort« begann; mit dem phantasiereichen Ludwigsburger Beitrag des Bürgertheaters, der »Dichter-Himmel«, wurden die großen Dichter der Stadt und ihre Zeit wieder lebendig.
Bundeskanzler Helmut Kohl hat auf dem Marktplatz in Ludwigsburg vor 10 000 Zuhörern den CDU-Wahlkampf für die Bundestagswahl eröffnet.
2. Die erste Windkraftanlage im Kreis Ludwigsburg wurde im Mettertal beim Vaihinger Stadtteil Gündelbach in Betrieb genommen; die Anlage leistet 5000 Watt.
3. Einen außerordentlich guten Besuch fand die Fachtagung »Praktische Gastroenterologie und Hepatologie« von den Ärzten des Kreises; dabei ging es hauptsächlich um alkoholbedingte Lebererkrankungen.

- Der Pferdemarkt in Bietigheim-Bissingen wurde bei großem Andrang eröffnet.
5. Das Landwirtschaftsamt informierte mit einer Ausstellung und Vorträgen über die Vielfalt und Qualität heimischer Produkte und warb für die Ernährung mit Gemüse.
 6. Der Naturschutzbund des Bottwartals konnte die erfreuliche Mitteilung machen, daß es gelungen ist, Schleiereulen im Kirchturm der Oberstenfelder Dorfkirche anzusiedeln.
 9. Die Ludwigsburger Kreiszeitung erscheint in neuem Design.
 10. Der Büchermarkt Alt-Hoheneck ist der größte Antiquitätenmarkt seiner Art und ein vielbesuchter Treffpunkt für Bücherfreunde; 100 Privatverkäufer und 40 Professionelle waren da.
 11. Der Internationale Tag des offenen Denkmals in Ludwigsburg war ein voller Erfolg; besondere Attraktion war die Grotte vor dem Neuen Corps de Logis des Residenzschlusses, die von Frisoni gebaut, 1814 durch eine Freitreppe verschlossen worden war.
 14. Delegationen aus der englischen Partnerstadt Rhymney Vally/Wales und der amerikanischen Stadt St. Charles waren in Ludwigsburg für acht Tage zu Gast; sie wollten Erfahrungen im Kommunalmanagement austauschen und wirtschaftliche Kontakte knüpfen.
 16. Die Regionalmesse Umwelt '94 in der Ludwigsburger Eissporthalle wurde von 170 Ausstellern besichtigt.
Zu einem überraschenden Besuch fanden sich Prinz Gyanendra Bir Bikram Shah, Bruder des nepalesischen Königs, und seine Frau im Freiburger Rathaus ein; der Kontakt war durch den Neurochirurgen Dr. Rama zustande gekommen.
 18. Vom Korntaler Rathaus aus ging die Europaflagge, die schon durch etwa 300 europäische Städte und über 15 000 Kilometer von Sportlern getragen worden war, auf den Weg nach Heilbronn zur nächsten Stadt.
 19. Im Neubaugebiet »Hart B« in Markgröningen wurde der erste Baggerbiß für das 12. Kleeblatt-Pflegeheim im Kreis Ludwigsburg vorgenommen. In diesem Haus soll erstmals auch ein Kindergarten untergebracht werden.
 20. Der Ditzinger Stadtbibliothek wurde eine Artothek angefügt, aus der Kunstwerke geliehen werden können.
 21. An der Spitze einer hochrangigen Delegation weilte der Wirtschaftsminister des amerikanischen Bundesstaates Georgia, Randolph Cordoza in Ludwigsburg; er bot Firmen billiges Land zur Investition an.
 22. Mit einem ersten Baggerbiß wurden in Sersheim die Erschließungsarbeiten für das Gewerbegebiet »Südlich der Vaihinger Straße« eingeleitet; Sersheim erwartet dadurch eine »Konjunkturspritze«.
 24. Schüler bauten in Oberstenfeld ein Haus aus dem Jahr 1482 ab, das im Freiluftmuseum Wackershofen wieder aufgestellt und erhalten werden soll.
 25. Die Karlshöhe Ludwigsburg feierte mit vielen Gästen ihr 118. Jahresfest unter dem Motto »Dem Herrn mit Freuden dienen«.
 27. Unbekannte schleuderten in Hoheneck zwei Molotow-Cocktails auf den Polizeiposten in der Bottwartalstraße; glücklicherweise fand das Feuer keine Nahrung und verlöschte von selber.

Oktober

1. Erzbischof Bartolomeu, Oberhaupt der rumänisch-orthodoxen Kirche, ein führender Theologe und Historiker seines Landes besuchte das Landeskirchliche Museum in der Friedenskirche in Ludwigsburg.
Auf der Waldlichtung bei der Eugen-Feyhl-Hütte bei Affalterbach wurde am Erntedank-Sonntag eine Jägermesse abgehalten.
3. Erstmals wurde ein gemeinsames Seminar vom Landratsamt und der Umweltakademie des Landes durchgeführt; praktische Anschauung an markanten Punkten von Wald und Flur wurde durch Theorie ergänzt.
5. Mit Reden, Musik und Trommelwirbel wurde der Umzug der Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie von der Außenstelle Königsallee in den Neubau des zentralen Klinikums gefeiert.
7. Bundesverkehrsminister Matthias Wissmann, Landesverkehrsminister Hermann Schaufler und Oberbürgermeister Bernhard Schuler nahmen den ersten Spatenstich für den neuen Engelberg-Basistunnel an der A 81 in Gerlingen vor.
8. Die Realschule in Großbottwar heißt künftig »Matern-Feuerbacher-Schule«; der Großbottwarer Ratsherr und Wirt Matern Feuerbacher war vor 469 Jahren für wenige Wochen Anführer der aufständischen Bauern in Württemberg gewesen.
Rund 1000 Musikfreunde fanden sich in der Ludwigsburger Scala ein; 20 Gruppen aus dem ganzen Kreisgebiet präsentierten sich live und den neuen Kreissparkassen-Sampler »LUBU Rocks Vo. 3«, auf dem alle vertreten sind.
11. Eine im Dach des Hauses Bahnhofstraße 1 in Ludwigsburg gefundene Granate sorgte für Aufregung; es stellte sich aber heraus, daß sie ein Souvenir aus der Zeit des Ersten Weltkriegs vom Truppenübungsplatz Münsingen war.
12. 19 Russische Führungskräfte aus dem Gebiet der Mittleren Wolga informierten sich im Kreis Ludwigsburg über Landwirtschaft und Verarbeitungseinrichtungen landwirtschaftlicher Produkte.
15. Eine Gruppe von Schülern und Lehrern aus Budapest hielt sich im Kreis Ludwigsburg auf, um Erfahrungen über die duale Ausbildung zu machen und Kontakte zwischen der Carl-Schäfer-Schule und dem Technischen Matthias-Corvin-Gymnasium in Budapest herzustellen.
16. Die Januarius-Kirche in Erdmannshausen feierte ihre 500. Kirchweih; der Taufstein trägt die Jahreszahl 1494 und der Grundstein wurde ein Jahr vorher, 1493, gelegt.
16. Bei der Bundestagswahl ergab sich folgende Stimmenverteilung:
Wahlkreis 169 Ludwigsburg, Erststimmen: Wissmann (CDU) 48,6%, Dr. Weber (SPD) 31,4%, Wagner (FDP) 3,9%, Özdemir (Grüne) 9,6%, Saager (REP) 4,3%. Zweitstimmen: CDU 39,5%, SPD 31,3%, FDP/DVP 11,3%, Grüne 10,7%, REP 3,9%.
Wahlkreis 170 Neckar-Enz, Erststimmen: Dr. Hellwig (CDU) 43,6%, Bury (SPD) 37,1%, Dr. Weng (FDP/DVP) 5,5%, Dederer (Grüne) 7,3%, Heimüller (REP) 4,0%. Zweitstimmen: CDU 39,8%, SPD 31,4%,

FDP/DVP 11,8%, Grüne 9,7%, REP 4,0%. Gewählt wurden damit direkt: Matthias Wissmann (CDU), Dr. Renate Hellwig (CDU); über die Landeslisten: Hans-Martin Bury (SPD), Dr. Wolfgang Weng (FDP), Cem Özdemir (Grüne).

16. In der Ehemaligen Synagoge Freudental waren 24 Original-Graphiken von Marc Chagall zu sehen mit biblischen Darstellungen von Eva bis Hiob.
18. Während eines Besuches bei der Freiburger Großbäckerei »Stefansbäck« stellte Regierungspräsident Dr. Udo Andriof und der Leiter der Chemischen Landesuntersuchungsanstalt Dr. Ulrich Rüdert, den etwa 2300 Bäckereibetrieben im Regierungsbezirk ein ausgesprochen gutes Zeugnis aus.
In der Gerlinger Stadthalle las Gabriele Krone-Schmalz auf Einladung der Volkshochschule aus ihrem neuesten Werk »Rußland wird nicht untergehen...«
19. Das Kleeblatt-Heim in Asperg wurde mit 26 Pflegeplätzen und 14 Seniorenwohnungen feierlich eingeweiht.
20. Die Ludwigsburger Jazz-Tage präsentierten bei ihrem Auftakt im Scala ein Top-Programm.
An einem Symposium der Wüstenrot-Stiftung und des Städtetags im Forum in Ludwigsburg nahmen 400 Gäste teil; die Kommunalpolitiker befaßten sich mit dem Thema: »Modernisierung der kommunalen Planungs- und Bauverwaltung«.
21. Mit einer kleinen Feier wurde der Grundstein für eine neue Werkstatt für Behinderte in Ludwigsburg-Grünbühl gelegt; die wird 210 behinderten Menschen einen Arbeitsplatz bieten und 24 Schwerstbehinderte in Förder- und Betreuungsgruppen aufnehmen können.
22. Rund 20 junge Umweltschützer aus dem Landkreis am Burgberg bei Steinheim erneuerten die dortigen, Jahrhunderte alten, Trockenmauern.
25. Die Vorsitzenden der Musikvereine Großbottwar, Steinheim und Oberstenfeld unterzeichneten eine Vereinbarung, nach der sie künftig eng in der »Arbeitsgemeinschaft der Blasmusik Bottwartal« (ABB) zusammenarbeiten wollen.
27. Unter dem Dirigenten Bernd Faber hat das Heeresmusikcorps 9 das Publikum im ausverkauften Theatersaal des Forums begeistert; wieder kam der Erlös des Konzerts der LKZ-Weihnachtsaktion zugute.
29. Der Verein »Lebenshilfe für geistig Behinderte« konnte ein Wohnheim für 14 erwachsene Behinderte in Bietighheim einweihen.

November

4. Der Bahnhof Ludwigsburg wurde für eine Woche Theaterbühne; mit einer extravaganen Folge von Darstellungen sollte für das Umsteigen auf den Öffentlichen Personennahverkehr geworben werden.
6. Eine Ausstellung des Württembergischen Landesmuseums präsentierte im Pleidelsheimer Rathaus Fundstücke aus dem alamannisch-fränkischen Gräberfeld entlang des Riedbachs.

7. Mit lautstarkem Strohdreschen wurde in Schwieberdingen zum »Kirbemeedich« gerufen; damit führte der Sängerbund altes Brauchtum fort.
8. Nach Ende des Literaturprojekts »Wort für Wort« in der Kulturregion Stuttgart ist festzustellen, daß alle Erwartungen übertroffen worden sind, – etwa 30 000 Besucher haben 400 Veranstaltungen in 18 Städten besucht.
10. Im zweiten Stock des Ludwigsburger Bahnhofs sind 150 Ausbildungsplätze für die neuen Berufe »Eisenbahner/in im Betriebsdienst« und »Kaufmann/frau im Eisenbahn- und Straßenverkehr« eingerichtet worden.
11. An der Ecke Katharinen/Frankfurter Straße in Ludwigsburg pflanzten Baubürgermeister Bogner, Gartenamtschef Schilling und Mitglieder des Gartenbauvereins fünf Kaiserlinden; damit wurde die durch Abbruch der Gebäude dort freigewordene Fläche sinnvoll begrünt.
In der Kelter von Besigheim wurde Christina Häußermann zur neuen württembergischen Weinkönigin gekürt.
12. Der Verkehrserziehungsdienst der Landespolizeidirektion II hat eine Aktion zur Verkehrserziehung türkischer Mitbürger in Ludwigsburg mit gutem Erfolg durchgeführt; weitere derartige Kurse wurden türkischerseits gewünscht.
16. Bei der Holzschnitt-Vernisage aus dem Ludwigsburger Holzschnitt-Wettbewerb, den die Stiftung Kunst, Kultur und Bildung der Kreissparkasse ausgelobt hatte, und an der Künstler aus elf Ländern mit 700 Werken teilgenommen haben, wurden die Preise vergeben.
19. Im Kulturzentrum Ludwigsburg fand ein Symposium statt zu der Frage der schulischen Integration türkischer Jugendlicher im Kreis. Eingeladen hatten der Verein türkischer Elternbeiräte und die türkischen Lehrer in Zusammenarbeit mit der Fachberatung für Ausländerarbeit im Diakonischen Werk; eine qualifizierte Schul- und Berufsausbildung wurde gefordert.
20. Am Totensonntag führte die Karlshöher Kantorei unter der Leitung von Landeskirchenmusikdirektor Siegfried Bauer als bewegende Totenmesse das Requiem von Luigi Cherubini in der Friedenskirche Ludwigsburg auf.
21. Die Landesregierung hat beschlossen, für den Aufbau der Film- und Medienfabrik in der ehemaligen Ludwigsburger Reinhards-Kaserne 8,5 Millionen Mark zur Verfügung zu stellen.
26. Die LKZ-Weihnachtsaktion startete in diesem Jahr zum 23. Mal. Beim Basar der Friedenskirche wurden der Gemeinde von muslimischen Köchen türkische Leibgerichte serviert; der Ertrag dieses erstmaligen gemeinsamen Basars von Christen und Muslimen soll dem Syrischen Waisenhaus zukommen.
27. Das Fazit des 5. Ludwigsburger Umwelt- und Gesundheitstages, der mit einem Diskussionsforum endete, war: »Arbeit und Umwelt haben eine gemeinsame Zukunft«.

Dezember

2. Sämtliche 14 Figuren der Toranlage am Ludwigsburger Schloß wurden abgenommen, um restauriert zu werden; dies sind etwa 90 Jahre alte Kopien der Originale, die damals schon ins Lapidarium gebracht worden sind.
3. Die neue Sporthalle am Bruchwald in Bissingen wurde eingeweiht; damit wurde das Sportstättenensemble komplett.
4. Die ARD-Sport-Gala fand zum siebtenmal im Ludwigsburger Forum statt. Die behinderte Leichtathletin Marianne Buggenhagen und Formel 1-Fahrer Michael Schumacher erhielten die »Sport Eins«.
9. Joachim Schlaitzer, der Leiter des Amtes für Wasserwirtschaft und Bodenschutz in Besigheim, teilte den Behördenleitern mit, daß der Neckar wieder sauber ist und sich Fische im Fluß tummeln, die schon 1875 in ihm vorhanden waren.
11. Stehende Ovationen schenkte das begeisterte Publikum dem Marinechor der Schwarzmeerflotte mit seinen ausdrucksstarken Gesängen und akrobatischen Tänzen im Ludwigsburger Forum.
12. Erster Spatenstich für das Kleeblatt-Heim in Steinheim; das Gebäude soll mit 24 Pflegebetten und 40 betreuten Altenwohnungen 1996 fertig sein.
15. Nach fünf Monaten Bauzeit ist die restaurierte Unterführung der B 27 in Ludwigsburg für den Verkehr wieder freigegeben.
16. Mit einer ausgezeichneten tänzerischen Leistung bei phantasievoller Choreographie bot die Ballettschule Kornwestheim das Ballettmärchen »Ausgerechnet an Weihnachten«.
17. Das Rote Kreuz hatte zu einem Adventstreffen in der Flüchtlingsunterkunft Im Riedle geladen; es wurde ein beglückendes Fest.
19. Der Ludwigsburger Gemeinderat hat einer Neufassung der Satzung und Wahlordnung für den beratenden Ausländerausschuß zugestimmt, so daß die Stimmen der Ausländer selbst mehr zur Geltung kommen können.
21. Der Zweckverband Pattonville/Sonnenbergsiedlung kaufte eine ganze Stadt für 94,7 Millionen Mark. Die Unterschrift leistete der Remsecker Bürgermeister Peter Kuhn als Vorsitzender.
22. Bei einer kleinen Feier wurden neuen Staatsbürgern die Einbürgerungsurkunden von Landrat D. Hartmann übergeben; der 14jährige Fikri Tekin war der 2000. neue Bürger im Kreis Ludwigsburg im Jahr 1994.
23. Im Saal des Ludwigsburger Dekanats wurden 175 000 DM aus der Weihnachtsaktion der LKZ an die Empfänger übergeben.
31. Karl Becker, der Leiter des Blühenden Barocks, freute sich über das gute Ergebnis der Gartenschau: 1,354 Millionen Besucher kamen in den Garten.
Albert Sting

Buchbesprechungen

Kennzeichen LB. Heimatkunde für den Landkreis Ludwigsburg. Hg. von Hermann Burkhardt. Lörrach (Verlag Waldemar Lutz) und Stuttgart (Ernst Klett Verlag) 1988, 206 S., zahlreiche farbige u. s/w Abb.

Dieser Band, Teil der Kennzeichen-Reihe, in der schon zahlreiche Beschreibungen von baden-württembergischen Landkreisen erschienen sind, entstand mit Unterstützung des Landratsamts und des Staatlichen Schulamts Ludwigsburg, verfaßt von einem neunköpfigen Autorenteam. Obwohl er bereits vor sieben Jahren veröffentlicht wurde, hat er an Aktualität nur wenig verloren und bietet noch immer die mit Abstand umfassendste und informativste knappe Darstellung über den Landkreis, üppig illustriert mit weit über 400 meist farbigen Abbildungen und zahlreichen Tabellen: Wiedergaben historischer Zeichnungen, Pläne und Bilder, alter s/w-Fotos, zeitgenössischer Farbfotos und Schaubilder aller Art. Mit Blick auf die Darstellung der heimischen Umwelt und ihres Werdens in Schule und Unterricht konzipiert und geschrieben, werden alle denkbaren Aspekte aus Geschichte und Gegenwart thematisiert. Im Abschnitt »Sieben Lebenswelten« finden wir z. B. unter der Überschrift »Leben im/in...« exemplarische Beschreibungen eines Aussiedlerhofs (Hof Lillich am Lemberg), eines Dorfs (Horrheim), einer Arbeiterwohngemeinde (Tamm), je einer alten und jungen Stadt (Marbach und Freiberg), einer Industriestadt (Kornwestheim) und der Kreisstadt Ludwigsburg. »Spuren der Geschichte« werden an hervorgehobenen Beispielen vom Urmenschen (Steinheim) über Kelten und Keltenfürsten (Hochdorf), römische Zeit (Walheim), Burgenbau (Lichtenberg), die Festung Hohenasperg und die barocke Gründungsstadt Ludwigsburg festgemacht; aber auch die höfische und militärische Vergangenheit der Stadt Ludwigsburg, die historischen Entwicklungen im 19. und 20. Jh. bis zur Eingliederung der Flüchtlinge und Vertriebenen nach dem Zweiten Weltkrieg sind einbezogen. Zwei kleine Schönheitsfehler: in der Tabelle über die Entwicklung der Einwohnerzahl Ludwigsburgs (S. 89) wurde die Zahl für 1972 verwechselt; auf dem Stadtplan (S. 91) fehlt bei der Markierung der kulturellen Einrichtungen in Ludwigsburg das Staatsarchiv.

Wolfgang Schmierer

Der Kreis Ludwigsburg. Hg. von Ulrich Hartmann. 2., völlig Neubearb. Aufl. Stuttgart: Theiss, 1994, 456 S., zahlreiche Abb. (Reihe Heimat und Arbeit).

Dieses von Landrat Dr. Ulrich Hartmann herausgegebene sowie von Kreisarchivar Dr. Thomas Schulz und Ingeborg Höch redigierte Sach- und Nachschlagewerk liegt nunmehr in 2., völlig neubearbeiteter Auflage vor. An dem Buch, dessen Konzeption sich an die 1., im Jahre 1977 erschienene Auflage anlehnt, waren 26 namhafte Autoren beteiligt. Gegliedert ist das mit großer Sachkenntnis geschriebene und von einem Aufsatz des früheren Ministerpräsidenten Lothar Späth eingeleitete Werk in folgende thematische Abschnitte: Landschaft – Natur – Umwelt; Aus der Geschichte; Geistiges und kulturelles Leben; Der Kreis Lud-

wigsburg, seine Städte und Gemeinden; Die Wirtschaft; Die Arbeitswelt. Dem großzügig bebilderten Buch ist ein ausführlicher »Nachschlageteil« mit Namen- und Sachregister, Gemeinderegister und Bildnachweis angefügt. In den Text eingestreut finden sich zahlreiche Tabellen und Statistiken.

Dieses modern gestaltete und aktualisierte »Porträt« unseres Landkreises ist für jeden Einwohner ein Schlüssel zum tieferen Verständnis der Heimat. Ohne Zweifel ist das Buch von bleibendem Wert und eine wesentliche Bereicherung der heimatkundlichen Literatur.

Wolfgang Läßle

Sagen rund um Stuttgart. Hg. von Klaus Graf. Karlsruhe (G. Braun) 1995. 224 Seiten, einige s/w-Abb.

Wer erinnert sich nicht an die Sage von der schönen Lau oder vom Stuttgarter Hutzelmännchen? Grundschule, Heimatkunde von einst! Sagen – mündliche, meist bäuerlich-dörfliche Überlieferung – hatten Konjunktur bis ins frühe 19. Jh., dann wurden sie von Germanisten in der Nachfolge der Brüder Grimm mehr oder weniger systematisch gesammelt, aufgeschrieben, ediert, bald auch modisch überformt und schließlich von Volkstümlern kräftig ideologisch mißbraucht; heute gibt es keine mehr – was aber, nüchtern besehen, nicht unbedingt ein beklagenswerter Verlust ist. Im Zeitalter der modernen Medien sind Sagen out. Klaus Graf, der den hier anzuzeigenden Band wissenschaftlich solide belegt und (sparsam) kommentierend zusammengestellt hat, gibt in seiner kurzen Einleitung (knapp 10 Seiten) auch einen lesenswerten historisch-kritischen Abriss über Wesen und Art von Sagen und Sagenvermittlung. Die Hälfte der 264 Sagen konnte er ungedruckten, überwiegend handschriftlichen Quellen entnehmen: 54 Texte stammen aus der in der Württ. Landesbibliothek Stuttgart verwahrten Sammlung des Gymnasialprofessors Albert Schott (1809–1847) und weitere 45 aus den sog. Konferenzaufsätzen, die 1899/1900 von württembergischen Volksschullehrern als Ergebnis des systematischen Sammelns volkstümlicher Überlieferungen verfaßt worden sind. Damit ist eine Fülle von bisher unbekanntem Material enthalten, das aus Stuttgart und den umliegenden Landkreisen der heutigen Region bzw. »dem Kernraum Württembergs« (S. 18) stammt. Der Landkreis Ludwigsburg ist mit Sagen aus Asperg (2), Ditzingen (1), Gerlingen (2), Hemmingen (5), Korntal-Münchingen (8), Kornwestheim (1), Ludwigsburg (9), Markgröningen (3), Möglingen (2), Remseck-Aldingen (7) und Schwieberdingen (5), zusammen 45 Texten (S. 174–204) gut vertreten. Nicht alle handeln von »Geistern« (aber viele!), und nicht alle sind ähnlich kurz und schlicht, wie die folgende Sage: »In den Schafgärten in Möglingen war früher der sogenannte »Hexenstein«. Niemand wagte, zu nächtlicher Stunde an dieser Stelle vorüberzugehen, denn er befürchtete, daß er mit den Hexen zu tun bekomme« (S. 190). Mancher Leser mag denken: was soll das? Und damit fängt das Interesse für Sagen und ihre einstige Bedeutung an. Grafs Anthologie bietet auch dem Skeptiker zumindest Lesefreude, dem landeskundlich Interessierten manches Neue.

Wolfgang Schmierer

Ludwigsburger Lesebuch. Band 1. Hg. von Thomas Stierle. Erdmannhausen (Ludwig Stark Verlag) 1994, 280 S., zahlreiche s/w Abb.

Ausgewählte Texte von 14 schriftstellerisch tätigen Frauen und Männern vom

18. bis zum 20. Jh., die »in Ludwigsburg geboren sind oder hier gelebt haben«, werden in diesem Lesebuch vorgestellt, denn es geht darum, »Interesse zu wecken und Lust auf mehr zu machen« (so Thomas Stierle, Leiter der Ludwigsburger Stadtbibliothek im Vorwort). Der besondere Pfiff bei diesem an sich schon löblichen Vorhaben ist, daß ein beachtlich großer Kreis von sachkundigen Autoren/innen gewonnen werden konnte, die eine jeweilige Textauswahl verantworten und – in unterschiedlicher Intensität – mit Zwischentexten versehen haben. Gleichsam als Einleitung stehen am Anfang aber zunächst, von Stadtarchivar W. Läßle zusammengestellt, fünf recht wohlwollende Beschreibungen Ludwigsburgs aus Reiseberichten des späten 18. bzw. frühen 19. Jh. (u. a. Goethe 1797).

Klassische Literaten, die »man kennt« und die sich stets im Zusammenhang mit Ludwigsburg genannt finden, werden danach vorgestellt: Christian Friedrich Daniel Schubart (Karl-Heinz Fingerhut), Friedrich v. Schiller (Eva Dambacher), sein Freund Friedrich Wilhelm v. Hoven (Th. Stierle) sowie die beiden Brüder Georg Kerner (Karl Moersch) und Justinus Kerner (Christian Rehmenklau); Eduard Mörike (Albrecht Bergold), Friedrich Theodor Vischer (Otto Borst) und David Friedrich Strauß (Karl Besemer) folgen. Eine Auswahl aus dem Briefwechsel zwischen Vischer und Strauß stellt Andrea Berger-Fix vor. Daraus sei hier ein Strauß'scher Kernsatz von 1864 zitiert, der die beachtliche Prophetengabe dieses höchst intellektuellen revolutionären Theologen und viel-befehdeten Verfassers der ersten historisch-kritischen Jesus-Biographie zeigt: »(...) es schickt sich nicht, daß meine Knochen (...) einmal in Württemberg liegen. Land und Volk ist doch gegen uns beide ein Rabenvaterland gewesen. Nirgends haben wir mehr Verkenning, Verkleinerung und Verleumdung, nirgend weniger Verständnis und Wohlwollen erfahren. In fünfzig Jahren werden die Kerle dann groß damit tun, daß wir ihre Landsleute gewesen seien« (S. 206). Wie wahr! – Er ist aber doch in Ludwigsburg begraben und »die Kerle« tun »groß« mit ihm.

Folgen im Lesebuch drei Schriftstellerinnen: Anna Bechler (1861–1941), die seit etwa 1905 in Ludwigsburg lebte und zahlreiche Unterhaltungsromane, Novellen, Gedichte und Gelegenheitsliteratur verfaßte (Th. Stierle); Auguste Supper (1867–1951), von 1924–51 in Ludwigsburg, »die Dichterin des Schwarzwaldes« und – seit 1934 – Ehrenpräsidentin der berüchtigten Reichsschrifttumskammer (Th. Stierle); schließlich Tony Schumacher (1848–1931), in Ludwigsburg geborene, aufgewachsene und gestorbene Generaltochter und Verfasserin zahlreicher Kinderbücher (Eva Müller). Den General und Reichsminister – u. a. 1920–23 Reichsverkehrsminister – gewordenen gebürtigen Ludwigsburger Wilhelm Groener (1867–1939), der primär Offizier und Berufspolitiker (als solcher eine der wenigen konservativen Stützen der Weimarer Republik) war und nur in diesem Zusammenhang schrieb, stellt Bundesverkehrsminister Matthias Wissmann – wohl sozusagen als Vorgänger im Amt – vor. Der Oßweiler August Lämmle (1876–1962), der es vom Lehrer bis zum Landeskonservator brachte und viel Schwäbisches schrieb (Walter Riethmüller) sowie Ludwig Tügel (1889–1972), der nach Ludwigsburg verschlagene Hamburger, der literarisch vom Ersten Weltkrieg zehrte (Jürgen Schweiher), vervollständigen die Reihe der Ludwigsburger Literaten. Alles in allem: ein lesenswertes und anregendes Buch, das belegt, daß die Stadt viel weniger geistige Provinz ist, als viele Ahnungslose glauben. Auf den angekündigten 2. Band darf man gespannt sein.

Wolfgang Schmierer

Albert Sting: Geschichtskalender Ludwigsburg. 2., erweiterte Aufl. mit Register. Ludwigsburg: Verlag Ungeheuer & Ulmer, 1995.

Welchem Defizit Albert Sting, der profunde Kenner der Ludwigsburger Geschichte, mit seinem Geschichtskalender zu begegnen wußte, zeigt allein schon die Tatsache, daß innerhalb kurzer Zeit eine zweite, erweiterte Auflage dieser nützlichen Veröffentlichung nötig wurde. Ein solches Unterfangen, in einem immerwährenden Kalender die wesentlichen Daten zur Geschichte einer Stadt zu speichern, ist immer dann sinnvoll, wenn der geschichtliche Zeitraum – wie im vorliegenden Falle – überschaubar und damit begreifbar bleibt. Bei Städten wie Augsburg, Speyer oder Trier würden dem Effekt einer derartigen chronologischen Aufarbeitung schon pragmatische Gründe entgegenstehen. Sting hat sich mit der Zusammenstellung der oft entlegenen greifbaren Daten größter Mühe und Sorgfalt unterzogen. So ist es immer wieder interessant, unter einem beliebigen Datum nachzuschlagen und die – auch oft für Kenner – nicht immer gewärtigen Ereignisse und Begebenheiten abzurufen. Da nun auch ein sehr detailliertes Orts-, Personen- und Sachregister den ansprechend gestalteten Band abrundet, ist das hier Zusammengetragene von jeder Seite her gut erschlossen und benutzbar. Wenn wir dennoch einige sachliche Unebenheiten anmerken, soll das nicht als Kritik verstanden werden, sondern nur einer sicher bald wieder nötigen Neuauflage des Bändchens als Korrektur- oder Verbesserungsvorschlag dienen. So fiel auf, daß am 18. September 1976 Bundeskanzler Helmut *Kohl* Ludwigsburg besucht haben soll. Am 31. Oktober 1942 hielt sich die deutsche Fußball-Nationalmannschaft mit Sepp Herberger und Fritz Walter sicher nicht in Ludwigsburg auf, sondern wohl im Jahre 1952. Am 29. September 1990 verlieh Bürgermeisterin Dr. Gisela Meister dem ersten Gastarbeiter der Bundesrepublik, Francesco Moro, die Eberhard-Ludwig-Medaille. Moro kam aber nicht vor 50 Jahren aus Ostuni bei Brindisi nach Ludwigsburg, sondern im Jahre 1950, vor 40 Jahren also. – Aber das sind nur drei Anmerkungen zu 1120 Daten, die Albert Sting zusammengestellt hat. Der Wert dieses Kompendiums der Ludwigsburger Stadtgeschichte, das jedem Freunde dieser Stadt nur zu empfehlen ist, bleibt ungeschmälert. *Norbert Stein*

Eglosheim. Ein Ort im Wandel der Jahrhunderte. Hg. im Auftrag der Stadt Ludwigsburg von Hermann Burkhardt. Ludwigsburg 1991, 352 S., zahlr. Abb.

Eglosheim war der erste Ort, der nach Ludwigsburg eingemeindet wurde. Obwohl dies bereits 1901 geschah, die Eingemeindung also fast schon ein Jahrhundert zurückliegt, hat Eglosheim bis heute seinen eigenen Charakter gewahrt. Dies mag unter anderem daran liegen, daß die Geschichte des Ortes wesentlich älter ist als die Ludwigsburgs. Denn, wie Hans Jochen Henke (bis vor kurzem Oberbürgermeister von Ludwigsburg) im Vorwort der vorliegenden Veröffentlichung schreibt, hatte sich 1901 durch die Eingemeindung Eglosheims einschließlich der Königlichen Domäne Monrepos mit dem Tammer Feld nicht nur die Markungsfläche Ludwigsburgs verdoppelt, vielmehr kam – so Henke – mit dem viel älteren Stadtteil zusätzliche historische Substanz und Tradition zur damals noch keine zwei Jahrhunderte alten Barockstadt hinzu.

Die Geschichte des Pfarrdorfes Eglosheims, die weitgehend eine selbständige, von Ludwigsburg völlig unabhängige Geschichte ist, wird in der vorliegenden Ortsgeschichte umfassend erzählt. Und sie wird gekonnt erzählt, so daß das Lesen

durchweg eine Freude ist! In allen Teilen – der zeitliche Rahmen spannt sich von der Urgeschichte bis zur Gegenwart – ist das Buch gut lesbar. Der Stil ist präzise und unpräzios, die Darstellung lebensnah und anschaulich. Immer wieder sind Quellentexte, oft zusammen mit einer Abbildung der Vorlage, in geeigneter Form in die Darstellung integriert, was dem Leser exemplarisch eine unmittelbare Begegnung mit den Quellen ermöglicht. Die reichhaltige Bebilderung ist insgesamt gelungen, wobei insbesondere die zahlreichen Zeichnungen und Rekonstruktionen (etwa des römischen Gutshofes beim Favoritepark, des Wohnplatzes Eglosheim im 9. Jahrhundert oder der Entwicklung der Kirche vom 9. bis zum 15. Jahrhundert) zu loben sind, die ein plastisches Bild von der Vergangenheit entstehen lassen. Auch das Fotomaterial überzeugt.

Geschrieben wurde die Ortsgeschichte von einem Team sachkundiger Autoren, die – vielleicht aus eigener Bescheidenheit – in dem gelungenen Buch leider nicht näher vorgestellt sind (der Rezensent jedenfalls hätte gerne mehr über sie gewußt). Die Gesamtreaktion lag bei Hermann Burkhardt, der auch die Abschnitte zur Urgeschichte, einige spätmittelalterliche Teile und vor allem die meisten Kapitel von der Frühneuzeit bis zur Gegenwart geschrieben hat (darunter auch ein eingehender Abschnitt über das Vereinswesen). Für die Vor- und Frühgeschichte sowie den umfangreichen Beitrag über Eglosheim im Mittelalter zeichnet Martin Burkhardt verantwortlich. Eingestreut sind hier und da kleinere Kapitel eher ergänzender Art anderer Verfasser: Alfred Seizinger befaßt sich mit der Katharinenkirche, Gertrud Seizinger mit Hebammen, Ärzten und Chirurgen, Rudolf Koch mit Eglosheim im Ersten Weltkrieg, Karl Heinz Dreher mit dem Ort im Zweiten Weltkrieg, Gerhard Lämmermeier mit Raubmord und Plünderung nach dem Kriegsende 1945, Hermann Emerling mit der evangelischen Kirchengemeinde, Walfried Schardt mit der katholischen Gemeinde, Gerhard Lämmermeier mit den heutigen Schulen, Erich Lillich mit der Werbegemeinschaft Eglosheimer Fachgeschäfte und Elga Burkhardt in einem kritischen und nachdenklich stimmenden Schlußwort mit der Geschichte der Überbauung ehemals freier Flächen.

Die Vielfalt der behandelten Themen dürfte weite Leserkreise ansprechen. Die Einheit der insgesamt chronologischen Darstellung ist vor allem durch die großen zusammenhängenden Abschnitte von Martin und Hermann Burkhardt gewahrt, die eine Ortsgeschichte auf hohem wissenschaftlichen Niveau darstellen. Dies wird auch an den ausgewerteten Quellen deutlich, die abschnittsweise im Quellen- und Literaturverzeichnis am Ende des Buches zusammengestellt sind. (Der wissenschaftliche Leser hätte selbstredend Einzelangaben in Fußnoten vorgezogen, der hier gewählte Weg ist aber für eine Ortsgeschichte durchaus akzeptabel.) Wie die Quellenangaben zeigen, basiert die Ortsgeschichte auf intensiven Auswertungen einschlägiger Bestände im Hauptstaatsarchiv Stuttgart, im Landeskirchlichen Archiv Stuttgart, im Stadtarchiv Ludwigsburg und im Eglosheimer Pfarrarchiv. Warum das Staatsarchiv Ludwigsburg, das ebenfalls zahlreiche einschlägige Bestände verwahrt, nicht zitiert ist, ist freilich unerklärlich. Die dortigen Bestände enthalten jedenfalls relevantes Quellenmaterial vor allem für das 19. und 20. Jh., das offensichtlich unberücksichtigt blieb. Überhaupt hat man den Eindruck, daß für den Zeitraum 1918 bis 1945, also die Epoche der Weimarer Republik und die Zeit des Nationalsozialismus, noch vieles in der Eglosheimer Geschichte detailliert zu erforschen bleibt, was hier im Rahmen einer Ortsgeschichte nicht behandelt werden konnte. Um so erfreulicher, daß sich in den zeitgeschichtlichen Abschnit-

ten wichtige Informationen finden, die Zeitzeugen überliefert haben; sie sind nun auf Dauer dokumentiert.

Insgesamt kann man die Stadt Ludwigsburg und den Stadtteil Eglosheim zu der Publikation nur beglückwünschen. Die allgemeinere Landesgeschichte wird von ihr profitieren.

Robert Kretzschmar

Wolfgang Schummer, u. a.: Pflugfelden. Vom Bauerndorf zum Stadtteil von Ludwigsburg. Hg. Stadt Ludwigsburg 1991, 244 S., 183 Abb.

Als eine der letzten noch ausstehenden Ortsgeschichten der Ludwigsburger Stadtteile konnte nach mehrjähriger Vorbereitung 1991 auch das Ortsbuch zur Geschichte des seit 1903 zu Ludwigsburg gehörenden ehemaligen Bauerndorfes Pflugfelden erscheinen.

Der fruchtbare Boden seiner Markung, am Rande einer ausgedehnten Flachmulde im »Langen Feld« gelegen, muß schon früh Ackerbauern angezogen haben, wie verschiedene bis in die jüngere Steinzeit zurückreichende Gräberfunde belegen. Ein ganz herausragender archäologischer Fund aus der Keltenzeit, das in die Reihe der auf den nahen Hohenasperg bezogenen Grabhügel gehörige Fürstengrab »Römerhügel« beim heutigen Wasserturm, wird gleich im ersten Kapitel ausführlich beschrieben. Das Einsetzen der Überlieferung schriftlicher Quellen mit der ersten urkundlichen Erwähnung Pflugfeldens um 1120 macht die Schritte der Entwicklung des Dorfes besser faßbar, die mit dem Dreißigjährigen Krieg jäh unterbrochen wird, als der Ort 1635 von den wenigen Überlebenden auch noch verlassen werden muß. Eine Tafel in der Sakristei der Dorfkirche vermeldet lapidar: »1635–1650 kein Mensch in Pflugfelden«. Erst 1654 werden wieder 35 Einwohner gezählt, deren Zahl bis 1800 allmählich dann auf 256 anwächst. Zum Zeitpunkt der Eingemeindung nach Ludwigsburg (1903) weist die Statistik 580 Einwohner in 99 Haushalten und 86 Häusern auf. In Pflugfelden existieren in dieser Zeit 97 Betriebe, die von der Landwirtschaft leben.

Der Übergang vom bäuerlich geprägten dörflichen Vorort zum industriell strukturierten Stadtteil mit seinem reichhaltigen Angebot an verschiedenen Dienstleistungen vollzieht sich zunächst sehr langsam. Im Kriegsjahr 1943 beträgt die Zahl der landwirtschaftlichen Betriebe 62, 20 Jahre später sind es immerhin noch 44. Daß Pflugfelden gegenwärtig das bedeutendste Gewerbegebiet der Stadt Ludwigsburg aufweisen kann, ist das Ergebnis einer Entwicklung hauptsächlich der letzten 30 Jahre. Über diesen Wandlungsprozeß wird in verschiedenen Beiträgen, auch anhand von einzelnen Beispielen, ausführlich berichtet.

In noch stärkerem Maße nehmen die Darstellungen im kulturellen Teil, ergänzt durch zahlreiche Abbildungen aus den Bereichen Kirche, Schule und Vereine breiten Raum ein. Erzählungen von Alteingesessenen über mündlich tradierte Geschehnisse früherer Zeiten sowie Berichte noch lebender Zeitzeugen runden das ausgewertete Quellenspektrum ab. Aus den letzten Monaten des Zweiten Weltkrieges wird z. B. von dem durch Tiefflieger sehr gefährlich gewordenen Weg über die Felder nach Kornwestheim zur Teilnahme am (kath.) Gottesdienst berichtet (die kath. Pfarrei St. Johann in der Weststadt besteht erst seit 1959). Als weit zurückgreifende historische Parallele dazu ließe sich hier der Hinweis auf die im Mittelalter jahrhundertlang bestandene enge kirchliche Verflechtung Pflugfeldens mit dem größeren Nachbardorf Kornwestheim ergänzen, da die dortige Martins-

kirche ursprünglich auch die Pflugfelder Bevölkerung zu versorgen hatte und die hier später errichtete Ulrichskirche bis Ende des 13. Jh. zunächst noch eine Filialkirche der Pfarrei Kornwestheim blieb. Auf diese Regelung kam man nach dem Dreißigjährigen Krieg allerdings nicht wieder zurück, als Pflugfelden während der Aufbaujahre 1651–1668 bis zur Wiedererlangung eigener Pfarrzuständigkeiten Filial der im Westen gelegenen Pfarrei Möglingen war.

Im Anhang der Ortsgeschichte sind Nachfahrenlisten von 18 alten Pflugfelder Familien enthalten. Diese modernen Grafiken können nicht nur dem interessierten Familienforscher Zusammenhänge dörflicher Beziehungen aufzeigen, sondern auch als Übersicht zu den umfangreichen genealogischen Ausführungen des Textteils dienen.

Wolfgang Schneider

Pleidelsheimer Heimatbuch. Horb a. N.: Geiger-Verlag, 1994. 400 S. mit zahlr., teils farbigen Abb.

Der von Kreisarchivar Thomas Schulz redigierte gewichtige Band enthält 17 Kapitel, von denen hier nur die berücksichtigt werden können, die für das Kreisgebiet insgesamt von Bedeutung sind. – Im einleitenden geologischen Teil erläutert Christel Engel die Entstehung der »Pleidelsheimer Mulde«, die den Unterlauf von Murr und Bottwar, die Neckarschlinge von Beihingen und die etwa 80 m tief »abgestürzte« Gäuplatte im Neckarknie umfaßt. Bisher unklar ist die Entstehung der Pleidelsheimer Sande, die den hiesigen Spargel- und Tabakanbau ermöglichten. – Mit den Bandkeramikern des Altneolithikums kamen die ersten Bauern in das Neckarland. Ursula Koch beschreibt und interpretiert die seitdem, vor allem aber seit der Römerzeit angefallenen archäologischen Funde. Ihr besonderes Interesse gilt dem von der Mitte des 5. Jh. bis zur Mitte des 7. Jh. belegten alamannisch-fränkischen Gräberfeld von Pleidelsheim. – Zwischen den jüngsten Funden dieses Gräberfelds und der Ersterwähnung Pleidelsheims im Jahr 794 klafft bisher eine Lücke von etwa 150 Jahren. Auch nach 794 fließen die Quellen nur spärlich: Bis um 1100 liegen für Pleidelsheim nur vier Nennungen vor. Volker Trugenbergers Beitrag »Pleidelsheim im Mittelalter« leidet natürlich unter dieser Quellenarmut der frühen Jahrhunderte, doch gerade sie verschafft Trugenberger Raum für eine sehr sorgfältige Auswertung dieser frühen Quellen. Bestimmte anfangs die Kirche die Geschicke Pleidelsheims, so war es spätestens seit dem Ende der Stauferzeit der hohe und der niedere Adel. Erst Ende des 15. Jh. tritt der gemeine Mann stärker ins Licht der Geschichte, unübersehbar schließlich in den dramatischen Ereignissen des Bauernkriegs. – »Der Vetter aus Schwaben« verstellte lange Zeit den Blick auf die Gestalt seines Autors, des Pleidelsheimer Schultheißen Johannes Nefflen (1789–1858). Heinrich Gaese zeigt Nefflen als erfolgreichen Landwirt und tüchtigen Schultheißen, als scharfzüngigen Journalisten und radikalen Politiker. Nach drei Wahlperioden im Württembergischen Landtag und nach einer eben gewonnenen Wiederwahl stürzte er über einen längst vergessenen geglaubten Fehltritt, den er 20 Monate auf dem Asperg zu büßen hatte. Nach einem letzten großen politischen Auftritt 1848 in Heilbronn ging Nefflen 1849 nach Straßburg und von dort in die USA. Kurz vor der geplanten Rückkehr starb er dort 1858. – Die Pleidelsheimer Dorfschule, 1515 erstmals erwähnt, gehört zu den ältesten Dorfschulen Württembergs. Rolf Gerlach zeichnet die Geschichte dieser Schule, die von 1698–1816 durch die Lehrerfamilie Oehler regiert wurde. Im 19. und

20. Jh. läßt sich am Widerstand der Pleidelsheimer geradezu eine Geschichte der pädagogischen Reformen aufzeigen: Als Pfarrer Johann Bernhard Denzel die Ideen Pestalozzis durchzusetzen suchte, inszenierten die Pleidelsheimer 1811 einen Schulstreik – für die Beibehaltung des Rohrstocks. 1883 protestierten sie gegen die Einführung des Turnunterrichts. Um 1900 baten sie, »daß eine Lehrerin nicht hierher geschickt werden möchte«. Und zwischen 1923 und 1930 beseitigte der Gemeinderat – allerdings in wirtschaftlich schwieriger Zeit – Schritt um Schritt die Lernmittelfreiheit. – Fritz Bürkles Beitrag »Der Neckar und Pleidelsheim« liest sich anfangs wie eine Idylle: »Baden, Schwimmen, Schlittschuhlaufen«. Doch schnell tritt anderes in den Vordergrund, von den Streitigkeiten mit den Nachbargemeinden, die aus der – teilweise absichtlichen – Verlagerung des Strombetts hervorgingen, bis zu der nur sehr schwer zurückzudrängenden Verschmutzung des Neckars. Ein »atemberaubendes Rennen« um den Erwerb einer Kraftwerkskonzession lieferten sich zwischen 1904 und 1909 die Landeshauptstadt Stuttgart einerseits, die Gemeinde Benningen und das Stuttgarter Bankhaus Schwarz andererseits. Schließlich bauten beide Seiten das »Kraftwerk Altwürttemberg« (KAWAG) 1913–1915 gemeinsam. Der Kraftwerkskanal wurde so projektiert, daß er später für die Schifffahrt genutzt werden konnte. 1955 war es soweit: Mit der Einweihung der Schleuse war Pleidelsheim an die internationalen Wasserstraßen angeschlossen.

Norbert Hofmann

Ortskernatlas Baden-Württemberg, Heft 1.11. Stadt Marbach am Neckar, Landkreis Ludwigsburg. Bearb. von Peter Findeisen. 1995, 48 S., 64 teils farbige Abb., 4 Karten.

Als elften Ortskernatlas im Regierungsbezirk, als fünften im Landkreis Ludwigsburg legen Landesdenkmalamt und Landesvermessungsamt den Atlas von Marbach am Neckar vor. Er behandelt vor allem das Gebiet zwischen der Alexanderkirche im Norden und der Schillerhöhe im Süden, zwischen der Linie Haffnerstraße – Charlottenstraße im Osten und dem Neckar im Westen. Der erste Teil des Hefts gilt geographischer Lage und Verkehrseinbindung, Archäologie und städtebaulicher Entwicklung. Dem zweiten Teil über Stadtanlage und Stadtgestalt folgen kurze, reich bebilderte Beschreibungen der zusammenhängenden historischen Bebauung nach Straßen und Plätzen. Vom Leser wird erwartet, daß er diese Teile und die beigegebenen Karten kombiniert; Material zur Schillerhöhe findet er z. B. auf S. 21 f., S. 30 f. und S. 45 sowie auf den Karten II und III. – Besondere Beachtung widmet das Heft der Parzelle 113 in der südöstlichen Ecke der Stadt. Hier lag Ende des 12. Jh. ein badischer Herrnsitz, den die Württemberger 1302 von den Herzögen von Teck erwarben und zur Stadtburg, dann zum Schloß umbauten; vgl. Plan Abb. 15 S. 35. – Als am 28. Juli 1693 französisches Militär die Stadt niederbrannte, ging das alte Marbach keineswegs völlig unter. Die herzogliche Baukommission für den Wiederaufbau fand vielmehr einen Kompromiß zwischen dem Ideal einer modernen Planstadt und »der angesichts der Umstände gebotenen Rücksichtnahme auf die noch vorhandene Bausubstanz«; vgl. dazu den Kellerkataster Abb. 1 S. 11.

Norbert Hofmann

Geschichtsblätter aus dem Bottwartal. Heft 6, 1995, 134 S. Hg.: Historischer Verein Bottwartal e. V., Großbottwar.

Das neue Heft (Besprechung Hefte 2–5 vgl. LB Gbl. 47/1993, S. 160 f.) wird eingeleitet mit einem Aufsatz von W.-D. Otto »Die Burg im Mittelalter am Beispiel der Burgen Helfenberg, Hohenbeilstein und Lichtenberg«, in dem anhand zahlreicher Skizzen, alter Abbildungen und Fotos detaillierte Baubeschreibungen der drei Burgen geliefert werden. Renate Fechner befaßt sich mit dem Passionsaltar in der Stiftskirche von Oberstenfeld, der ursprünglich 1512 für die Kartause Güterstein bei Urach gestiftet wurde, und bringt ihn mit dem Dürer-Schüler Hans Schäufelein in Verbindung, muß jedoch die Frage nach dem ausführenden Künstler weiterhin offen lassen. Die 1738 erbaute Dorfkirche von Oberstenfeld »im Schatten der romanischen Stiftskirche« stellt E. Schedler vor, übersetzt und erklärt die dortigen Inschriften. Der 1963 stillgelegten Kratzmühle in Oberstenfeld sind zwei Aufsätze gewidmet: E. Schedler gibt eine historische Darstellung der 1361 ersterwähnten Mühle und ihrer Müller, besonders für das 16.–18. Jh.; G. Bollacher steuert eine umfassende Baubeschreibung des erhaltenen Fachwerk-Wohngebäudes von 1702 bei. Die Geschichte einer weiteren Mühle, der seit 1545 genannten, heute ebenfalls stillgelegten Bürgermühle auf Großbottwarer Markung, behandelt A. Obenland. Einen bedeutenden Steinheimer Sohn, den herzoglichen Kanzler Dr. jur. utr. Johann Jacob Reinhardt (1556–1609) stellt H. Dietl vor. – Über ein Drittel des Hefts nimmt zum Abschluß A. Obenlands aktuelle Darstellung »Krieg und Kriegsende im Bottwartal« ein, in der die zeitgenössischen Berichte der Bürgermeister des Bottwartals (Beilstein, Gronau, Oberstenfeld, Großbottwar, Hof und Lembach, Kleinbottwar, Höpfigheim, Steinheim) und einiger weiterer Zeitzeugen an das Landratsamt Ludwigsburg über die letzten Kriegstage 1945 veröffentlicht werden.

Insgesamt ist wieder ein reich bebildertes, informatives und gut lesbares Heft vorgelegt worden, dem man nur viele interessierte Leser wünschen kann.

Wolfgang Schmierer

Ernst Schedler: Hano, so Ebbes. Ogreimts schwäbisch greimt. Horb a. N. 1994, 84 S.

Als »Nebenprodukt beim Grasmähen, Unkrautrupfen und anderen anspruchslosen Tätigkeiten« seien seine Reimereien entstanden, teilt der Verf. mit und mißt ihnen außer der Aufgabe, »da und dort zu einem vergnügten Schmunzeln oder gar herzhaften Lachen« zu verhelfen, »keinen weiteren Wert« zu. Der von Franz Xaver Lutz gezeichnete und kolorierte Umschlag zeigt den alten Bahnhof von Oberstenfeld, an dem soeben ein Mensch, verfolgt von einem wilden Stier, die abfahrende schwäbische Eisenbahn erklimmen will. Eine Allegorie? Wird der Verf. von der Volkswut verfolgt oder flieht der Leser aus dem Bottwartal? Zu beiden Deutungen bestünde kein Anlaß! Schedlers schwäbische Reime (»Mundart ist das etwas nivellierte Schwäbisch des mittleren Neckarraums«) spiegeln Lebens- und Erfahrungswelt vormoderner ländlicher Tradition – »Heut setzt dr Opa nämlich d Tomate, / jetz könntet au d Eisheilige nix meh schade« (S. 44) –, vor allem im geliebten Bottwartal: »Mr braucht zwoi volle Stond en Flecke, / des könnt oin scho a bißle schrecke, / zwoi Stond von unserm Filial, / von Kurzach na ens Bottwartal. / Ond oinerweg lauft jeder Christ / dortnô in d Kirch, wenn's Sonntich ist . . . Bald göht mr hoim, dô isch mr froh, / weil: hoimzus dô pressiert's net so, / mr

freut sich au uf a paar Schwätzle, / uf Bröte mit Salat ond Spätzle« (S. 45). – Nicht alles ist ähnlich gelungen, Vergnügen bereitet das kleine Buch aber sicher jedem, der mit schwäbischer Mundart noch verbunden ist. *Wolfgang Schmierer*

Heimatkundliche Schriftenreihe der Gemeinde Remseck a. N.: Landschaft – Natur – Geschichte. Hg. von Eduard Theiner im Auftrag der Gemeinde Remseck. Band 13. **Jürgen Hagel / Eduard Theiner: Flößerei – Mühlen – Fischerei im Raum Remseck a. N.**, 1993, 79 S., 58 Abb.

Die Remsflößerei, vermutlich im 17. Jh. begonnen und 1862 mangels Rentabilität endgültig eingestellt, behandelt J. Hagel im ersten Teil dieses Bandes; er dokumentiert insbesondere die Geschichte des 1736 bis 1862 in Neckarremms bestehenden staatlichen Holzgartens, der zum Stapeln des die Rems heruntergeflossenen Holzes (Brennholz in Scheitern) diente (S. 6–19). Über die Mühlen in den Remsecker Ortsteilen und ihre Entwicklung vom 14. Jh. bis 1990, d. h. zur Stilllegung der Greb'schen Mühle in Aldingen, berichtet E. Theiner (S. 30–71) und steuert auch den kurzen, abschließenden Beitrag über »Fischer an Neckar, Rems und Zipfelbach« bei (S. 72–79). Wie von den 12 vorangegangenen Bänden gewohnt: hervorragende, teilweise sehr großformatige (das DIN A4-Format nützende), informative Abb. – davon drei in Farbe – und ausführliche Quellen- und Literaturhinweise.

Wolfgang Schmierer

Schriftenreihe der Stadt Vaihingen an der Enz. Band 8. 1993, 288 S. mit s/w Abb.

Einem Ausspruch des nationalliberalen Star-Historikers des 19. Jahrhunderts, Heinrich von Treitschke: »Männer machen die Geschichte«, folgend, haben die Herausgeber L. Behr, O.-H. Elias, M. Scheck und E. E. Schmidt unter Mithilfe weiterer Autoren »Vaihinger Köpfe« portraitiert – und zwar ausschließlich männliche: insgesamt 15, die in Vaihingen bzw. seinen heutigen Stadtteilen geboren, aufgewachsen oder wenigstens kurzfristig heimisch gewesen sind. Tröstlich, daß wenigstens zwei Autorinnen an dieser beeindruckenden Portrait-Galerie mitgearbeitet haben. Unter den Portraitierten stellen Theologen und Kirchenmänner die weitaus stärkste Gruppe: die (evangelischen) Äbte von Maulbronn, Jakob Schropp (1528–94), und Lorch, Jakob Magirus (1564–1624), der Tübinger Theologieprofessor und Universitätskanzler Johann Adam Osiander (1622–97), der Diakon und Chiliast Johann Jakob Zimmermann (1642–93), der »Dichtertheologe« Philipp Friedrich Hiller (1699–1769), der Dorfpfarrer und Universalgelehrte Friedrich Carl Fulda (1724–88), der Hofprediger und Prälat Karl Friedrich v. Gerok (1815–90), der geniale spätere Professor und Schriftsteller Friedrich Theodor Vischer (1807–87) – Vikar in Horrheim und später dem Kirchendienst entlaufen. Kirchlich bzw. religiös geprägt auch der Schulmeister und Kirchenmusiker Johann Georg Weller (1766–1826) und der Enzweihinger »Viehdoctor« und fromme Pietist Matthäus Ziegler (1800–77). Männer der Wirtschaft waren der Fabrikant Johann Heinrich Franck (1792–1867), der erste Präsident der staatlichen Zentralstelle für Gewerbe und Handel (später Landesgewerbeamt) Ferdinand v. Steinbeis (1807–93) und der erste Präsident der Deutschen Bundesbank, Karl Blessing (1900–71) aus Enzweihingen. Lokalpolitik und -publizistik repräsentiert der liberale Verleger des »Enz-

Boten«, Carl Carle (1862–1915), und die bildende Kunst der Maler und Kunstglaser Alfred Lämmle (* 1923). Vorangestellt ist eine Liste der 21 Ehrenbürger Vaihingens und der Stadtteile seit 1874, in der sich von den Vorgenannten nur Steinbeis und Blessing finden.

Wolfgang Schmierer

Beihefte zur Schriftenreihe der Stadt Vaihingen an der Enz, Heft 4. Das KZ vor der Haustüre. Augenzeugen berichten über das Lager »Wiesengrund« bei Vaihingen an der Enz. Hg. u. eingeleitet von Manfred Scheck. Vaihingen an der Enz 1995, 150 S., Format DIN A4, einige Abb.

Nicht um Auschwitz, Majdanek, Sobibor, Treblinka oder einen der anderen zahlreichen Schreckensorte namens KZ irgendwo weit weg, in denen sich der unbeschreibliche Sadismus der SS- und Naziverbrecher austobte, geht es hier, sondern um die Erinnerung an ein Konzentrationslager im Kreis Ludwigsburg, in dem mehrere tausend Menschen aus 20 Nationen von August 1944 bis zur Befreiung des Lagers am 7. 4. 1945 fast vor den Augen der im Umkreis wohnenden einheimischen Bevölkerung unter unmenschlichen Bedingungen eingesperrt, zur Sklavenarbeit gezwungen und zu Tode gequält wurden. Über 2000 Häftlinge starben dort in nur acht Monaten – verhungert oder ermordet! Bärbel Böckle hat die Geschichte dieses KZ-Lagers vor rund 20 Jahren erstmals aufgearbeitet und in dem von Herwart Vorländer 1978 hg. Band über die Außenlager des KZ Natzweiler in Württemberg dargestellt (vgl. Besprechung in LB Gbl 32/1980, S. 173 f.). Und Wendelgard v. Staden hat in ihrem bekannten Erinnerungsbuch »Nacht über dem Tal« 1979 über das Lager aus eigenem Erleben berichtet. Der vorliegende Band ediert Berichte über das Lager Wiesengrund, die bisher noch nicht, zumindest nicht in deutscher Sprache, zu lesen waren.

Zehn Zeitzeugen kommen zu Wort: acht ehemalige Häftlinge, ein Vaihinger Schüler und ein Soldat aus der französischen Armeeinheit, die am 7. April 1945 das Lager befreit hat. Die ehemaligen Häftlinge: Trygve Bratteli, norwegischer Sozialist, 1964–76 Vorsitzender der norwegischen Arbeiterpartei und zwischen 1971 und 1976 norwegischer Ministerpräsident; Alexander Donat, Alfred Lipson und Abraham Speisman, Angehörige der jüdischen Minderheit Polens; Jules Schelvis aus niederländisch-jüdischer Familie; Jerzy Wojciewski, polnischer sowie J. H. de la Teysonnière und René Guenzi, französische Widerstandskämpfer – alle über das SS-KZ-System schließlich in das Vaihinger KZ eingesperrt, um eine geplante unterirdische Flugzeugfabrik zu bauen. Nachdem diese Arbeiten im Oktober 1944 eingestellt werden mußten, nannte die SS das KZ in ihrem unbarmherzigen Zynismus »Kranken- und Erholungslager«. Den Inhalt dieser individuellen Berichte, diese Schilderungen von Entwürdigung, Rechtslosigkeit, Entmenschlichung der Sklaven, Willkür und Gemeinheit der Herrenmenschen, kann ich nicht referieren; man muß sie lesen und sich immer wieder zwingen, zu realisieren, daß darin – wie in so vielen anderen Berichten aus dem KZ (vgl. z. B. Fania Fénelon: Das Mädchenorchester in Auschwitz. Dtv 1706) – deutsche Realität festgehalten ist. Und diese wird, auch wenn viele lieber alles endlich vergessen wollen, für alle Zeiten bleiben: so hat der kriminelle Naziwahnsinn in nur 12 Jahren Deutschland für tausend geschändet!

Militärisch knapp sind R. Audiberts Angaben über die Befreiung des Lagers. Der einzige Bericht von deutscher Seite, von dem damals 14jährigen Kurt Herrigel, ist

einer der wenigen Belege für menschliches Mitgefühl gegenüber der Qual der KZ-Häftlinge. Dem Hg. und der »Initiative KZ-Gedenkstätte Vaihingen an der Enz e. V.« muß der Dank für dieses schriftliche Mahnmal an die erschütternden Ereignisse »vor der Haustüre« gelten.

Wolfgang Schmierer

Volker Steck: Das Siegelwesen der südwestdeutschen Reichsstädte im Mittelalter. Esslinger Studien, hg. vom Stadtarchiv Esslingen am Neckar, Schriftenreihe 12, Sigmaringen 1994, 178 S., 286 Abb.

Reichsstädtische Siegel sind seit dem zweiten Jahrzehnt des 13. Jh. nachzuweisen. Schon wenig später führten auch südwestdeutsche Reichsstädte ein Siegel: 1227 Breisach, 1228 Hall, 1229 Esslingen. Volker Steck untersucht in der überarbeiteten Fassung seiner 1992/93 in Heidelberg vorgelegten Dissertation das Siegelwesen der knapp 40 Reichsstädte auf dem Gebiet des heutigen Baden-Württemberg in der Zeit vor 1500. Der erste Teil des Bandes enthält einen kommentierten Siegelkatalog; dieser gilt den vier großen Reichsstädten Esslingen, Konstanz, Ravensburg und Ulm sowie 17 kleineren Reichsstädten. Der nicht kommentierte Siegelkatalog für die restlichen Reichsstädte enthält unter anderen auch Bönningheim und Markgröningen im heutigen Landkreis Ludwigsburg. Der dritte Teil gilt der Auswertung der gesammelten Fakten. Hier werden zahlreiche Aspekte des Themas behandelt, z. B. Aufkommen und zeitliche Verteilung der Stadtsiegel, Gründe für Siegelwechsel, Typare – von den Siegeln des kommentierten Katalogteils sind nur acht Typare erhalten! –, Besiegelungstechnik und Schriftentwicklung. Ein reicher Abbildungsteil enthält 286 meist gestochen scharfe Fotos von Siegelabdrucken und Typaren.

Steck behandelt nicht nur die eigentlichen (großen und kleinen) Stadtsiegel, sondern auch die Siegel der frühen Stadtschultheißen und -Ammänner, Stadtschreiber, Spitäler in den Reichsstädten, dortigen Korporationen – z. B. Grautucherzunft und Judengemeinde in Ulm – sowie die Siegel jener Städte und Korporationen, die von den Reichsstädten abhingen. Dazu gehörten z. B. jene württembergischen Städte, die 1312–1315/16 Esslingen unterstanden, aber auch Kloster Denkendorf, das sein Typar 1387–1535 schuldenhalber bei Esslingen hinterlegen mußte, und das Landgericht Thurgau, das 1417–1499 im Pfandbesitz von Konstanz war. Ein Reichsadler im Siegel der Gemeinde Wimpfen im Tal dokumentiert deren Bestreben, in deutlicher Abgrenzung gegen das Stift St. Peter die Zugehörigkeit zur Reichsstadt Wimpfen am Berg zu postulieren. Wegen der nicht alphabetisch, sondern systematisch gegliederten Städte und Korporationen des ersten Teils und wegen der zahlreichen Personen wären ein Orts- und ein Personenindex zu wünschen gewesen.

Problematisch ist die Wiedergabe der Siegelumschriften: Zum einen wird – wogegen nichts einzuwenden ist – teilweise aus mehreren Inschriftenfragmenten eine komplette Umschrift rekonstruiert. Leider fehlen dann aber die Nachweise jener Siegel, auf die sich diese Rekonstruktionen stützen. Hierfür hätte im Anmerkungsteil Platz sein müssen! Zum andern wird – laut Einleitung – wie üblich verfahren: Kürzungen werden in runden Klammern aufgelöst, rekonstruierbare Ergänzungen stehen in eckigen Klammern; letztere hat der Rezensent allerdings vergeblich gesucht. Runde Klammern bezeichnen also sowohl aufgelöste Abkürzungen wie auch Rekonstruktionen. Beim Siegel des Schultheißen Heinrich von Hall (Nr. 184 S. 127)

lautet die Umschrift angeblich: +(SIGILLV)M HEINRIC(I) SCVL TETI (DE HALLE). Die Überprüfung des Letztbelegs vom 3. Oktober 1231 (Staatsarchiv Ludwigsburg B 186 U 3) ließ dagegen die Umschrift erkennen: +SIGILLVM. HEINRICI. SCVL TETI [DE] HA[LL]. (In WUB 3, 1871, Nr. 802 S. 298 ist die Umschrift noch vollständig überliefert!) Zumindest im ersten Teil der Umschrift sind also Klammern – ob eckig oder rund – fehl am Platz. Bei einer Neuauflage wäre die Überprüfung der Siegelumschriften angebracht. *Norbert Hofmann*

Stammheim – 800 Jahre und noch mehr. Hg. von Walter Schenk u. a., Stuttgart 1992, 241 S., zahlreiche Abb.

Stammheim, heute ein Stadtteil von Stuttgart, bei dessen Erwähnung wohl fast jedem zuerst der »Knast« einfällt, war bis zur Eingemeindung nach Stuttgart am 31. 3. 1942 eine selbständige Gemeinde im Kreis Ludwigsburg. Zum 800jährigen Jubiläum der ersten, d. h. ältesten bekannten Erwähnung des Dorfs in einer am 20. Juni 1192 ausgestellten Urkunde von Kaiser Heinrich VI. ist die hier vorzustellende Ortsgeschichte erschienen: ein teamwork von 9 sachkundigen Autoren und einer, ebenfalls sachkundigen, Autorin. A. Bräuning beschreibt den Naturraum (S. 9–23), W. Joachim die vor- und frühgeschichtliche Besiedelung, die – wie überall in unserer Gegend – bereits in der Steinzeit begann und sich in keltischer Zeit verdichtete (S. 25–35) und W. Rolf Mittelalter und frühe Neuzeit bis 1714 (S. 36–51). Das Dorf dürfte wohl spätestens Mitte des 6. Jh. entstanden sein, weist eine dem Evangelisten Johannes geweihte frühe Kirche auf und hatte im 12. Jh. faßbaren Ortsadel: die Herren von Stammheim waren damals Lehensleute der Markgrafen von Baden und wohl auch der Pfalzgrafen von Tübingen. Sie führten 1550 die Reformation durch und vererbten bzw. verkauften das Dorf Ende des 16. Jh. an die verschwägerten Freiherrn Schertlin von Burtenbach, von denen es 1737 durch Verkauf an das Herzogtum Württemberg kam. Die folgenden 200 Jahre als Gemeinde im Stabsamt Stammheim und im Amt bzw. Oberamt Ludwigsburg stellt A. Gühring in vier umfangreichen Abschnitten ins Einzelne gehend dar (S. 53–154). Über die letzten 50 Jahre als Stuttgarter Stadtteil berichtet Bezirksvorsteher R. Böhm. Kleinere Kapitel über die Ortswappen (A. Gühring), historische Gebäude (G. Kämpfe: »Lokaltermin«), Schule (G. Mayer), Kirchen (W. Schenk), Gewerbe und Verkehr (G. Viel), Vereine (A. Motzer/W. Schenk), Flurnamen (Motzer), »Stammheimer Geschichten« (A. Motzer/W. Kunz) und Stammheims »schwärzesten Tag« (den verlustreichen Luftangriff am 28. 1. 1945) vervollständigen den Band. Die historischen Abschnitte, insbesondere die von W. Rolf und A. Gühring behandelten Jahrhunderte, sind zum großen Teil aus ungedruckten Quellen (Hauptstaatsarchiv Stuttgart, Staatsarchiv Ludwigsburg, Stadtarchiv Stuttgart, Pfarrarchiv Stammheim) gearbeitet und in Anmerkungen dicht belegt. Durchgängig finden sich s/w Illustrationen und auf S. 152/53 ist ein farbiges Luftbild von 1988 wiedergegeben, das auch zeigt, wie eng Stammheim und Kornwestheim zusammengewachsen sind. *Wolfgang Schmierer*

Helmut Sorg: Streiflichter aus der Geschichte von Kirchberg an der Murr. Remshalden-Buoch (Natur-Rems-Murr-Verlag) 1993, 96 S., 73 Abb.

Es war ein Glücksfall für die Gemeinde Kirchberg an der Murr, daß sich ihr

Pfarrer Helmut Sorg während seiner siebenjährigen Tätigkeit in Kirchberg (von 1985 bis 1992) nicht nur für die zeitlichen Belange seiner Pfarrkinder interessierte. Das Pfarrarchiv bot ihm reichhaltiges Quellenmaterial für seine Freizeitbeschäftigung mit der Vergangenheit der Gemeinde, die es ihm ermöglichte, Kirchberg ein wertvolles Abschiedsgeschenk in Form eines Buches zu hinterlassen. Die Streiflichter beleuchten einzelne Aspekte aus der Geschichte Kirchbergs – vor allem der Kirchengeschichte – ohne den Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben. Eine umfassende Ortsgeschichte steht noch aus. Eingebettet in die allgemeine Landesgeschichte und – soweit möglich – unter Wahrung der Chronologie schildert Sorg in 21 Kapiteln die für Kirchberg wichtigsten und die Entwicklung des Dorfes bestimmenden Ereignisse.

1995 hat die Gemeinde besonderen Grund zum Feiern: die erste Erwähnung des Ortes Kirchberg in einer von Papst Innozenz IV. für das Stift Backnang ausgestellten Urkunde vom 11. April 1245. Neben dem Stift Backnang hatte das Stift Oberstenfeld bedeutenden Besitz. 1302 wurde Kirchberg württembergisch. Besonders hervorzuheben sind die Kapitel zur Kirchengeschichte. Sie enthalten zum Beispiel die vollständige Liste der evangelischen Pfarrer von der Reformation bis heute, jeweils mit kurzem Lebenslauf, oder die ausführliche Baugeschichte und Baubeschreibung von Dorfkirche und Pfarrhaus. Auch dem Schulwesen sind mehrere Seiten gewidmet, ebenso den Schultheißen und Bürgermeistern des Ortes. Der Bearbeiter einer späteren Gemeindechronik wird allerdings schmerzlich genauere Quellenangaben vermissen. Das letzte Kapitel »Kirchenkampf in Kirchberg« bezieht sich auf die Auseinandersetzungen zwischen den »Deutschen Christen« – eine starke Gemeinde hatte sich in Marbach gebildet – und den »bekennenden Gemeinden«, wozu Kirchberg gehörte. Schon allein die Auswertung der Kirchengemeinderatsprotokolle vermittelt ein eindrucksvolles Bild der Zeit des Dritten Reiches in Kirchberg. Das Buch, das neben Erntem auch viele heitere Geschichten »zum Schmunzeln« enthält, muß nicht in einem Zug von vorn bis hinten gelesen werden, man kann es durchaus »häppchenweise« genießen. Ältere Mitbürger werden die kurzen Kapitel und den Großdruck der Buchstaben zu schätzen wissen.

Dorothea Bader

Sönke Lorenz, Axel Kuhn: Baiersbronn. Vom Königsforst zum Luftkurort. Mit einem Beitrag von Franz Adis. Stuttgart (Wegrahistorik-Verlag) 1992. 358 S. mit über 250 Abb.

Mit diesem wissenschaftlich solide fundierten, zugleich sehr schön und reich ausgestatteten, üppig illustrierten Band feiert die bekannte und als Kurort beliebte Schwarzwaldgemeinde ihr 700jähriges Ortsjubiläum (das heute eingemeindete Klosterreichenbach konnte allerdings schon 1982 sein 900jähriges Bestehen feiern). Die Verfasser sind hervorragende Sachkenner: den ersten Teil von dem bronzezeitlichen Beginn der Besiedelung bis zum frühen 17. Jh. (S. 10–144) behandelt Sönke Lorenz (Ordinarius für Landesgeschichte an der Universität Tübingen), die Zeit vom 17. Jh. bis zum Zweiten Weltkrieg (S. 145–258) Axel Kuhn (Professor für Geschichte an der Universität Stuttgart) und die Entwicklung seit 1945 (S. 259–325) Altbürgermeister Franz Adis, der diese Zeit von 1954 bis 1981 selbst mitgestaltet hat. Eine zusammenfassende Geschichte der 1972 gebildeten Großgemeinde fehlte bislang. »Das Hauptthema unserer Darstellung« – bemerkt Kuhn im Vorwort (S. 9)

– »ergab sich von selbst. Es ist das Thema, das im Leben der Menschen dieser größten Waldgemeinde Württembergs immer wichtig war, von ihren Anfängen bis heute: der Wald. Wie haben die Menschen hier im Wald, vom Wald, mit dem Wald gelebt?«. Gerade für historisch Interessierte in unserer dichtbesiedelten, waldarmen Region ist das eine ungewohnte Thematik. Festzuhalten ist aber auch, daß das Schwarzwald-Kloster Reichenbach zeitweise hier Besitzungen hatte (in Gemmrigheim und Hirschlanden: S. 107 f.).

Wolfgang Schmierer

Bildnachweis

Umschlagbild S. 7–33	Stadtarchiv Ludwigsburg Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Archäologische Denkmalpflege Stuttgart und Garten- und Friedhofamt der Stadt Ludwigsburg/vom Verfasser
S. 40	Landesarchiv Speyer, Best. F 1 Nr. 85, fol. 47
S. 46	Stadtarchiv Ludwigsburg
S. 49	Vom Verfasser
S. 50–57, 126	Hauptstaatsarchiv Stuttgart
S. 68–76	Archiv des Hauses Württemberg, Altshausen
S. 94, 130–142, 202, 204, 205	Stadtarchiv Marbach a. N.
S. 97	Fitz William Museum, Cambridge
S. 99, 100	Vom Verfasser
S. 106	Stadt Regensburg
S. 107	Städt. Sammlungen Schweinfurt
S. 108, 111, 120, 124, 203	Städt. Museum, Ludwigsburg
S. 109, 110 oben u. unten rechts	Staatl. Kunstsammlungen Dresden
S. 110 unten links, 114, 121 oben rechts, 127 links	Alberti: Württ. Adels- und Wappenbuch, 1916
S. 113	Württ. Landesmuseum, Stuttgart
S. 115	Stadtarchiv Korntal-Münchingen
S. 116, 121 unten	Landesbildstelle Württemberg
S. 117, 123	Württ. Landesbibliothek Stuttgart
S. 118	Stadtarchiv Ravensburg
S. 122	Schwabenflugbild, Lorch 2
S. 127	Sächs. Hauptstaatsarchiv, Dresden
S. 128	Stadtarchiv München
S. 149–169	Stadtarchiv Ludwigsburg/vom Verfasser
S. 171–196	Vom Verfasser
S. 198	Ludwigsburger Kreiszeitung
S. 206	Sammlung Armin Weckert, Waiblingen
S. 223–226	Vom Verfasser
S. 228	Landratsamt Ludwigsburg

»Ludwigsburger Geschichtsblätter« 1900–1995

Heft	Jahr	Seiten	Heft	Jahr	Seiten
Redaktion Christian Belschner:			Redaktion Dr. Wolfgang Schmierer:		
1	1900	87	31	1979	148
2	1901	100	32	1980	188
3	1903	106	33	1981	256
4	1905	186	34	1982	176
5	1909	115	35	1983	180
6	1911	88	36	1984	242
7	1913	57	37	1985	245
8	1916	48	38	1985	196
9	1923	119	39	1986	224
10	1926	107	40	1987	252
11	1930	133	41	1988	200
12	1939	46	42	1988	224
			43	1989	188
			44	1990	232
			45	1991	236
			46	1992	232
			47	1993	168
			48	1994	196
			49	1995	264
Redaktion Dr. Oscar Paret:			Hefte 1–14, 26–28, 30, 43, 45, 46 und 48 vergriffen, alle anderen lieferbar.		
13	1957	140			
14	1960	66			
Redaktion Heinrich Gaese:					
15	1963	162			
16	1964	203			
17	1965	207			
18	1966	192			
19	1967	164			
20	1968	196			
Redaktion Dr. Willi Müller:					
21	1969	92			
22	1970	116			
23	1971	195			
24	1972	272			
25	1973	141			
26	1974	141			
27	1975	199			
28	1976	161			
29	1977	179			
Redaktion Dr. Paul Sauer:					
30	1978	128			

Bestellungen: Buchhandlung Aigner, 71638 Ludwigsburg, Arsenalplatz